Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Pole, Jude und Franzose

oder:

Die Königsfeinde.

Historisch romantische Zeitgeschichte

Friedrich Wilhelm's IV.

Originel verfaßt
von
Ernst Pitawall.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Möser & Scherl.
Ritter-Straße Nr. 71.

Inhalt des dritten Bandes.

Dritte Abtheilung:

Der königliche Martyr.

Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Schiller.

Wohl wirst Du hingeh'n — hingeh'n ohne Spur,
Doch wird das Elend Deine Kraft erst schwächen
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur:
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.
Herwegh.

Nach dem Tode
Erstrecket wahrer Großen Herrschaft sich
Stets weit und weiter, der Tyrann erlischt.
Herder.

I. Der König und der Dichter.

Es ist dem Menschenherzen zu verzeih'n,
In solchem großen Spiel sich zu betrügen.
Schiller.

Der preußische Hof ist durch den Thronwechsel völlig verändert; er trägt den Character des neuen Königs. Pracht und Luxus treten an die Stelle fast übertriebener Einfachheit, das strenge Ceremoniell ist verschwunden, die Unterhaltung sprudelt von Witz und Geist, Künstler, Gelehrte und Dichter bevölkern das ehedem streng aristokratische Parket: wo man früher nur den Character gewogen, wird jetzt der schimmernde Edelstein der Genialität geprüft, und in den sonnigsten Farben strahlt der König — ein Diamant aus seiner Umgebung von Brillanten. Das Herz floß ihm über, als er vom Throne gesprochen und mit fieberhafter Ungeduld durchstöberte sein Geist das tausendgliedrige Fachwerk des Staates, um überall zu bessern, zu helfen und zu ordnen. Es war, als habe der neue König keinen Schlaf, ehe er nicht ausgeführt, was er zugesagt, so stürmisch folgten die neuen Verordnungen aufeinander, und dennoch wuchs die Unzufriedenheit mit jedem Tage. Man verstand es nicht, daß der König zu vielseitig war, um einseitig zu helfen, und daß gerade deshalb auch nirgends den zu hoch gespannten Erwartungen genügt wurde. Der König wollte Niemand beeinträchtigen, er achtete das Recht des Adels, des Bürgers, des Bauern, er urtheilte über die Wünsche aller Stände mit gleicher Milde und mochte nicht das Recht eines Standes verkümmern, um den andern zu befriedigen. Der König hörte auf den Rath seiner Freunde und Vertrauten aus allen Ständen, sein Ohr blieb Keinem verschlossen, und da er Jedem gerecht sein wollte, konnte es an Widersprüchen nicht fehlen. Er berief freisinnige Männer an seinen Hof und hörte die Warnung der Reactionaire, die pietistische Geistlichkeit forderte strenge Kirchenzucht, der Rationalismus forderte Glaubensfreiheit, Alles bestürmte sein Ohr und suchte Einfluß zu ge-

winnen, aber dies gelang nur auf Stunden, bis ein Anderer kam. „Der König," schreibt Humboldt aus jener Zeit, „thut, was er gerade will, was aus seinen frühbefestigten Vorstellungen sich entwickelt. Er hat nichts aufgegeben von seinem bisherigen Vorhaben und kann jeden Augenblick neue Versuche darin machen, in Betreff der Juden, der Sonntagsfeier, der englischen Bischofsweihe, der neuen Adelseinrichtungen 2c. Er hegt Plane, als sollte er hundert Jahre alt werden, denkt an ungeheure Bauten, Gartenanlagen, Kunstausführungen, auch an Reisen; ein Besuch in Athen ist schon oft zur Sprache gekommen, im Hintergrunde schlummert gewiß eine Wallfahrt nach Jerusalem! Napoleonische Friedenszüge, nach London, St. Petersburg, in den Orient, eroberte Gelehrte und Künstler, anstatt Länder! Kunst und Phantasie auf dem Throne, fanatische Gaukelei umher und heuchlerischer Mißbrauch in Spielereien! und dabei der Mensch wahrhaft geistreich, wahrhaft liebenswürdig, vom besten Willen beseelt! Was wird aus diesen Dingen noch werden?"

Ein andermal schreibt Humboldt:

„Es sei zu befürchten, daß am Ende die Pfaffen ihn doch noch bezwängen, sein munteres Naturell unterkriegten."

Bei der Aufnahme des Juden Rieß in die Academie fragte der König Humboldt:

„Ich hoffe doch nicht, daß Ihr Bruder die Dummheit begangen und in die Statuten gesetzt hat, es dürfe kein Jude in der Academie sein?"

Trotz dieser Toleranz, welche Friedrich II. nicht besessen, der die Wahl Moses Mendelssohn's nicht bestätigte, gelang es den Pietisten, den König immer mehr für sich zu gewinnen, so sehr, daß es bei Hofe Mode ward, pietistisch zu sein, oder Pietismus zu heucheln.

„Der General Leopold von Gerlach," erzählt Humboldt, „fragte mich neckend: Ew. Excellenz gehen wohl jetzt recht oft in die Kirche? Ich antwortete: Das „Jetzt" ist ja sehr freundlich von Ihnen, Sie wollen mir dadurch den Weg anzeigen, auf dem ich meine Carriere machen könnte."

Dem Könige antwortete er eines Tages in ähnlicher Weise. Er nannte im Gespräch mehrmals den Minister des Cultus.

„Sie irren," rief ihm der König zu, „Sie verwechseln hier zwei verschiedene Minister, hier handelte nicht der Minister des Cultus, sondern der Minister der Aufklärung, der ist ein Anderer, als der Minister des Cultus!"

Humboldt, ohne sich stören zu lassen, nahm die Berichtigung an, indem er seiner Rede eiligst einschaltete:

„Also nicht der Minister des Cultus, sondern des Gegentheils."

Schon sechs Monate nach der Thronbesteigung des geistreichsten Königs befürchtete man das unerträgliche Regiment der Pietisten, der Jesuiten in der protestantischen Kirche. Eichhorn und Rochow waren die Männer, von denen man nichts Geringeres als ein Religionsedict erwartete.

„Eichhorn," sagte man, „verlange eine äußere Frömmigkeit, die er selbst nicht theile."

„Diesem öffentlichen Unwillen," schreibt Prutz, „war jede Gelegenheit genehm, sich tumultuarisch, stürmisch an den Tag zu legen, und auch, daß er dabei öfters in's Kindische oder Ungeschickte fiel, kümmerte ihn nur wenig. Der König hatte die Aufführung der Racine'schen „Athalie" gewünscht, dieses Meisterwerks voll erhabenen Schwungs und echter, unvergänglicher Poesie, eine Wahl also, die seinem Geschmack gewiß alle Ehre machte. Aber ist der Stoff der „Athalie" nicht ein religiöser? Athmet das ganze Stück, geschrieben ursprünglich für die Zöglinge eines Klosters, nicht eine ernste, geistliche, ja kirchliche Erhabenheit? Das Publikum also witterte Pietismus, und als nun am 4. Januar die Aufführung der „Athalie" im Berliner Opernhause wirklich stattfand, pfiff das Publikum das Meisterwerk der französischen Dichtkunst mit Glanz aus."

Die Reise des Königs nach England und sein Interesse für die Kirche zu Jerusalem gaben der Unzufriedenheit neuen Stoff. Ueberall witterte man Katholicismus, Sonntagsfeier und Religionszwang.

Die Berliner Studenten bildeten einen Verein „zum historischen Christus", wogegen die Lichtfreunde den Verein der „Berliner Freien" organisirten; Pastor Uhlich in Pömmelte stiftete den Bund der protestantischen Freunde (später Lichtfreunde), der Gustav-Adolphs-Verein trat dagegen wieder mit verjüngter Lebenskraft auf — kurz, es bildeten sich die Heerlager der Pietisten, der Lichtfreunde und der einfach Gläubigen zum offenen Kampf.

Die Unzufriedenheit über die Preßverhältnisse äußerte sich noch dreister, da man von einem Könige, der Gelehrte und Dichter an seinen Hof zog, unbeschränkte Preßfreiheit erwartete. Das Christgeschenk vom 24. December 1841, worin der König die Presse von „unstatthaften Beschränkungen" befreite, erzeugte einen Freudentaumel, der jedoch bald verstummte, als ein neues Censurgesetz kam und es bekannt wurde, daß der König durchaus keine Angriffe auf den christlichen Staat dulden wollte. Als der Schriftsteller Willibald Alexis (Dr. Häring) sich über die Censur beschwerte, schrieb der König:

„Ich habe Ihre Eingabe vom 25. v. M. empfangen und geprüft. Die Censoren des mit derselben eingereichten Artikels

für die Zeitung haben bei Behandlung desselben nicht gegen die Censurvorschriften gefehlt, es ist also kein Grund zur Beschwerde wegen der gestrichenen Stellen vorhanden. Glaubten Sie wegen ungebührlicher Verzögerung sich beklagen zu müssen, so war diese Klage zuerst an den Minister des Innern zu richten. Mit Widerwillen habe Ich einen Mann von Ihrer Bildung und literarischen Bekanntheit durch jenen Artikel unter der Klasse derer gefunden, die es sich zum Geschäft machen, die Verwaltung des Landes durch hohle Beurtheilung ihres, nicht von ihnen begriffenen Geistes vor der großen, meist urtheilslosen Menge herabzusetzen und dadurch ihren schweren Beruf noch schwerer zu machen. Von Ihrer Einsicht, wie von Ihrem Talent hätte Ich Anderes erwartet und sehe Mich ungern enttäuscht."

Zur Stadt Breslau, die sich zur Opposition geschlagen, sagte der König streng:

„Ich kann die politischen Institutionen besser beurtheilen wie Sie."

Die Opposition, das Drängen nach einer Verfassung ging nichts destoweniger durch's ganze Land, vorzüglich in Königsberg, wo Jacobi vier Fragen an den König richtete, und je größer die Erwartungen gewesen, desto lauter murrte jetzt der Liberalismus über die Nichterfüllung der verheißenen Gabe.

Unter den zahlreichen Erscheinungen in der Presse, welche die Freiheit forderten, standen die „Gedichte eines Lebendigen" von Georg Herwegh obenan, deren Poesie Alles berauschte. Der Wohllaut der Verse, der Schwung, die Gluth dieser Lieder riß selbst andersdenkende Männer hin, und als der Dichter jetzt eine Reise durch Deutschland antrat, war es ein wahrhafter Triumphzug, den er feierte. Das Buch war verboten und dennoch ließ der König sich den Dichter desselben vorstellen.

„Es lag vielleicht ein Widerspruch darin," schreibt Prutz,*) „daß der König den Autor eines Buches kennen zu lernen wünschte, das seine eigenen Behörden verboten hatten und das also für und in Preußen rechtlich gar nicht existirte noch existiren durfte. Aber selbst den Widerspruch zugegeben, wie liebenswürdig war er und welch schönes Zeugniß für das warme Herz und die unbefangene, freisinnige Anschauung des Königs! Unwillkürlich erinnerte man sich an jene Ode zu Gunsten der unglücklichen Polen, die einst Platen an den damaligen Kronprinzen von Preußen, den jetzt regierenden König, gerichtet hatte; man hatte damals von einem Briefe wissen wollen, mit welchem der Prinz die Zusendung er-

*) Zehn Jahre.

widert und worin er seine Bewunderung des Dichters, sowie sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß es ihm in seiner augenblicklichen Stellung nicht vergönnt sei, für die unglücklichen Schutzbefohlenen des Dichters mehr als bloßes Bedauern zu haben. Auch in den Herwegh'schen Gedichten befand sich bekanntlich eine Ode an den König von Preußen; sichtlich jenem Platen'schen Gedichte nachgebildet, war sie eben nicht das zahmste Stück der Sammlung. Daß der König sich über diese Polemik hinwegsetzte, daß er auch in dem politischen Gegner nur den Dichter, auch in dem gegen ihn gerichteten Angriff nur das Kunstwerk sah, erfüllte das Publikum mit lebhafter Befriedigung; es war nicht der Dichter, dessen Popularität durch die Audienz, die der König ihm gewährte, am meisten gewann.

„Auch was von den Einzelheiten der Audienz (19. November 1842) im Publikum bekannt wurde, erregte die Theilnahme desselben in hohem Grade. Freilich waren es nur Gerüchte, die darüber verbreitet wurden; aber da denselben niemals und von keiner Seite widersprochen worden ist und da sie ferner zur Characteristik der Zustände und Personen nicht ohne Werth sind, so darf auch wohl der Historiker von ihnen Notiz nehmen. Der Dichter, trotz aller innern Gluth und Leidenschaftlichkeit, äußerlich verschlossen und in sich gekehrt, eine echt schwäbische Natur, hatte sich ziemlich schweigsam, fast schüchtern gezeigt. Desto lebhafter und mittheilsamer, erzählte man, sei der König gewesen. Er habe — sollte er gesagt haben — in diesem Jahre schon einen seiner Gegner bei sich empfangen, Herrn Thiers: allein dem Besuche des deutschen Dichters gebe er den Vorzug. Sie hätten Beide ihr Amt und ihren Beruf zu erfüllen, er selbst als König, Herwegh als Dichter. Der König werde dem seinen treu bleiben, möge es der Dichter ebenso halten.

„Nichts," sollte der König wörtlich weiter gesagt haben, „ist mir so zuwider, wie die Gesinnungslosigkeit; auch die Opposition achte ich, wenn sie nur gesinnungsvoll ist!"

„Schließlich sollte der König dem Dichter mit Beziehung auf seine Jugend und seinen Mangel an practischer Erfahrung „einen Tag von Damaskus" prophezeit haben.

„Inzwischen," schloß er, „wollen wir ehrliche Feinde bleiben!"

Dies sagte der König zu einem Dichter, der gesungen:

„Zieh' heim an Deine Pleiße,
Zieh' heim an Deine Spree,
Nicht jede Fürstenreise
Ist eine Odyssee!"

der gerufen:

„Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gasse!“

und der endlich die Marseillaise gedichtet:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n.

Laßt, o laßt das Verseschweißen,
Auf den Ambos legt das Eisen,
Heiland soll das Eisen sein!“

Herwegh ging nach Königsberg, ließ sich dort von den Liberalen huldigen; aber da ward ein neues Buch von ihm, noch ehe es erschienen, verboten und, prahlend mit seiner Audienz, warf er jetzt dem Könige den Bruch des Versprechens ehrlicher Feindschaft vor. Er schrieb, er wünsche „ein Wort unter vier Augen mit dem Könige zu sprechen“, und sang:

„Und wer mit seinem Gott gegrollt,
Darf auch mit seinem König grollen!“

Das Publicum pfiff ihn aus — das zweite Buch fiel durch; Gensd'armen brachten ihn aus dem Lande — der Poet war dem Fluche des Lächerlichen verfallen! —

Der Kölner Dombau-Verein lud den König zur Feier der Grundsteinlegung des Weiterbaues nach Köln. In Westphalen ward ihm schon der glänzendste Empfang; in Düsseldorf brachte man ihm ein Ständchen. Der König war leicht erkrankt und sagte zu den Deputirten:

„Sie sehen, ich habe mein Lager dem Fenster näher rücken lassen, um wenigstens zu hören; diese Ueberraschung macht mir eine innige Freude und ich bin ganz unglücklich, meinen Dank nicht selbst bringen zu können!“

Ein Jahr später und der König war genöthigt, einen Drohbrief an die Stadt Düsseldorf zu senden.

Ganz Köln war zum Feste geschmückt; der König nahm den Hammer, und als er zum Grundstein hinabstieg, da folgte eine durch ihren Eindruck so unwiderstehliche Scene, wie sie bei der Huldigung ihm die Herzen aller Völker gewonnen.

„Meine Herren von Köln,“ rief er, „es begiebt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau — es ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn ich dies bedenke, so füllen sich meine Augen

mit Wonnethränen und ich danke Gott, diesen Tag zu erleben!

„Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben!

„Deutschland baut sie — so mögen sie für Deutschland, durch Gottes Gnade, Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden. Alles Arge, Unrechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen! Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände, nie ziehe jemals der Geist hier wieder ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja — den Bau des Vaterlandes hemmte.

„Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor neunundzwanzig Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes wandte, derselbe Geist, der, gleichsam befruchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei großen Fürsten, vor zwei Jahren der Welt zeigte, daß er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist der deutschen Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Dompforten Thore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! er vollende! und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland, von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen, von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne geworden, daß sie Eines sind in dem einigen, göttlichen Haupte! Der Dom von Köln — das bitte ich Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland — über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!

„Meine Herren von Köln! Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorrechtet vor allen Städten Deutschlands und sie selbst hat dies auch auf das Würdigste anerkannt. Heute gebührt ihr das Selbstlob. Rufen Sie mit mir und unter diesem Rufe will ich die Hammerschläge auf den Grundstein thun — rufen Sie mit mir dies tausendjährige Lob der Stadt: Alaaf Köln!"

Den biederen, schlichten Erzherzog Johann von Oesterreich begrüßte der König bei der Festtafel mit den Worten: „er begrüße ihn in den uralten Farben seines Hauses, welche ihren Ursprung nahmen von den Wällen von Acre. „Der Name des hohen Gastes weht uns an, wie die Bergluft der Hochalpen."

Der Erzherzog antwortete mit einem Trinkspruch, der ihn sechs Jahre später zum deutschen Reichsverweser machte — er rief:

„Kein Preußen, kein Oesterreich! nur ein einziges Deutschland, fest und stark wie seine Berge!"

Die Begeisterung, welche solche Reden hervorriefen, war jedoch nicht von Dauer.

„Das Völkerleben," schreibt Sternberg,*) „hatte keine Kölner Dome nöthig, es sah überhaupt nicht gern durch gefärbte Scheiben. Der Kölner Dom war ein Zeichen des Triumphs und des Entzückens für eine Partei, und für eine andere ein Merkmal, daß sie auf Realisirung gewisser Hoffnungen nicht bauen dürfe. Die Zeitungen lieferten die Berichte von den Reden des Königs, die er am Fuße des gigantischen Trümmerhaufens gehalten hätte; diese Reden ließen einen tiefen Blick in die Seele eines Fürsten thun, der seinen Thron bestiegen mit der festen Ueberzeugung, daß er ein Augusteisches Zeitalter herbeiführen werde. Der Glaube sollte neu erstarken, ein gemeinsames Band alle Völker umschließen und die Enden dieses Bandes sollten das eine der Fürst, das andere der Priester halten. Und dieser König sollte ein ritterlicher König, ein frommer Weiser und zugleich ein tapferer Heerführer und dieser Priester sollte ein feuriger Glaubensmann, ein Fels der Kirche sein.

„Es ist betrübend zu sagen, aber nie hat vielleicht die Welt zu einer Zusicherung ungläubiger gelächelt als zu dieser. Dieses abkühlende Lächeln wehte die heiße Wange der Begeisterung auf eine so empfindliche Weise an, daß die Begeisterung Zahnschmerzen bekam und sich in ihre innersten Gemächer zurückziehen mußte.

„Die Verstimmung wuchs, als dem Könige in seiner Hauptstadt andere Dinge als Kirchenbauten auftauchten und Fragen ganz neuer Art ihre Lösung verlangten. Das Gesicht der öffentlichen Meinung, die weiße Frau der Fürsten, wurde an der Tapete bemerkbar, mitten unter den kunstvoll gestickten Bildern und Figuren und dieses Gesicht machte keinen angenehmen Eindruck; man mußte nothwendig bemerken, daß es bleich war und eine ernste Miene zeigte.

„Was wollte dieses Gesicht? Rasch wurde ein Tuch darüber gehängt. Doch es geschah, was man nicht vermuthete, die erste Hand, die dieses Tuch lüftete, war die des Königs. Die edle Natur und innere Wahrhaftigkeit dieses Fürsten litt es nicht, daß er in ein absichtliches Verborgenhalten willigte; die Frömmler und Dunkelmänner, wenn sie gehofft hatten, ihn völlig auf ihre Seite zu ziehen, hatten sich ebenso geirrt wie die Reformatoren, die fest

*) Erinnerungsblätter.

geglaubt hatten, nach einigen Demonstrationen und Toasten ihn als den Ihrigen zu besitzen."

Der König folgte mit lebhafter Phantasie jedem Zuge der Zeit; bald schien er dieser, bald schien er jener Richtung sich hinzuneigen, aber die Enttäuschung folgte der Hoffnung.

„Ich und Mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" dieser Wahlspruch leuchtete durch, auch wo der geniale Fürst anders Denkenden begegnete; „kein Blatt Papier zwischen Mir und Meinem Volk und dennoch der Wunsch, vorwärts zu gehen mit der Entwicklung Preußens!"

Der König betrachtete sich als ein christlicher Hausvater, das Volk als seine Familie, für deren Wohl er verantwortlich, der er jedoch nichts von den Rechten geben wollte, die Gott seiner Krone verliehen!

So täuschten sich die Pietisten, die Liberalen, die Reactionaire — der König war ein absoluter Fürst, der liberal dachte, der nicht das Wohl einer Partei, sondern das des ganzen Volkes wollte, aber Heftigkeit und Strenge zeigte, wo man nicht bat, sondern forderte.

Der König von Gottes Gnaden hielt es für seine Pflicht, zu geben, aber sich Nichts nehmen zu lassen.

Man wähnte, den König auf der Bahn, die er selbst angegeben, vorwärts treiben zu können und war unzufrieden, als dies nicht glückte; je größer die Erwartungen gewesen, desto größer war das Mißvergnügen.

Es bildeten sich Parteien. Die Pietisten benutzten die religiöse Richtung des Königs, um den Jesuitismus einzuführen, den Staat unter das Scepter der Kirche zu bringen und die Herrschaft der Priester einzuführen.

Die Junker, die Beamten und das ganze Heerlager der Reaction, dem der liberale Aufschwung ein Greuel geworden, benutzten das strenge Pflichtgefühl des Königs, ihn vor der liberalen Richtung zu warnen, indem sie ihm zeigten, daß man seine Güte mißbrauche, indem sie Uebergriffe der Presse ausbeuteten, ihm in der Bewegung des Fortschritts das Gespenst der Revolution zu malen.

Die Liberalen pochten auf die königliche Verheißung einer Constitution.

Das Treiben und Sichbekämpfen dieser drei Parteien wühlte den Boden auf für die Saat der Demagogen. Die Liberalen ebneten den Revolutionairs den Weg, der Pietismus und die Reaction untergrub ihnen die Liebe des Volkes zur Regierung, machten dieselbe verhaßt und ließen ihre Saat gedeihen.

Der Pole conspirirte von Neuem, der Jude lauerte auf die

Erhebung des Volkes, der Franzose unterwühlte den Thron Louis Philipp's, damit der Krater der Revolution — Frankreich — wieder Feuer speie über ganz Europa.

Wie Gewitterschwüle die springende Seuche verkündete, die anno 1830 Europa verheerte, so ward es schwül in allen Landen und drohende Wolken zogen sich zusammen, als Vorboten der Stürme von 1848. —

II. Alter Haß.

Wir kehren zu unserer Erzählung zurück.

Es sind drei Jahre vergangen, seit Kurt von Rochov in einer Audienz beim Könige Verzeihung für seinen Sohn und dessen Anstellung in einem Infanterie-Regimente erhalten hatte. Georg hatte, um dem Wunsche seines Vaters nachzukommen, sich dem Gericht gestellt, war jedoch, da Moritz Meyer die Erklärung gab, daß er keine Klage gegen Herrn von Rochov erheben wolle, abgewiesen worden. Wir finden ihn in seiner Garnison Danzig; er ist zum Offizier befördert und hat so eben den Befehl erhalten, sich zu der Besatzung von Graudenz zu verfügen.

Georg hat sich in der kurzen Zeit völlig verändert. Das Leben unter der Fahne, in der Genossenschaft von Kameraden, die das Gesetz der Ehre als ihren höchsten Stolz, als ihre liebste Eitelkeit betrachten, die Mühen und Entbehrungen mit Koketterie tragen — dies eigenthümliche, von der Welt abgeschlossene und doch mit der Welt gehende Leben formt den Character und prägt ihn aus. Wie er das Kleid verändert, so war er auch innerlich ein Anderer geworden; das ganze frühere Leben war vergessen; es war, als ob seine Lebensgeschichte erst von dem Tage an datire, wo er das Patent erhalten; nur eine Erinnerung war ihm geblieben, die ihn oft mit sehnsüchtiger Wehmuth beschlich und mit der das Herz nicht fertig wurde.

Das Bild Bertha's von Teskow, die er geliebt und gekränkt, die ihn verachtete und die er doch nicht vergessen konnte, stand wie ein Fragezeichen aus vergangenen Tagen vor dem Herzen, das sich einbildete, Ruhe gefunden zu haben.

Wenn er Bertha's gedachte, war die Erinnerung nicht abgestreift; alle die Bilder seiner Vergangenheit tauchten wie Gespenster auf und er schauderte vor dem Abgrund, an dem er gestan-

den, und es war ihm ein Stich in's Herz, daß es Jemand gab, der ihn verachten durfte.

Georg hatte in der Kameradschaft des Regiments einen Halt gefunden; jetzt, wo er scheiden sollte, trat seine Vergangenheit ihm lebendig vor die Seele. Schamröthe brannte auf seinen Wangen — er hatte nichts gethan, was diese Erinnerung auslöschen, nichts, wodurch er Bertha zwingen konnte, ihm ihre Achtung wieder zu schenken.

Aber wie hätte er sich auszeichnen können! Es war tiefer Friede, sein Dienst war ein Tagewerk, bei dem der Beste nur seine Pflicht erfüllen kann. Er sehnte sich nach Ruhm und Ehre, aber wo sollte er diese erwerben?

Man sprach von einer Gährung in den polnischen Landestheilen der Monarchie. Georg hatte Ursache, die Polen zu hassen, denn obwohl er die Geschichte seiner Mutter nicht kannte, war doch der Polenhaß in ihm von Jugend auf genährt worden; er wußte nichts Anderes, als daß seine Schwester von einem Polen entführt worden und seiner Mutter das Herz darüber gebrochen sei.

Den Namen des Polen hatte ihm der Vater verschwiegen.

Als Georg auf der Reise nach Graudenz des Nachts in Dirschau ankam und in der Passagierstube der Post auf das Umspannen wartete, trat ein hochgewachsener Mann von kräftigem Aussehen in das Zimmer. Der Fremde trug einen polnischen Rock mit Schnüren, hohe Stulpenstiefel und eine lederne Reithose; die an einem Bande über der Schulter hängende Flinte verrieth, daß er von der Jagd kam. Nachdem der Fremde mit einem Blick seiner funkelnden, tiefschwarzen Augen das Publicum der Passagierstube flüchtig gemustert und er bemerkt hatte, daß außer dem Officier nur noch ein Handelsjude und zwei Frauen auf die Post warteten, musterte er den Ersteren in so auffälliger Weise, daß Georg sich mit Mühe bezwang, eine beißende Bemerkung über diese Neugier zu unterdrücken.

Der Conducteur trat in's Zimmer. Georg fragte ihn, ob er einen Platz im Cabriolet erhalten könne.

Der Conducteur bejahte die Frage.

„Haben Sie noch einen Platz frei?" fragte der Fremde in polnischem Accent.

Der Conducteur verbeugte sich.

„Dann reserviren Sie den Platz für meinen Diener. Kann ich Extrapost bekommen?"

Der Conducteur bejahte die Frage, konnte jedoch nicht umhin, einen Blick auf den Offizier zu werfen. Die Worte des Po-

len waren so eigenthümlich betont worden, daß er fühlte, derselbe wolle den Offizier verletzen.

Georg war hoch erröthet; sein Zorn war um so heftiger, als die Beleidigung derartig war, daß er nicht gut darauf antworten konnte.

„Herr Conducteur," wandte er sich zu diesem, „ich wünsche ebenfalls Extrapost."

„Ich bedaure — augenblicklich sind nur drei Pferde disponibel und die hat der Herr Graf so eben bestellt!" antwortete der Conducteur, auf den Polen deutend.

„Ich glaube, daß meine Bestellung jeder anderen vorgeht," entgegnete Rochov; „ich reise im königlichen Dienst, da müssen gewöhnliche Reisende wohl zurücktreten."

„Wenn Sie den Befehl dazu für die Post in Ihrer Marschroute haben, gewiß!" antwortete der Beamte.

Rochov mußte dies verneinen; aber ehe er noch gesprochen, hatte der Pole sich schon in's Gespräch gemischt.

„Ich werde vor Niemand zurücktreten," sagte er zum Conducteur; „Sie haben mir die Pferde zugesagt, folglich sind Sie mein, und käme jetzt Ihr König von Preußen, er müßte warten."

„Das ist eine sehr ungehörige Bemerkung!" sagte Rochov hochfahrend.

„Ich habe Sie nicht um Ihr Urtheil gebeten," lächelte der Pole ironisch; „ich würde dies nicht einmal thun, wenn Sie zehn Jahre älter wären."

„Es war kein Urtheil, sondern eine Zurechtweisung!" entgegnete Rochov, das letzte Wort betonend. „Was Ihre beleidigende Bemerkung anbetrifft," fuhr er dann mit schneidender Kälte fort, „so ist dieselbe entweder kindisch, oder sie soll eine Herausforderung sein; im letzteren Falle würde es mir ein großes Vergnügen gewähren, Ihnen eine Lehre zu geben, wenn Sie Muth genug haben, Ihre Worte zu vertreten."

Der Graf zog statt der Antwort ein Täschchen mit Visitenkarten aus seinem Rock und überreichte dem Offizier eine Karte.

„Das Vergnügen ist auf meiner Seite!" sagte er mit ironischem Lächeln.

Rochov übergab ihm ebenfalls seine Karte, ohne den Polen weiter einer Antwort zu würdigen, steckte die Karte desselben, ohne sie anzusehen, in die Tasche und drehte dem Polen den Rücken.

Nicht so der Pole.

Dieser hatte kaum einen Blick auf die Karte geworfen, als er sich entfärbte und unschlüssig zu sein schien, ob er Rochov nachgehen solle oder nicht. Er schaute sich im Zimmer um, und die Gegenwart anderer Personen, welche der Scene mit Aufmerksam-

keit gefolgt waren, schien ihn jetzt zu bestimmen, von seinem Vorhaben abzustehen. Er wandte sich rasch zur Thür und sagte im Hinausgehen zum Conducteur:

„Ich habe mich anders besonnen, ich werde erst morgen früh fahren. Sie können dem Herrn von Rochov die von mir bestellten Pferde geben; theilen Sie ihm auch mit, daß, falls er den Platz im Cabriolet vorzieht, mein Diener ihn dort nicht belästigen wird.“

Die Worte waren hastig und so laut gesprochen, daß es aussah, als wolle der Pole damit einen Schritt zur Versöhnung thun, was um so befremdender war, als er den Streit absichtlich gesucht hatte.

„Wenn es ein Anderer wäre, als der Graf Dembowski,“ sagte der Conducteur zu Rochov, „dann würde ich glauben, daß er einem Duell aus dem Wege gehen will, aber er ist nicht feig.“

„Was wissen Sie von dem Manne? Ist es wirklich ein Graf?“

„Sie trauen den Adelstiteln der Polen nicht?“ lächelte der Beamte; „da haben Sie Recht; aber Graf Dembowski ist ein echter polnischer Magnat; er stammt aus einem alten Fürstengeschlecht, dessen Stammburg in der Nähe von Graudenz gestanden.“

„Nach seinem Betragen hielt ich ihn für einen arroganten Pächter!“ entgegnete Rochov, indem er seinen Platz im Cabriolet neben dem Conducteur einnahm, da er jetzt keine Ursache hatte, eine theure Extrapost zu nehmen.

„Der Pole wollte sich an Ihnen reiben, da Sie Uniform tragen,“ antwortete der Conducteur, „und es wundert mich um so mehr, daß er zuletzt zahm wurde, als er gerade Ihrem Namen nicht hold sein kann. Ein Herr von Rochov, der früher das Stammgut der Dembowski's besessen, hat vor etwa vierzehn Jahren die alte Ruine abtragen lassen, an der sich noch das Wappen der Familie befand.“

„Ein Herr von Rochov?“ fragte Georg, „das kann niemand Anderes gewesen sein, als mein Vater, er wohnte in der Gegend von Graudenz — aber er hat das Gut erst vor vier bis fünf Jahren verkauft.“

„Dann ist es richtig, Graf Dembowski wohnt erst so lange dort.“

„Sie kennen ihn? Sie glauben nicht, daß er feig ist und mir Genugthuung versagen wird?“

„Graf Dembowski soll bei dem letzten Polenaufstande tapfer gefochten haben; überdem ist er passionirter Jäger und hier in der ganzen Gegend als der beste Schütze bekannt. Es muß seine

besondere Ursache haben, daß er sich nachgiebig zeigt — vielleicht fürchtet er in diesem Augenblick Händel."

Der Conducteur sagte dies in einem so geheimnißvollen Tone, daß Rochov neugierig wurde.

„In diesem Augenblick?" wiederholte er die Worte fragend, „was wissen Sie davon?"

„Wenn Sie mir Ihr Wort geben, mich nicht zu verrathen —"

„Ich verspreche es Ihnen!"

„Es ist wieder eine große Verschwörung im Gange," flüsterte der Conducteur, „die Bauern werden überall aufgehetzt, die polnischen Gutsbesitzer kommen häufig zusammen, man hört von heimlichen Waffenankäufen, kurz — es wird nicht mehr lange dauern und wir haben wieder eine Revolution."

„Das wissen Sie und Sie zeigen es der Regierung nicht an? Sie wollen preußischer Beamter sein und sehen diesem hochverrätherischen Treiben zu, ohne die Polizei aufmerksam zu machen?"

„Ach, Herr Lieutenant," lächelte der Conducteur trübe, „ich wollte gern die Sache anzeigen, wenn das etwas nützte. Die Polizei glaubt es aber nicht, fordert Beweise, die ich nicht habe, und schlägt Lärm; wenn dann die Revolution ausbricht, brennen die Polen mein Haus nieder, wie es neulich schon einem Bauer geschehen ist, der auch den Mund nicht halten konnte. Er fährt nach Marienwerder, um anzuzeigen, daß die Polen im Schloß S . . . Pulver abgeladen haben; die Herren vom Gericht nehmen seine Aussage zu Protocoll, das dauert zwei Tage, dann wird eine Commission abgeschickt, die Sache zu untersuchen, das dauert drei Tage; der Bauer muß mit hinfahren, und als sie ankommen, haben die Polen das Pulver längst fortgeschafft, denn sie haben auch ihre Spione. Der Bauer erhält einen Zopf, muß nach Marienwerder zurück, weil der Schloßherr auf Verleumdung klagt; nach acht Tagen läßt man ihn frei; er kommt nach Hause und findet einen Aschenhaufen."

„Das Feuer kann zufällig ausgebrochen sein —"

„Zufällig?" schüttelte der Conducteur den Kopf, „o nein, man fand eines Morgens an den Mauerresten einen Zettel angeklebt, darauf stand: So geht es allen Verräthern!"

„Aber man thut doch Schritte zur Ergreifung der Verbrecher?"

„Was nützt das?" zuckte der Conducteur die Achseln, „das Unglück ist geschehen. Wenn sie den Brandstifter wirklich ergreifen, so bekommt doch der Bauer seine Habe dadurch nicht wieder!"

„Ist der Schloßherr von S . . . nicht arretirt worden?"

„Man hat ihn verhört, aber er hat Beweise seiner Unschuld

gebracht. Die Polen sind schlau und Einer steht für den Andern, dazu kommt, daß die Regierung sich fürchtet, durch Strenge noch mehr zu erbittern. Man scheut sich, die Polen auch nur im Geringsten zu reizen."

„Das ist ja schlimmer als offener Krieg!" murmelte Rochow.

„Ja wohl," seufzte der Beamte, „wir sind zu milde gegen diese Nation. Die Regierung sagt immer, der Pole habe gleiche Rechte wie der Deutsche, sie will gerecht sein und die Polen sagen offen, daß jeder Deutsche ihr Todfeind sei. Es wird nicht eher anders werden, als bis man sie Alle todtschlägt oder aus dem Lande jagt, denn fügen werden sie sich doch nicht!"

Die Post hielt an der Weichselfähre; jenseits des breiten Stromes lag im Morgenlicht das Städtchen Graudenz und auf grüner Höhe die jungfräuliche Festung, deren Wälle kein Verrath geschändet, die in den Unglücksjahren Preußens den Franzosen getrotzt und ihre Ehre bewahrt hatte.

Jetzt umlauerte tückischer Verrath die stolzen Mauern. Wie lange sollte es noch dauern, bis es dort wieder lebendig ward in dem grünen Wäldchen, das jetzt so friedlich schlummerte unter den Kanonen der Bastionen, bis der Donner der Geschütze Tod und Verderben speien sollte auf die verwegenen Feinde des königlichen Banners, das sich stolz von den Zinnen bauschte?

Das Herz des jungen Mannes schlug höher. Hatte das Schicksal ihn hierher gesandt, um ihn der Ehre theilhaftig werden zu lassen, für König und Vaterland zu fechten?

Nachdem Rochow seine dienstlichen Meldungen abgemacht und sich eine Wohnung gemiethet hatte, suchte er einen Offizier der Garnison auf, um ihn zu bitten, dem Grafen Dembowski seine Forderung zu überbringen.

Der Kamerad, ein Herr von Knauf, ging mit Freuden darauf ein. Das Garnisonsleben in einer kleinen Stadt ist langweilig, ein Duell stets interessant, es giebt für mehrere Wochen Stoff zur Unterhaltung. Dies Duell mußte besonders interessant werden, Rochow schlug sich für die Ehre der Uniform, er war als Offizier und als Preuße beleidigt, der Gegner war ein Feind des Vaterlandes, die Sache mußte Aufsehen erregen, hier war kein Bedenken.

„Sie wünschen Degen oder Pistolen?" fragte Knauf.

„Ich überlasse meinem Gegner die Wahl der Waffen," antwortete Georg; „ich ziehe jedoch Pistolen vor, wünsche eine möglichst geringe Distance und die Verabredung, daß nur ein ernstes Resultat das Duell beendigen darf."

Das Antlitz des Offiziers strahlte vor Vergnügen. Er bot Rochow die Hand.

„Sie sind ein ganzer Mann, Herr von Rochov," sagte er; „ich bitte um Ihre Freundschaft. Duelle ohne Resultate sind Spielereien. Sie schießen doch gut?"

Georg zuckte die Achseln.

„Der Pole," antwortetete er, „schießt, wie ich höre, ausgezeichnet, ich habe seit Jahren keine Pistole in der Hand gehabt, gerade deshalb wünsche ich kurze Distance."

„Bravo!" rief Knauf, den Bart streichend, als wolle er Rochov es verbergen, daß seine Miene ernster geworden war; „je näher dem Gegner auf den Leib, desto besser. Aber wollen Sie sich nicht einschießen? ich habe Pistolen — das kann Ihnen Niemand verargen —"

Knauf setzte die letzten Worte hinzu, weil Rochov ihn mit Befremden ansah.

„Ich halte das Duell nur dann für einen ehrlichen Kampf," entgegnete Georg, „wenn man dem Zufall die Entscheidung überläßt. Aus diesem Grunde sind ja auch die gezogenen Waffen verboten. Mag es Gebrauch sein oder nicht, es widerstreitet meinem Gefühl, mich zu einem Duell einzuschießen — es würde mir das so vorkommen, als bereitete ich mich zu einem Todtschlage vor. Ich habe mich schon einmal geschossen und weiß daher, wie ich mich dabei zu verhalten habe, das Uebrige liegt — in der Hand Gottes!"

Knauf drückte die Rechte Georg's. Der Ausdruck, mit dem er ihn jetzt anschaute, sprach Bewunderung aus.

„Sie haben," fragte er, „Ihren Gegner verwundet?"

„Nein, es fand das Gegentheil statt."

„Ich freue mich, einen braven Soldaten auf der Mensur zu sehen," rief Knauf; „bei meiner Ehre, ich wollte mein bestes Pferd darum geben, wenn die Kugel des Polen vorbei geht!"

Noch an demselben Tage ritt Herr von Knauf nach M . . ., um dem Grafen Dembowski die Forderung Georg's zu überbringen.

Wie ruhig auch Georg dem Kameraden erschienen war, seine Pulse schlugen doch in fieberhafter Hast. Das erste Duell hatte er in persönlichem Hasse unternommen; erbittert, des Lebens satt, halb verzweifelt, Scham über sich selbst im Herzen, war er damals in der Leidenschaft auf die Mensur gegangen, ohne an den Ausgang des Kampfes zu denken, nur Haß und Groll sprühend gegen den Gegner — heute schlug er sich aus Pflichtgefühl mit einem Manne, den er nie zuvor gesehen, der nicht ihn, sondern seinen Stand beleidigt hatte — ja, der seine Worte zu bereuen schien, als er seinen Namen erfahren. Heute trieb ihn nicht die Leidenschaft auf den Kampfplatz, sondern das „Muß" der Ehre,

heute sollte er vielleicht mit seinem Blute das Recht bezahlen, die Uniform tragen zu dürfen.

„Und wenn er dich zum Krüppel schießt?“ Rochov hatte erst seit einigen Jahren den Werth des Geldes kennen gelernt, die Entbehrungen hatten ihn den Leichtsinn bereuen lassen, mit dem er sein Vermögen verschwendet — jetzt, wo er den Ernst des Lebens kennen gelernt, fühlte er um so tiefer die Bedeutung des Duells.

„Wenn er dich zum Krüppel schießt, wenn du den Abschied nehmen mußt,“ dachte er, „dann bist du ein Bettler, du hast noch keine Pension erdient!“

Diese Betrachtungen stimmten ihn trübe, aber sein Entschluß ward darum nicht schwankend. Der Umstand, daß er als Offizier nicht zurücktreten konnte, ohne den Dienst quittiren zu müssen, trug Nichts dazu bei, ihn auf seinem Vorhaben bestehen zu lassen, die Gesetze der Standesehre stimmten mit seinem innersten Gefühl überein und so trübe er sich auch die Folgen malte, sein Wille stand unerschütterlich fest.

Knauf kehrte zurück.

„Das ist ein aparter Handel,“ sagte er; „der Graf schickt Ihnen diesen Brief, statt mir seinen Secundanten zu nennen, und dennoch sah er gerade nicht aus, als wollte er Entschuldigungen machen!“

Rochov erbrach das Schreiben.

„Herr Baron,“ lauteten die Zeilen, „als ich Ihnen in Dirschau herausfordernd gegenüber trat, kannte ich Ihren Namen noch nicht, ich sah nur die Uniform einer Macht, welche das Recht und die Freiheit meines Vaterlandes unterdrückt. Sie werden bemerkt haben, daß ich mein Benehmen gegen Sie veränderte, sobald ich Ihren Namen erfuhr; aus Ihrer Forderung ersehe ich, daß Sie das Verhältniß nicht kennen, in dem wir zu einander stehen. Ihr Herr Vater hat Ihnen jedenfalls mitgetheilt, daß Sie eine Stiefschwester besitzen, die er grausam verstoßen, weil sie der Neigung ihres Herzens folgte; er hat Ihnen vermuthlich den Gatten derselben in den düstersten Farben geschildert, aber, wie es scheint, Ihnen den Namen desselben verschwiegen. Ich bin der Gatte Ihrer Stiefschwester, ein Duell ist daher zwischen uns — wenigstens für mich — unmöglich. Ihr Herr Vater hat mir und meiner Frau die Ursache des Todes von Mariens Mutter zur Last gelegt; trotz der grausamen Bitterkeit, mit welcher Ihr Herr Vater meine Frau verfolgt, hegt dieselbe Gefühle der Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen ihren Pflegevater und dessen Familie, ich würde sie daher schmerzlich betrüben, wenn ich ihrem Stiefbruder feindlich oder gar mit den Waffen gegenüber

träte. Ich wiederhole, daß meine gereizte Auslassung nicht gegen Ihre Person gerichtet war, sondern durch die Farben hervorgerufen wurde, die Sie tragen und die einem polnischen Patrioten verhaßt sind. Fordern Sie als Offizier für dieselben Genugthuung, so bin ich bereit, mich Ihnen zu stellen, bemerke jedoch ausdrücklich, daß ich mich völlig passiv verhalten werde; sollte Ihnen meine Erklärung genügen, so giebt Ihnen dies Schreiben den Belag dafür, daß Sie den Anforderungen der Ehre Genüge gethan haben. Indem ich es Ihnen überlasse, den Weg einzuschlagen, der Ihnen am zweckmäßigsten erscheint, füge ich hinzu, daß ich morgen, früh 6 Uhr, mit einem Freunde in dem Wäldchen bei A. sein werde und dort bis 7 Uhr mich Ihnen für den Fall, daß Sie die Angelegenheit mit Waffen beenden wollen, zu Ihrer Disposition stellen werde.

Ich habe die Ehre, zu zeichnen

Graf Dembowski."

Dieser Brief klang ganz anders, als Rochov es erwartet hatte, und er regte Gefühle an, die ganz verschieden von denjenigen waren, die ihn soeben noch beschäftigt hatten. Die Sprache des Polen zeichnete den Character des Mannes ganz anders, als wie sein Vater ihm den Gatten Mariens geschildert hatte. Dembowski war ein Feind, aber ein ehrlicher; er beklagte es, dem Verwandten seiner Frau feindlich gegenüber zu stehen — er war ein Pole, aber ein Ehrenmann, der auch die Gefühle Anderer zu respectiren wußte.

Dembowski war bereit, Genugthuung zu geben, aber er erklärte, daß er nicht schießen werde, daß ihm die Person des Stiefbruders seiner Frau heilig sei. Durfte er — Rochov — jetzt das Blut eines Mannes fordern, der ihm gegenüber wehrlos war, sollte er auf den Gatten seiner Stiefschwester schießen?

Und doch — das Kleid, das er trug, war beschimpft, der Pole erklärte offen, daß er es mit Absicht angegriffen, er mußte Genugthuung fordern, wenn er den Rock länger mit Ehren tragen wollte.

„Lesen Sie und rathen Sie mir!" sagte Georg, Knauf den Brief reichend; „Sie hatten Recht — es ist ein sehr verwickelter Handel."

Herr von Knauf las das Schreiben und wurde ebenfalls nachdenklich, als Georg ihm das Verhältniß andeutete, in welchem Marie das elterliche Haus verlassen hatte. Der Brief des Polen hatte beide Offiziere sich in seine Lage versetzen lassen und dadurch versöhnlicher gestimmt; sie mußten es sich sagen, daß der Pole nicht ohne Ursache die Unterdrücker seines Vaterlandes haßte,

daß sie in ähnlichen Verhältnissen ebenso handeln würden. Der ehrliche Feind hat immer die Sympathieen des Ehrenmannes und auf diese hatte sich Dembowski in seinem Schreiben an Georg berufen.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte Knauf nach einer Pause.

„Wenn Sie mir keinen Rath geben," antwortete Georg, „der meine Zweifel beseitigt, so denke ich morgen nach dem Wäldchen zu reiten und es der Eingebung des Augenblicks zu überlassen, wie ich diesen Streit mit Ehren beende."

Knauf konnte diesem Entschlusse nur seine Beistimmung geben, beide Offiziere ritten daher, die Pistolen in den Satteltaschen, am andern Morgen nach dem Wäldchen bei A.

Dembowski war bereits vor ihnen auf dem verabredeten Rendezvous eingetroffen; er war von einem Herrn begleitet, dessen hohe Gestalt ihn weit überragte. Graues Haar und ein schneeweißer Bart gaben diesem Manne, dessen gebräunte Züge, trotz der Furchen, die das Alter gezogen hatte, kühn und stolz ausschauten, ein ehrwürdiges Ansehen.

Als die Offiziere sich näherten, ging ihnen der Fremde entgegen, machte gegen Knauf, der sich zu ihm wandte, eine abwehrende Bewegung und schritt auf Rochov zu.

„Ich habe an Sie und nicht an Ihren Secundanten Worte zu richten," sagte er, gleichsam das Ungewöhnliche dieses Verfahrens entschuldigend, „meine Auslassung wird dies zur Genüge erklären. Herr von Rochov," fuhr er fort, indem er dicht zu Georg herantrat, als dieser vom Pferde gestiegen, „der Graf Dembowski wird Ihnen auf meinen Wunsch jede Erklärung geben, welche nöthig ist, um Sie zu befriedigen, er und ich werden gegen jeden Dritten auftreten, der diesen Schritt meines Freundes als Feigheit bezeichnen sollte; Ihnen allein werde ich die Gründe unserer Handlungsweise auseinandersetzen, daß ein Duell nicht stattfinden darf. Ihre verstorbene Mutter ist von einem Manne tief beleidigt worden, derselbe wurde der Todfeind Ihres Herrn Vaters. Ihre Eltern haben ihm verziehen, er hat gebüßt, aber er ist noch tief in ihrer Schuld und betrachtet Sie als den Erben derselben. Ich bin der Mann, der sein Leben hingeben würde, um Sie vor einer Gefahr zu bewahren — unterbrechen Sie mich nicht — ich bin deshalb nicht Ihr Freund, ich will keinen Dank, ich handle, wie ich es vor meinem Gewissen verantworten muß. Ich trage eine Schuld ab, die mich quält — um meinetwillen, nicht um Ihretwillen. Der Graf Dembowski ist Ihr Schwager, mir steht er noch näher, ich habe ein Recht, zu fordern, daß er Ihre Stiefschwester glücklich macht — sie gehört ihm nur unter der Bedin-

gung an, daß er niemals gegen einen Rochov die Waffe erhebt. Der Graf wäre eidbrüchig, wenn er auf Sie schösse; er wollte sich Ihnen stellen, aber auf meine Bitte ist er bereit, auch dies zu unterlassen und Ihnen eine Ehrenerklärung zu geben. Ihr Herr Vater war durch und durch ein Ehrenmann — ich bin überzeugt, daß Sie es meinem Freunde, Ihrem Schwager, nicht entgelten lassen werden, daß er gezwungen ist, ein altes Versprechen zu erfüllen. Sie werden es ihm nicht schwerer machen, als es nöthig ist!"

Die letzten Worte waren in einem weichen, fast bittendem Tone gesprochen.

„Sie haben sich in mir nicht getäuscht," antwortete Rochov, und sich leicht verbeugend, schritt er auf Dembowski zu, indem er Knauf einen Wink gab, ebenfalls heranzutreten.

„Herr Graf," redete er Dembowski an, „es war nicht Ihre Absicht, meine Person zu beleidigen, Sie ließen Ihren Unmuth an dem Ersten Besten aus, der eine, Ihnen nicht willkommene Uniform trug. Ich höre, daß Verhältnisse eigenthümlicher Art Ihnen ein Duell mit mir verbieten, ich erkenne die Gründe als triftig an — trotzdem muß ich Sie bitten, Ihren Angriff gegen den Stand, dem ich angehöre, zurückzunehmen. Ihr Secundant hat mir mitgetheilt, daß Sie dazu bereit sind; ich bin überzeugt, daß Sie bei ruhiger Ueberlegung gefunden haben werden, daß Sie zu weit gingen. Der brave Soldat achtet seinen Feind — wir nennen die polnischen Soldaten von Ostrolenka Helden, Sie werden von uns ebenso sprechen, wenn wir Gelegenheit gehabt haben werden, diesen Namen zu verdienen, auch dann, wenn es Polen gegenüber geschehen sollte — oder habe ich mich in den Grundsätzen der Billigkeit getäuscht?"

„Durchaus nicht," entgegnete Dembowski, dessen Miene immer heiterer wurde; „ich sage es sogar jetzt freudig und gern, daß ich mich der Scene in Dirschau schäme —"

„Dann darf ich wohl meinen Schwager begrüßen?" wandte sich Georg fragend zu Knauf und als dieser ihm zunickte, fuhr er zu Dembowski fort: „Ich bedaure es, daß wir politische Gegner sein müssen; aber ist Ihr Groll so tief, daß Sie politische Feindschaft auf Personen übertragen, die schon geboren waren, als der Zwist am heftigsten brannte?"

Statt der Antwort bot ihm Dembowski die Hand; der edle Pole schämte sich nicht einzugestehen, daß er über seine Leidenschaft erröthen müsse.

Georg sah den Secundanten des Grafen in heftiger Bewegung der Scene lauschen und, der Regung seines Herzens fol-

gend, bot er auch diesem die Hand, aber der Pole machte keine Miene, den Gruß anzunehmen.

„Wollen Sie mir die Hand nicht geben?“ fragte Georg erröthend.

„Sie wissen nicht, Wem Sie die Hand bieten!“ entgegnete der Fremde ernst; „um Ihretwillen nehme ich sie nicht an — sagen Sie Ihrem Herrn Vater, unter welchen Verhältnissen Sie mit dem Grafen Poninski in Berührung gekommen und er wird Ihnen mein Benehmen erklären.“

Damit verbeugte sich der Pole tief, als wünsche er das Gespräch abgebrochen zu sehen.

„Herr von Rochov,“ begann Dembowski, als fasse er einen plötzlichen Entschluß, „meine Frau würde sehr glücklich sein, wenn sie ein Glied Ihrer Familie wiedersehen könnte. Wenn Sie Ihrer Stiefschwester diese Freude machen wollen, so werden Sie ein willkommener und geehrter Gast in meinem Hause sein und meine Gegenwart wird Ihr Wiedersehen nicht stören.“

Georg verbeugte sich zusagend und die beiden Polen nahmen Abschied.

„Haben Sie die eigenthümliche Einladung gehört?“ fragte Georg seinen Freund.

„Der Pole,“ antwortete Knauf, „bezeichnet die Grenze sehr bestimmt, welche er inne gehalten wissen will — jetzt glaube ich daran, daß wir nächstens einen Aufstand erleben werden!“

„Und ich,“ murmelte Georg für sich, „bedaure es, daß solche Männer kein Vaterland haben — diese beiden Polen haben mich die Nation anders beurtheilen gelehrt — es ist der Groll des Unglücks, die Bitterkeit der Verzweiflung, nicht Uebermuth und Bosheit, was sie immer und immer wieder zu den Waffen ruft und sie treibt, mit dem Schädel gegen die Mauern zu rennen. Der Jude fügt sich scheinbar und vergiftet heimlich die Brunnen seiner Feinde, unterwühlt ihre Saat und lauert, sie zu verderben — der Pole schreit nach Rache und blutet für sein Recht.“

„Auf Polen lastet ein Fluch — die Juden aber sind den Christen zum Fluche geworden; der Wucher ist der Vampyr, der nicht ruht, bis sein Opfer welk ist wie das fallende Blatt im Herbste —“

„Und man bekämpft die Polen, verweigert ihnen ein Stück Land, legt sie als Aufrührer in Ketten; aber die Juden — die Juden will man emancipiren und man adelt die Banquiers für Geld!“

Das waren die Gedanken, mit denen Georg von Rochov von dem Rendezvous im Wäldchen bei A. heimkehrte.

III. Der Königsmörder.

Die Luft ist schwanger von Verbrechen.
Byron.

Der Baron Haper hatte sich ein Hotel Unter den Linden gemiethet; dasselbe war fürstlich ausgestattet, seine Pferde und Equipagen waren die elegantesten Berlins. Seit dem Tage, wo er einen Vertrag mit seinem Bruder geschlossen hatte, war Moritz Meyer fast täglich in seinem Hause, denn die Geschäfte gingen gut und Moritz sah, daß er reich wurde durch die Rathschläge seines Bruders.

Der Baron Haper sitzt an seinem Schreibtisch; er hat Briefe erhalten, die ihn sehr zu interessiren scheinen. Den Kopf auf die Hand gestützt, ist er in tiefes Nachdenken verloren und bemerkt es nicht, daß sein Bruder in's Zimmer tritt.

„Du versäumst das Geschäft bei der Arbeit!" lächelt Moritz, dessen Antlitz hoch geröthet ist; „Du warst nicht auf der Börse und doch waren heute zu verdienen Tausende. Die polnischen Papiere steigen —"

„Hast Du gekauft?" lächelte Haper aufschauend.

„Ich kaufte für Dreißigtausend zu sechszig ein halb und sie stiegen zu Ende der Börse auf siebzig."

„Du kannst von Glück sagen, wenn Du sie morgen los wirst für Fünfzig!"

„Du hast Nachrichten?" erbleichte Moritz, „und Du hast mich nicht avertirt —"

„Ich bekam die Briefe, wie ich gehen wollte zur Börse — es ist möglich, daß die Nachrichten morgen noch nicht bekannt werden, denn ich habe sie durch expresse Boten. Der Kaiser will den Katholicismus in Polen beseitigen und hat drei Tausend freie Leute fortschleppen lassen, um als Kronbauern die Steppen Rußlands zu bevölkern."*)

„Es ist Balsam für mein Ohr, daß seine Geißel trifft die Gojims —"

„Auch die Juden!" rief Haper; „allen Juden ist aufgegeben, sich innerhalb 50 Werst von der Grenze nicht blicken zu lassen. Der Czar läßt den Ansässigen nur zwei Jahre Zeit, ihre Häuser zu verkaufen und sich im Innern anzusiedeln."

Moritz Haper faltetete die Hände.

*) Illustr. Chronik 1844.

„Der Zorn Gottes," murmelte er, „trifft sein Volk hart — aber was hat das zu thun mit dem Fallen der polnischen Papiere?"

„Ich habe einen Brief von Dembowski, der schreibt, daß die Russen finden werden Waffen und Pulver bei den Juden, Alles, was sie eingeschmuggelt haben für den Aufstand; ferner höre ich, daß die Oesterreicher Krakau ihrem Lande einverleiben wollen."

„Du hast Recht," seufzte Moritz, „die Papiere werden fallen und ich verliere Tausend — aber ich wollte den Verlust tragen mit Freuden, wenn die Nachrichten anders wären. Die Polen werden jetzt einen Aufstand nicht wagen."

„Sie werden ihn wagen," entgegnete Haper, „denn sie sind Thoren, ihr Haß kann nicht rechnen, er will nur den Durst nach Blut kühlen!"

In diesem Augenblicke trat ein Diener in's Zimmer und überreichte Haper ein Billet.

Der Baron warf nur einen Blick in das Schreiben und zuckte die Achseln.

„Wartet der Mann?" fragte er.

Der Diener verbeugte sich bejahend.

„Lasse ihn heraufkommen!"

„Vermuthlich eine Bettelei —" flüsterte Haper seinem Bruder zu, indem er ihm das Billet reichte; „ein abgedankter Bürgermeister, der mir eine Empfehlung von Robert Blum schickt."

Moritz Meyer las das Schreiben halblaut.

„Das ist ein sonderbarer Brief," lächelte er; „Blum schreibt, der Mann sei zu benutzen, das Datum ist zehn Jahre alt und der Bittsteller fügt kein Wort der Erklärung hinzu —"

Der Eintritt des Bittstellers unterbrach den Sprechenden. Es war ein langer, hagerer Mann, dessen Antlitz von Pockennarben entstellt, die Miene finster, verschlossen, der Blick scheu — es konnte Einem unheimlich werden in der Nähe dieses seltsamen Mannes.

Der Fremde ist derselbe Mann, der den Studenten Sand beim Wartburgfest anredete und bitter lächelte, als der Jüngling von Freiheit sprach.

Der Fremde stutzte, als er Haper nicht allein fand.

„Wer von Ihnen, meine Herren," fragte er, „ist der Baron Haper?"

„Ich bin es," lächelte Haper; „dieser Herr ist mein Bruder. Darf ich nun auch Sie nach Ihrem Namen fragen?"

„Herr Baron, ich wünschte Sie allein zu sprechen —"

„Ich habe vor meinem Bruder keine Geheimnisse," antwortete Haper, dem es vor dem Alleinsein mit diesem Manne graute.

„Ich bitte darum, Sie allein sprechen zu können."

Moritz verließ das Zimmer.

„Kann ich jetzt erfahren," fragte Haper, „mit wem ich die Ehre habe —"

„Herr Baron," entgegnete der Fremde trübe, „fragen Sie nicht nach dem Namen, ich möchte unbekannt bleiben, und es wäre möglich, daß es günstig für Sie ist, wenn Sie einmal beschwören können, ihn nicht gewußt zu haben — heute bin ich ein Unglücklicher, morgen vielleicht etwas Schlimmeres. Gilt die Empfehlung Blum's oder nicht?"

„Ich kenne Ihre Wünsche noch nicht — in dem Briefe steht kein Name — verzeihen Sie; aber es wäre möglich, daß Blum dies Billet einem Andern gegeben hat, daß Sie kein Recht darauf besitzen —"

„Dann empfehle ich mich Ihnen," sagte der Fremde, sich nach der Thür wendend; „ich kann weder, noch mag ich Beweise geben!"

Haper wurde stutzig. Das war kein gewöhnlicher Bittsteller, der so sprach; er fühlte instinctmäßig, daß in diesem Manne etwas Großes, Ungeheures vorging, da er so schroff Vertrauen forderte.

„Bleiben Sie," rief er ihn zurück; „ich glaube Ihnen. Was wünschen Sie?"

Der Fremde drehte wieder um.

„Ehe ich Ihnen mein Anliegen nenne," sagte er, „muß ich Sie um die Beantwortung einer Frage bitten: Halten Sie es für ein Verbrechen, wenn man sich sein Recht erzwingt?"

„Nein," antwortete Haper, den Blick lauernd auf den Fremden heftend; „aber es ist oft nicht klug."

„Die Klugheit in Ehrensachen ist Feigheit," entgegnete der Fremde düster, „aber die Vorsicht ist erlaubt. — Mein Anliegen geht dahin, daß Sie mir hundert Thaler leihen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen das Geld morgen um diese Stunde zurückerstatte, wenn ich es nicht gebrauche — im entgegengesetzten Falle — müssen Sie es als ein Opfer betrachten, welches Sie zur Rettung eines Unglücklichen hingegeben haben. Sie sind reich — das erklärt meine Bitte; mehr kann ich nicht sagen."

„Ich will mich nicht in Ihr Geheimniß drängen," lächelte Haper, „aber eine Frage müssen Sie mir für dies Opfer zugestehen. Wozu wollen Sie das Geld im unglücklichen Falle benutzen? Hundert Thaler sind zu wenig, um einen Menschen zu retten. Eine offene Antwort könnte mich bewegen, Ihnen mehr zu leihen."

„Das Geld genügt mir,“ antwortete der Fremde kurz; „ich bitte um Ja oder Nein.“

Haper trat dicht an den Fremden heran.

„Ja,“ flüsterte er, den Blick durchbohrend auf den Fremden heftend; „aber mit hundert Thalern kommen Sie nicht bis nach Hamburg!“

Der Fremde erbleichte.

„Woher wissen Sie,“ stotterte er, „daß ich fliehen will?“

„Pst,“ sagte Haper, „jetzt will ich nichts hören. Hier“ — damit nahm er aus seiner Brieftasche einige Tresorscheine — „hier sind Zweihundert Thaler, ich wünsche Ihnen, daß Sie sie nicht brauchen!“

Der Fremde dankte, steckte das Geld ein und ging. In der Thür drehte er sich noch einmal um.

„Zerstören Sie das Billet,“ sagte er, „Sie haben mein Ehrenwort über das Geld — wenn ich es brauche, wird Niemand erfahren, wer mir die Summe gegeben.“

„Moritz,“ flüsterte Haper seinem Bruder zu, als derselbe wieder eintrat, halte Dich in den nächsten Tagen zu Hause, es können große Dinge geschehen, vielleicht brauchen wir Geld, um Staatspapiere billig einzukaufen!“ —

Der Fremde, als er das Haus des Banquiers verlassen, eilte hastigen Schrittes nach der Königsstadt, durchwanderte das Gewirr von Straßen, bis er das Landsberger Thor erreichte.

Hart am Thore lag ein ärmlicher Gasthof. Er trat hinein, stieg zwei baufällige Treppen hinauf und öffnete eine niedrige Thüre.

Ein junges Mädchen, das seine Schritte gehört, kam ihm entgegen. Ihr Auge suchte ängstlich aus seiner Miene zu lesen, was er für Nachrichten bringe.

Der Fremde schlang seinen Arm um ihren Nacken und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

„Du hattest Recht,“ sagte er, „auch diese Hoffnung war vergebens. Das Ministerium hat mir mein Gesuch in harten Worten zurückgegeben. „Der ehemalige Bürgermeister von Storkow und Lieutenant a. D.,“ lautet der Bescheid, „hat es sich selbst zuzuschreiben, daß er außer Brod ist, ein nochmaliges Anrufen der königlichen Gnade wird ihm hiermit bei Androhung von Einschließung untersagt.“

Die Wange des jungen Mädchens färbte sich vor Unwillen dunkelroth.

„Das kannst Du so ruhig sagen?“

Der Vater antwortete nicht. Er seufzte tief auf — dann streifte er sanft ihren Arm ab, den sie um seinen Nacken geschlungen.

„Ich muß wieder fort," sagte er, „bete für mich, denn ich gehe einen schweren Gang. Bete, Kind, bete!"

Die Worte waren mit zitternder Stimme gesprochen, sein Auge ward feucht — es war, als nähme sein Blick Abschied von der Tochter.

„Vater," rief sie in Todesangst, „Du hast etwas Entsetzliches vor! Du denkst an Selbstmord —"

„Bei meiner Ehre," entgegnete er hastig, „das wäre feig und thöricht — ich sage Dir — bete, daß ich das vermag, was ich niemals gekonnt — ich will bitten! bitten — für Dich — für mich. Für Dich, damit Du nicht hungerst, für mich, damit ich nicht zum Verbrecher werde — bete!"

Damit riß er sich von der Tochter los und, als scheue er sich, ihr Rede zu stehen, floh er aus dem Zimmer.

— — — — — —

In Charlottenburg liegt einsam das Mausoleum.

Es ist ein heißer Tag; unter den Bäumen, die das Grab der Eltern beschatten, wandelt der König.

Friedrich Wilhelm IV. liebt diesen einsamen Pfad — er wandelt ihn, wenn die Sorge sein Herz beschleicht, wenn es bitter werden will über den Undank des Volkes, das ihn nicht versteht, wenn er sich sammeln will für neue Arbeit.

Der König ist leidenschaftlich; er mag nicht gestört sein auf diesem stillen Gang in seinem Garten, wo er die Gedanken zu Dem richtet, der ihm die Krone gegeben, und wo er an das Vermächtniß des Vaters denkt.

Er wandelt raschen Schrittes dem Mausoleum zu, sein kurzes Gesicht bemerkt es nicht, daß dort im Gebüsch ein Mann auf ihn harrt, der sich heimlich hier eingeschlichen, um ihn zu stören — er sieht ihn nicht eher, als bis der Mann dicht zu ihm herantritt, plötzlich auf die Kniee stürzt und ihm ein Schreiben darbietet —

Erschrocken vor dieser schnellen Bewegung prallt er einen Schritt zurück. Hier darf Niemand sein, wenn er hier wandert — es ist ein Verbrechen, ihm hier zu nahen.

Er ist König — man darf ihm nicht in den Weg treten. Der Mann liegt da wie ein Flehender, aber das Haar flattert wild um die Stirn, das Auge blitzt.

„Fort!" ruft der König; „gehen Sie mir aus dem Wege!"

Der Mann wirft sich ihm, als er ausweichen will, in den Weg und ruft:

„Majestät, ich bin der Bürgermeister Tschech!"

Er will den König nicht vorbei lassen —

„Aus dem Wege!" ruft der König und schreitet vorüber.

Hat er den Mann dabei berührt oder nicht? — — Tschech springt wild auf und ruft:

„Ich bin Offizier gewesen — Genugthuung darf ich nicht fordern — was soll ich thun?“ —

Der König setzt seinen Weg fort. Er befiehlt nicht, den Mann zu ergreifen, er sagt zu Niemand ein Wort von der Begegnung. Das Unpassende, ja, das Verbrecherische hat er damit bestraft, daß er den Mann nicht anhörte, jetzt grollt er ihm nicht mehr.

Vielleicht bereut er es sogar, daß er den Bittenden nicht gehört, denn sein Herz ist weich. Der Mann, der ihm in den Weg getreten, hat nicht das gewollt, was der König, vielleicht über die heftige Bewegung erschrocken, vermuthete; er hat ihm gewaltsam den Weg vertreten, aber er hat ihn gehen lassen — der Mann konnte schlimmere Absichten haben — —

Am andern Tage, als der König mit seiner Gemahlin soeben den Reisewagen bestiegen hatte, um nach Schlesien zu fahren, und die Menge im Portale des Schlosses zu Berlin den Monarchen zum Abschied begrüßte, sprang ein langer, in einen Mantel gehüllter Mann plötzlich auf den Wagen zu und feuerte ein Doppelterzerol auf den König ab.

Ein Kugel flog über dem Kopfe der Königin vorbei, die andere traf den Monarchen, verletzte ihn jedoch nur unbedeutend, denn ihre Kraft war durch den Mantel und die Watte der Uniform geschwächt.

Der Mann wollte fliehen, aber das Volk ergriff ihn und die Gensd'armes mußten den Verbrecher vor der Wuth der Menge schützen.

„Es ist Nichts, Kinder! Ich bin unversehrt — beruhigt Euch!“ rief der König der Menge zu, die schamerröthend, daß so etwas zum ersten Male in Preußen geschehen, an den Wagen drängte — und freundlich grüßend fuhr er davon, während man den Verbrecher in den Kerker schleppte.

Die Untersuchung dauerte mehrere Monate, da Niemand dem offenen Geständniß des Mörders glaubte und ihm politische Motive unterschob. Das schroffe, abstoßende Wesen Tschech's erschien als Hartnäckigkeit; man bezweifelte, daß ein Mann nur aus dem Grunde, weil er vorgab, persönlich beleidigt zu sein, den Königsmord unternommen habe.

Der Einzige, der seiner Aussage Glauben schenkte, war — nach dem Folgenden zu urtheilen — der König.

Die Untersuchung hatte kein Resultat; man fand weder Mitschuldige, noch irgend ein Anzeichen, welches den Verdacht bestätigte, daß Tschech eine politische Handlung mit dem Morde beab-

sichtigte — sein Geständniß, daß er Privatrache ausgeübt habe, sprach ihm das Urtheil.

Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode durch das Rad und Schleifung des Körpers nach der Richtstätte.

Der Minister legte das Urtheil dem Könige zur Bestätigung vor.

Wenn das Gericht sein Urtheil fällt, dann spricht es nach dem Buchstaben des Gesetzes, es hat keine Verantwortung als die, dem Gesetze genügt zu haben; ob das Gesetz hart ist oder milde, das berührt nicht das Gewissen des Richters; für ihn ist der Verbrecher ein Mann, dessen Namen, sobald das „Schuldig" erwiesen ist, nur in diese oder jene Rubrik der Strafen des Gesetzbuches einzutragen ist — der König aber hat das Recht und die Pflicht der Gnade.

Er hat das Recht der Gnade, denn dies ist ihm vom Gesetze gegeben — das Wort der Gnade wird Pflicht, wo die Umstände es erweisen, daß die strenge Form des Gesetzes den Schuldigen härter trifft, als der Gesetzgeber es wollte.

Der König hat das Recht und die Pflicht der Gnade, aber er hat auch die Pflicht, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen, denn das Gesetz soll strafen und durch Strafen warnen. Das Gesetz wäre überflüssig, wenn der König stets Gnade übte.

Der König ist Herr über Leben und Tod in solcher Stunde, der Mensch in ihm möchte oft verzeihen, wo der König es nicht darf — Herz und Pflichtgefühl stehen einander gegenüber. Wie schwer es aber dem Monarchen werden mag, durch den Federstrich seiner Unterschrift das Beil des Henkers in Bewegung zu setzen, fürchterlich muß es sein, wenn er selbst dabei betheiligt ist, wenn er der Beleidigte ist und der Vollstrecker des Gesetzes zugleich.

Der König richtet über den Königsmörder; das Gesetz fordert seinen Tod — er möchte Gnade üben, aber er darf es nicht als König.

„Aber der beabsichtigte Mord hatte keine politischen Ursachen, es war Privatrache und ich will verzeihen!" ruft Friedrich Wilhelm IV.; „ich will nicht, daß er stirbt."

„Majestät, das Verbrechen ist unerhört in der Preußischen Geschichte," antwortet der Minister; „Gnade wäre hier Schwäche — ja, sie wäre Pflichtverletzung. Die Majestät ist beleidigt, nicht die Person, die Majestät muß gerächt werden vor dem Volke. Der Verbrecher bittet nicht einmal um Gnade, er ist verstockt, er fordert nicht Gnade, sondern Recht — lassen Sie ihm sein Recht werden!"

Der König schiebt das Pergament bei Seite.

„Kommen Sie heute Abend wieder," sagt er, „bis dahin werde ich mich entscheiden!"

Der Gefangene sitzt, mit Ketten beladen, im Kerker.

Es rasselt im Schlosse, die Eisenthür geht auf, ein Mann tritt in's Gefängniß — der Ordensstern auf seiner Brust verräth, daß er dem Throne nahe steht.

„Tschech," redet er den Gefangenen an, „Sie wissen, daß Ihnen das Urtheil gesprochen ist. Bitten Sie um Gnade und der König wird das Urtheil nicht unterzeichnen."

„Ich bitte nicht," antwortet der Mörder stolz; „ich habe einmal gebeten und darauf wurde mir eine Beleidigung. Ich konnte nicht Genugthuung dafür fordern, deshalb habe ich geschossen!"

„Tschech, denken Sie sich in die Lage des Königs. Sie sind in Gedanken, ein Mann wirft sich Ihnen in den Weg. Es kann ein Mörder sein. Sie sind erschrocken, Sie erzwingen sich den Weg in Ihrem eigenen Garten. Der Mann steht tief unter Ihnen, Sie denken nicht daran, ihn zu beleidigen, denn Sie sind beleidigt — hat der Mann dadurch ein Recht, zum Mörder zu werden? Es ist der König, auf den Sie geschossen, ein Mann, der Millionen angehört, von dessen Leben oder Tod vielleicht die Wohlfahrt des Staates abhängt, an dem darf ein Einzelner nicht Privatrache üben — er ist der Gesalbte des Herrn. Ueberlegen Sie sich das und erklären Sie nur, daß es Ihnen leid thut, was Sie gethan, und der König wird Sie begnadigen. Er will Sie begnadigen, aber er muß doch ein Recht dazu durch Ihre Reue erhalten. Thut es Ihnen leid, Tschech?"

„Ja," fuhr der Gefangene auf und seine Augen blitzten in düsterem Feuer, „sagen Sie dem Könige, es thut mir leid, daß ich ihn nicht getroffen habe, daß ich vorbei geschossen!"

Der Beamte schaudert und verläßt den Kerker — ein gellendes, höhnisches Lachen schallt hinter ihm her.

Die Minister sind wieder versammelt.

„Der König darf ihn nicht begnadigen," rufen sie einstimmig; „es wäre unerhört — so darf man des Rechtes nicht spotten!"

Der Justizminister tritt in das Cabinet. Noch immer ist der König unentschlossen, noch immer sträubt sich sein Gefühl gegen die eiserne Pflicht. Der Minister drängt.

„Majestät," sagt er, „selbst abgesehen von Ihrer Person, verdiente ein Mann den Tod, der den Vorsatz des Mordes nicht bereut, der den Mord für sein Recht hält!"

Der König sträubt sich noch immer — er zieht alle seine Minister, alle seine Freunde zu Rathe — der Abend bricht heran

— er tritt in sein Gemach, um zu beten — endlich kehrt er zurück.

Er streicht die Strafe des Rades und der Schleifung, die den Königsmörder treffen, und unterschreibt das Todesurtheil, wie es den einfachen Mörder trifft — Tod durch das Beil.

Die Minister sind entlassen; der König läßt den Untersuchungsrichter kommen, der zugegen sein soll bei der Vollstreckung der Strafe.

Er giebt ihm ein Blatt, worauf er die Begnadigung verzeichnet.

„Fragen Sie ihn Angesichts des Todes,“ sagt er, „ob er bereut, und macht er nur Miene dazu, dann soll er nicht sterben — ich wünsche es, Gnade zu üben; ich erwarte es, zu hören, daß er im letzten Augenblick seine Schuld einsieht!“

Der Untersuchungsrichter geht — draußen stehen die Minister. Sie befragen ihn um seinen Auftrag. Er zeigt ihnen die Begnadigung.

„Das darf nicht sein,“ rufen sie, „diese Schwäche des Königs kann die unglücklichsten Folgen haben. Es ist ein entsetzlicher Geist des Unglaubens im Lande, ein warnendes Beispiel thut Noth. Stellen Sie ihm die Frage so, daß sein Trotz sich nicht beugt — er muß sterben. Der König ist zu weich, er darf einen Mörder nicht bitten, daß er Gnade annimmt!“

Wir schauen wieder in die düstere Zelle des Verbrechers.

Das Todesurtheil ist ihm verkündet. Die weinende Tochter hat mit ihren Armen den Vater umschlungen, ihre Thränen machen ihn weich — —

„Soll ich um Gnade betteln, wie ein Verbrecher?“ frägt er; „sprich Du das Urtheil — soll ich den, der mich beleidigt, bitten, daß er mir verzeihe? That ich Unrecht, wenn ich für die gekränkte Ehre zur Waffe griff? Ich lag auf den Knieen — die Noth, das Elend, Deine welken Wangen ließen mich das stolze Knie beugen, und er behandelte mich wie einen Vagabunden, mich, der für das Vaterland gefochten!“

„Vater, er verlangt ja nur, daß Du die Form erfüllst —“

„Diese Form ist eine neue Demüthigung —“

„Nicht vor ihm, sondern vor dem Gesetz, das den Mord verbietet. Wenn man eine andere Demüthigung forderte, dann würde ich Dir zurufen: Stirb, aber beuge Dich nicht!“

„So will ich es denn versuchen,“ lächelte er trübe, „um Deinetwillen!“

Der Tag ist kaum angebrochen, aber der König hat sich schon von seinem Lager erhoben. Er wandelt im Garten. Die Minister kommen, er arbeitet mit unruhiger Hast.

Endlich, um zehn Uhr, wird der Untersuchungsrichter gemeldet.

Der König verläßt eilig sein Cabinet und eilt ihm entgegen.

„Nun?“ ruft er, „nicht wahr, es steht gut — er hat bereut —“

„Majestät, es ist vorüber — der Gerechtigkeit ist Genüge geschehen!“

„So — also doch!“ murmelt der Monarch, wendet dem Beamten den Rücken und kehrt in sein Cabinet zurück.

Der Hoffourier erhält den Befehl, die heute zur Tafel befohlenen Gäste abzubestellen.

„Ich wollte eine Million darum geben, hätte ich meinen Namen nicht unter das Urtheil geschrieben!“ soll der König gesagt haben.

Die Tochter Tschech's wurde von der Polizei beaufsichtigt, da Mißvergnügte durch Beileidsbesuche bei ihr Aufsehen machen wollten. Später verwies man sie nach Hamm.

Ein Vetter des Grafen Derville, ein Franzose aus altadliger Familie, reiste von Paris nach Hamm, um der Tochter des Königsmörders seine Hand anzutragen, obwohl er sie früher nie gesehen.

IV. Verrath.

> Der Schrecken verlief sich für ewige Zeit,
> Gestempelt mit dem Fluche der Heiterkeit.
>
> Scheerenberg.

Der Same der Zwietracht wucherte auf. Der Bischof Arnoldi in Trier ließ in der dortigen Cathedrale den unter andern Reliquien aufbewahrten „ungenähten“ Rock Jesu ausstellen. Man schrieb ihm Wunderkraft zu und abertausend gläubige Katholiken wallfahrten in feierlicher Prozession nach Trier.

Ein Gelächter, gemischt mit einem Schrei der Wuth, ging durch das protestantische Deutschland; die Literaten bemühten sich, die Wunderkraft des Rockes in's Lächerliche zu ziehen.

Johannes Ronge, ein vom Amt suspendirter katholischer Geistlicher, verfaßte eine Schmähschrift, die ihm Geschenke und Adressen eintrug. Der Caplan Czerski folgte diesem Beispiel und

brach mit der Kirche, indem er seine Maitresse heirathete. Beide Herren stifteten die deutsch-katholische Kirche, welche von dem Theater-Billeteur Robert Blum sogleich in Sachsen eingeführt wurde.

Ronge bekam in Halberstadt Prügel, an andern Orten wurde er als Prophet empfangen; die Lichtfreunde regten sich in gleicher Weise, so daß der Zwiespalt im Volke immer größer zu werden begann.

In Schlesien herrschte der Hungertyphus; überall war Noth und die demokratischen Wühler benutzten die erbitterte Stimmung der arbeitenden Klassen, in ihnen Haß gegen jede bürgerliche Ordnung zu erwecken — man beschwor die Stürme der Revolution, welche noch größere Noth, noch größeres Elend über das Land bringen sollten.

Die Gefilde des ehemaligen Polens sollten zuerst den Bürgerkrieg sehen.

Als Georg von Rochov zum ersten Male das Gut Dembowski's besuchte, welches früher seinem Vater gehört hatte, ward ihm ein eigenthümlicher Empfang.

Marie begrüßte ihn mit einer Herzlichkeit, die das Benehmen ihres Gatten aufwog, der eine halbe Stunde nach Ankunft Rochov's zu Pferde das Schloß verließ, ohne ihn willkommen geheißen zu haben.

Georg erinnerte sich, daß sein Vater die alte Ruine, welche auf dem Gute gestanden, hatte abtragen lassen; das Erste, was er sah, waren die alten Mauern der polnischen Stammburg mit dem Wappen der Dembowski's. Ueberall, wo er in dem neuen Schlosse hinschaute, sah er Bilder aus der polnischen Geschichte; Marie trug eine Schleife in den Farben Polens und vermied es, trotz seiner Gegenwart, mit ihren Kindern deutsch zu sprechen, indem sie vorgab, polnisch wäre ihnen geläufiger.

Der Dienerschaft sah man es an, daß sie aus Stockpolen bestand, überall begegnete sein Auge finsteren, mißtrauischen Blicken, nur Marie war herzlich entgegenkommend — er fühlte, daß sie die Einzige war, der sein Besuch Freude machte. Das niederdrückende Gefühl, auf deutschem Boden die Drohung des Polen in jeder Miene zu lesen und doch nichts dagegen sagen zu können, ließ ihn seinen Besuch verkürzen. Er gab auf Mariens Bitten das Versprechen, bald wiederzukommen und verließ das Schloß mit Eindrücken, welche mit diesem Versprechen im Widerspruche standen.

Es vergingen Monate, ehe er sich wieder dazu entschloß, nach dem Gute zu reiten, und er hätte noch länger damit gezögert, wenn Marie ihn nicht schriftlich dazu eingeladen hätte.

Diesmal empfing ihn Dembowski an der Treppe des Schlosses, begrüßte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, entschuldigte sich, daß ihn das vorige Mal Geschäfte abgerufen und führte ihn in den Empfangssaal, wo Georg zu seiner Ueberraschung eine große Gesellschaft anwesend fand. Die Gäste waren ausschließlich Polen und schon erröthete Georg, der darin eine Beleidigung sah, daß man ihn zu einer Polenversammlung einlud, als Dembowski ihm zuflüsterte:

„Ich habe unter den Deutschen leider keine Freunde, diese Herren aber freuen sich, einen Mann kennen zu lernen, der den Polenhaß nicht kennt und auch uns gerecht beurtheilt."

Die Polen waren ausgesucht höflich gegen den deutschen Gast; man vermied es sichtlich, politische Themata im Gespräch zu berühren; die Bewirthung war glänzend und es herrschte ein so heiterer, herzlicher Ton, daß Rochov sich in dieser Gesellschaft wohler fühlte, als er es anfangs erwartet hatte.

Vor Allem sagte ihm sein Tischnachbar zu, ein junger, feuriger Pole, Namens Mieroslawski, der ein lebhaftes Interesse für militairische Dinge an den Tag legte und offen seine Bewunderung der preußischen Armee aussprach.

Der gute Wein macht redselig und stimmt heiter; die Liebenswürdigkeit Mieroslawski's gewann Rochov völlig und Beide wurden in einer Stunde vertrauter, als es unter andern Verhältnissen in Jahren möglich gewesen wäre.

Rochov lud den Polen ein, ihn zu besuchen; Mieroslawski sträubte sich anfangs, indem er vorgab, daß er fürchte, die Kameraden würden es Rochov verargen, wenn er in dieser Zeit die Besuche eines Polen empfange; aber gerade dieser Einwand, der auf Rochov's Character berechnet war, bestimmte ihn, seine Bitte dringender zu wiederholen.

„Die Polen sind brave Soldaten, ritterliches Wesen ist unsern Edelleuten angeboren," sagte der Pole, „und es giebt vielleicht in der ganzen Welt keine Genossenschaft, mit der wir geistig so verwandt sind, als mit dem preußischen Offiziercorps — es ist traurig, daß die Politik einen Groll zwischen uns geworfen hat. Die preußischen Offiziere denken streng aristokratisch, sie vertreten das Ritterthum, ihnen ist nichts heiliger als das legitime Recht. Der polnische Edelmann fordert nichts als sein Recht, der Pole steht auf dem Boden der Legitimität; man hat ihm sein Vaterland geraubt und jeder Edelmann ist Soldat, wenn es gilt, das alte Recht wieder von Neuem zu verfechten. Die preußischen Offiziere würden dasselbe thun, wenn ein fremder Eroberer oder die Revolution ihren Thron zertrümmerte, ihr Vaterland unterjochte: sie können daher unsere politischen Gegner sein, aber im Grunde

des Herzens müssen sie uns hold sein. Es ist mir immer schmerzlich, wenn ich bemerke, daß Leute, die ich achte, nur aus angeborenem oder angelerntem Vorurtheil hassen!“

„Es besteht kein Haß, nur ein Mißtrauen,“ antwortete Rochov; „man scheut sich, Denen zu nahen, die vielleicht morgen die Waffen gegen uns erheben!“

Mieroslawski nickte ihm trübe zu.

„Das war bis anno Dreißig,“ murmelte er, „jetzt ist's vorbei. Die Kraft Polens ist gebrochen. Es giebt noch Polen, die auf bessere Zeiten hoffen, aber wir werden sie nicht mehr erleben. Man redet im Lande“ — bei diesen Worten fixirte sein Blick den Offizier — „daß wir einen Aufstand beabsichtigten, so thöricht mögen Einzelne sein, die an ein Wunder Gottes glauben; aber es wäre lächerliche Tollkühnheit, jetzt, mitten im Frieden, eine Erhebung gegen drei mächtige Reiche zu versuchen!“

Diese Worte erreichten völlig ihren Zweck; Rochov war überzeugt, es mit einem polnischen Patrioten, aber mit einem gemäßigten zu thun zu haben, und als Mieroslawski ihn schon am andern Tage besuchte, hegte er nicht den geringsten Argwohn, daß der Pole andere Zwecke dabei verfolgen könne, als die, seinen Umgang zu suchen.

Der Pole kam häufig; er kam in Begleitung eines Freundes, der sich Graf Parski nannte — das Verhältniß wurde immer vertrauter und Rochov hatte sich an den Umgang so gewöhnt, daß ihm Etwas fehlte, als Mieroslawski nach seinem Gute in der Provinz Posen zurückkehrte. Rochov beachtete es nicht, daß die Kameraden sich von ihm zurückzogen; er hielt den Vorwurf, der ihm dadurch gemacht wurde, für beleidigend und war zu stolz, darauf zu antworten. Knauf war der Einzige, der sich nicht veränderte, weil er wußte, wie Rochov dachte.

Nach der Abreise Mieroslawski's schien Parski dessen Stelle versehen zu wollen; aber war es, daß sein Wesen Rochov nicht ansprach, oder hörte dieser auf die Warnung Knauf's, der den Polen einen Abenteurer nannte — Rochov vermied es, mit ihm den näheren Umgang fortzusetzen.

Das Frühjahr kam heran und mit ihm eine furchtbare Wassersnoth.

Der Weichselstrom durchbrach in einer Nacht alle Dämme und überschwemmte die ganze Niederung; die Wogen überflutheten Häuser und Dörfer und namenloses Elend kam über das fruchtbare Land.

Der Commandant von Graudenz hatte in der Schreckensnacht die ganze Besatzung aufgeboten, um auf den Dämmen gegen das Wasser zu arbeiten; die Mineure und Sappeure ver-

stopften die Löcher in den Dämmen mit Faschinen der Festung, aber das Element war nicht zu bändigen — jetzt, wo das Unglück in furchtbarer Größe vor Aller Augen dalag, beeiferten sich Bürger und Garnison, zu retten, was noch durch Menschenhand zu retten war.

So weit das Auge reichte, sah man Wasser, wo sonst Dörfer gestanden. Dort trieb eine Wiege mit dem schreienden Säugling auf den Fluthen — dort suchte das Vieh mit den Wellen zu kämpfen, dort rang ein Unglücklicher, dem das Wasser Alles geraubt, verzweifelt die Hände.

Der Commandant von Graudenz etablirte eine Feldbäckerei in der Stadt, um die Unglücklichen mit Brod zu versehen; Hunderte von Kähnen wurden bemannt, um Menschenleben zu retten.

Rochov war Einer der Ersten, der mit seinem Kahne in die Fluthen steuerte; aber unkundig des Fahrens, gerieth sein Kahn auf den Wipfel eines Baumes und schlug um.

Georg war ein geübter Schwimmer, aber seine Kraft reichte nicht aus, das eine Viertelmeile entfernte Ufer zu erreichen. Schon erlahmten seine Kräfte, schon ward es dunkel vor seinen Augen, als eine kräftige Hand ihn beim Kragen ergriff und ihn aus dem Wasser zog.

Es war der Pole, der ihn gerettet, und zwar mit Lebensgefahr, denn er gestand später ein, daß er selbst nicht zu schwimmen verstand und noch weniger des Ruderns kundig war. Ohne sich zu besinnen hatte er, als er Rochov erblickte, sich in einen Kahn geworfen, um ihn zu retten.

Von diesem Tage ab war Parski der unzertrennliche Gefährte Rochov's.

Wiederum sind Monate vergangen.

Es verbreiten sich dunkle Gerüchte von Unruhen in Polen, Litthauen, Galizien. Man sieht häufig Estafetten nach der Festung kommen und man hört, daß ein polnischer Edelmann ergriffen worden sei, der in Frauenkleidern sich in die Bastions zu schleichen versucht hat, daß man einen Weichselkahn angehalten hat, weil verdächtige Männer auf dem Verdeck desselben Zeichnungen von den Festungswerken entwarfen.

Es vergehen wieder Monate, der Weihnachtsabend kommt heran. —

Es sind Feldwachen am Ufer der Weichsel ausgestellt, die Thore der Festung sind geschlossen — man sieht keinen Feind und doch herrscht ein unheimliches Leben auf der Festung, als fürchteten die Mauern den Angriff von Gespenstern.

Die Besatzung ist consignirt, der Befehl dazu ist plötzlich gekommen, Niemand weiß warum.

Rochov hat Parski versprochen, am Abende mit ihm zu Dembowski zu fahren; er geht zu ihm, um ihn davon in Kenntniß zu setzen, daß er die Stadt nicht verlassen darf. Er tritt in das Haus und hört, daß Graf Parski soeben fortgeritten sei. Zuerst glaubt Rochov nicht an diese seltsame Botschaft — denn wohin sollte der Graf beim Schneegestöber reiten? Als aber die Leute ihm die Versicherung geben, daß der Graf mit zwei polnisch aussehenden Herren eilig fortgeritten sei und daß er sehr verstört ausgesehen habe, da überkommt ihm eine Ahnung, als könne Parski ein Verräther sein.

Er kämpft mit diesem Gedanken, versucht darüber zu lachen, er schämt sich dieses Argwohns — da stößt sein Fuß, während er das Haus verlassen will, im dunklen Corridor auf etwas Hartes.

Er bückt sich und findet zu seinem Erstaunen die Brieftasche des Grafen.

Mit dem Vorsatz, Parski die Brieftasche zuzustellen, sobald er zurückkehrt, steckt er dieselbe ein und geht nach Hause; dort legt er sie auf seinen Schreibtisch.

Ein Papier sieht aus der Brieftasche hervor, darauf befinden sich die Striche einer Zeichnung; das geübte Auge erkennt die Form des Hornwerkes der Festung.

Das Blut steigt Rochov in den Kopf, seine Ahnung wird fast zur Gewißheit; er reißt die Brieftasche auf und findet, daß er sich nicht getäuscht.

Der Plan der Festung, Angaben über die Stärke der Besatzung und eine Reihe von Namen polnischer Unteroffiziere der Garnison mit der Bezeichnung ihrer Wachtour bilden den einen Theil der Papiere. Der andere besteht aus Briefen. Rochov hält es für seine Pflicht, dieselben zu lesen, denn er sieht jetzt, wozu Parski seinen Umgang benutzt hat.

Die Briefe treiben seine Empörung auf's Aeußerste. Der ganze Plan des Aufstandes war darin entwickelt; Mieroslawski schreibt an Parski, daß er Rochov dreister benutzen solle: „er wäre zu dummehrlich, um Argwohn zu schöpfen."

„Der Aufstand in Graudenz," lautete ein Brief, „muß an dem Tage ausbrechen, wo er die Thorwache der Festung hat. Du mußt bei ihm sein, die Wache wird betrunken gemacht; Graudenz kann genommen werden, ohne daß es viel Blut kostet, denn die Sträflinge und Baugefangenen werden in der Stadt und in der Festung die schwache Garnison zu Paaren treiben."

Rochov besann sich keinen Augenblick; er eilte zur Festung hinauf und verlangte den General zu sprechen. Er traf diesen,

damit beschäftigt, Depeschen zu lesen, die er soeben durch Couriere erhalten hatte.

Der General v. D. nahm die Papiere und heftete seinen Blick, nachdem er sie gelesen, fest auf den jungen Mann.

„Es ist mir lieb," sagte er, „daß ich diese Mittheilung von Ihnen erhalte, eine Stunde später wäre ich genöthigt gewesen, bei Ihnen Haussuchung halten zu lassen, und dann wäre Ihnen eine Rechtfertigung schwer geworden. Ich bin überzeugt, daß Sie getäuscht worden sind, aber Sie hätten die Stimmung Ihrer Kameraden beachten sollen. Die Lehre, die Sie erhalten haben, wird Ihnen eine noch bessere Warnung sein. Zum Zeichen, daß ich Ihnen vertraue, gebe ich Ihnen morgen die Wache am Außenthore; morgen haben wir, nach den Nachrichten, die ich erhalten, einen Ueberfall zu erwarten."

So niedergebeugt Rochov durch die ersten Worte geworden, so stolz fühlte er sich durch dies edle Vertrauen gehoben, und als er den General verließ, erneuerte er in seinem Herzen den Schwur, den er der Fahne geleistet.

Er schwur sich aber auch noch einen zweiten Eid — niemals einem Freunde zu trauen, mit Niemand zu verkehren als mit Denen, die ihm die Kameradschaft zu Genossen gab.

Die Depeschen, die der General erhalten hatte, theilten ihm mit, daß der Polizeirath Duncker die Fäden der Verschwörung in den Händen habe und daß man jeden Augenblick den Aufstand erwarte, um ihn zu unterdrücken.

Die unsinnige Verschwörung nahm ein klägliches Ende — in dem Augenblick, wo die Polen sich am sichersten wähnten, schritt man zu ihrer Verhaftung. Der Brief Mieroslawski's an Parski hatte seinen Aufenthaltsort verrathen; er wurde auf dem Gute Zwimni bei Gnesen arretirt. Der Haufen, welcher Posen überfallen sollte, um „die deutschen Hunde bei Nacht zu ermorden", wurde am Thore umringt; in Thorn und Graudenz kam es durch die Vorsicht der Commandanten nicht einmal zu einer Demonstration.

Als Rochov die Festungswache bezog, rollte ein von Gensd'armes begleiteter Wagen heran und man übergab ihm, als dem wachthabenden Offizier, die Gefangenen, welche Niemand anders waren, als Dembowski und Parski.

Es gehörte alle Selbstüberwindung, die Rochov besaß, dazu, daß er diesen Männern gegenüber seinen Dienst kalt verrichtete und die vorgeschriebenen Formen ohne Leidenschaft erfüllte. Er that, als ob er sie nie gesehen, als er ihre Namen in das Wachtbuch einschrieb; er that, als höre er nicht, als Beide mit Empörung über die Brutalität sprachen, mit der man sie verhaftet.

Dembowski war zuerst schweigsam, Parski aber betheuerte laut seine Unschuld und äußerte sich bitter darüber, daß sein Freund Rochov jetzt den Pedanten spiele und nicht für ihn aufträte.

Dies war Rochov zu viel.

„Herr Graf," sagte er, „ich hielt Sie für meinen Freund und hatte keinen Argwohn, aber Sie haben mein Vertrauen zum Verrath benutzt. Ich habe Ihre Brieftasche gefunden und sie dem Commandanten übergeben — Ihre Betheuerungen von Unschuld sind daher eines Edelmannes unwürdig!"

Beide Polen erbleichten bei diesen Worten; sie hatten geglaubt, daß man sie nur auf einen Verdacht hin arretirt habe — jetzt sahen sie, daß Alles entdeckt war.

Parski ballte die Faust.

„Wenn Sie kein Feigling sind," rief er, „dann werden Sie mir Genugthuung geben!"

„Herr Graf," entgegnete Rochov kalt, „ich erinnere Sie daran, daß Sie hier nur dem Offizier im Dienst gegenüberstehen und zwar als Arrestant. Eine Beleidigung vergrößert Ihre Strafe, ohne mich zu treffen, denn ich erfülle hier nur meine Pflicht!"

„Herr von Rochov," nahm jetzt Dembowski das Wort, „Parski hat Unrecht, Sie anzugreifen — doch ich will weder für ihn noch gegen ihn reden, sondern nur von mir. Sie werden vermuthlich es mir zur Last legen, daß ich die Absicht gehabt, Sie in mein Haus zu locken, um meinen Freunden Gelegenheit zu verschaffen, Ihr Vertrauen zu gewinnen — Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß dies nicht der Fall gewesen ist, daß ich selbst getäuscht worden bin und erst zu spät erfuhr, daß man bei Ihnen kundschaftete. Es hat mich dies schmerzlich betrübt, aber das Interesse Polens stand mir näher als mein Privatgefühl. Ich bitte Sie wegen der Kränkungen, die Ihnen geworden sind, um Verzeihung, ich bin schuldlos an den Gefühlen, welche Sie mit Recht in dieser Stunde gegen meine Landsleute hegen!"

Rochov verbeugte sich gegen Dembowski und sein Blick sagte es dem edlen Polen, daß er ihn verstanden habe.

„Wenn Marie und Ihre Kinder des Schutzes oder der Hülfe bedürfen," sagte er bewegt, „so seien Sie deshalb unbesorgt —"

„Ich danke Ihnen," unterbrach ihn Dembowski hastig, indem er sich stolz aufrichtete; „die Familie eines Mannes, der für sein Vaterland stirbt, wird, hoffe ich, mein Andenken zu hoch achten, als daß sie mich — verzeihen Sie das Wort — dadurch demüthigt, Hülfe oder Trost von den Gegnern Polens anzunehmen.

Ich verschmähe jede Fürsprache und will keine Gnade — werde ich gerichtet, dann werden die Meinigen keinen größeren Stolz haben als den, daß sie meinen Namen tragen!"

Das Auge des Polen leuchtete bei diesen Worten in edlem Feuer, und Rochov fühlte, daß hier jeder Zuspruch eine Beleidigung sei.

Man brachte die gefangenen Polen nach dem Zellengefängniß bei Berlin; das Gericht verurtheilte sie wegen Hoch- und Landesverrath zum Tode — der König begnadigte sie zu lebenswieriger Haft und schrieb selbst an Bettina von Arnim, daß er Mieroslawski nicht den Russen ausliefern werde.

Er befahl, die Gefangenen schonend zu behandeln und sie auf ihre Kosten gut zu beköstigen. Man entzog ihnen nur ihre Freiheit.

Drei Monate nach der Beendigung der Unruhen wurde Georg von Rochov zu einem in Berlin garnisonirenden Regimente versetzt.

V. Pole, Jude und Franzose.

„Gleichviel, längst ausgebrannt war meine Seele."
Byron.

Der König Friedrich Wilhelm IV. entschloß sich, aus freien Stücken sein Volk einen Schritt weiter zu führen, die Verheißung seines Vaters zu erfüllen und einen vereinigten Landtag einzuberufen, dem er das Recht seiner Krone, Steuern zu bewilligen, abtrat. Trotzdem war das Volk nicht zufrieden, man forderte mehr; die Liberalen mutheten dem Könige zu, er werde das Scepter ganz aus der Hand geben und seiner absoluten Herrschermacht die Hände binden.

Humboldt drängte ihn bald dahin, bald dorthin; der Gelehrte sah in der Politik fortwährend Gespenster und seine Furcht vor einer Revolution äußerte sich bei jeder Gelegenheit.

„Humboldt," schreibt Varnhagen, „sieht die hiesigen Sachen so verzweifelt an, als ich, tröstet sich aber damit, daß die geschenkten Verfassungen von Haus aus nichts taugen und daß am Ende schon etwas Gutes hervorgehen wird; er ist auf Heftigkeiten aller Art, Polizeigrimm, Volkswuth, Truppeneinwirken gefaßt. Der König, meint er, ahnet dergleichen nicht, ist seelenvergnügt, hat seine Eröffnungsrede fertig und denkt nicht an den 18. April und

seine Folgen. Mit Humboldt hat er über die Ständesachen nie ein Wort gesprochen.

„Humboldt," fährt Varnhagen fort, „sagte mir gestern noch, „der König glaube fest an Don Miguel, Don Carlos, an den Sturz der Juli-Dynastie und daß er noch werde nach Paris reisen können, den rechtmäßigen Herrscher zu begrüßen. Ferner: er selber, Humboldt, gelte für einen Jacobiner, der die dreifarbige Fahne in der Tasche habe. Der Adel ist furchtbar aufgeregt, er ist plötzlich ein anderer geworden, das Selbstgefühl empört sich mit Macht. Der Teufel selbst hätte kein wirksameres Mittel erfinden können, um diese ganze Klasse feindlich zu stimmen, als diesen mißgeborenen Herrenstand!"

Varnhagen schrieb am 31. März 1847 folgenden Traum in sein Tagebuch nieder:

„Ich sah den König furchtbar weinend, indem er ausrief: „Dahin also ist es gekommen?! Nun, ich weiche! Laßt meinem Bruder Alles übernehmen und mög' es ihm besser als mir gelingen!"

Dieser Traum sollte in Erfüllung gehen. Der König ahnte nicht, daß er durch seine Großherzigkeit den Undank heraufbeschwor, der später wie schleichendes Gift an seinem Herzen fraß. Er gab dem Volke einen Theil seiner königlichen Rechte, in dem Vertrauen, damit dem Lande einen Dienst zu erweisen — man empfing die Gabe ohne Dank; der Adel schaute grollend darein und die Demokratie that, als ob der König gezwungen wäre, das Zehnfache zu geben.

Das Herz des Königs schlug zu lauter, um ahnen zu können, daß man ihm nicht danke, er fühlte, daß er etwas Edles that und mit Begeisterung reichte er den Ständen das Patent, das ihnen gestattete, seiner Krone zu rathen, ja, neue Steuern zu verweigern.

„Der edle Bau ständischer Freiheiten," rief er vom Throne, „dessen acht mächtige Pfeiler*) der hochselige König tief und unerschütterlich in die Eigenthümlichkeiten seiner Länder gegründet hat, ist heute durch Ihre Vereinigung vollendet. — Segnen wir noch heute das Gewissen des treuen, lieben Herrn, der eigene, frühe Triumphe verschmähte, um sein Volk vor späterem Verderben zu bewahren, und ehren wir sein Andenken auch in dem Stück, daß wir sein eben vollendetes Werk nicht gleich durch ungenügsame Neuerungssucht in Frage stellen. Mein und Meines Vaters freies und treues Volk hat alle die Gesetze, die Wir Beide ihm zum Schutze seiner höchsten Interessen gegeben haben, mit war-

*) Die acht Provinzial-Verfassungen.

mer Dankbarkeit empfangen, und Wehe Dem! der ihm seinen Dank verkümmern, oder ihn gar in Undank verkehren wollte. — Ich weiß, daß Ich mit diesen Rechten ein kostbares Kleinod der Freiheit Ihnen anvertraue und Sie werden es treu verwalten. Es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, Preußen durch das Schwert groß zu machen, durch das Schwert des Krieges nach außen, durch das Schwert des Geistes nach innen, aber wahrlich nicht des verneinenden Geistes der Zeit, sondern des Geistes der Zucht und der Ordnung. Wie im Feldlager nur Ein Wille gebieten darf, so können dieses Landes Geschicke, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe herabfallen, nur von Einem Willen geleitet werden, und beginge der König von Preußen einen Frevel, wenn er von seinen Unterthanen die Folgsamkeit eines Knechtes forderte, so würde er wahrscheinlich einen noch viel größeren Frevel begehen, wenn er nicht das von ihnen forderte, was die Krone eines freien Mannes ist — den Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen. Zwischen uns sei Wahrheit. Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: Ich strebe nicht nach eitler Volksgunst, Ich strebe allein danach, Meine Pflicht nach bestem Wissen und nach Meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank Meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu Theil werden!" — „Ich und Mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" hieß es ferner und dann: „Gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit!"

Diese schönen Worte, aus der Tiefe des Herzens gesprochen, enthalten die Characteristik des Königs; er that, was er nach bestem Wissen für seine Pflicht hielt, und wenn ihm der Dank seines Volkes nicht im vollen Maße geworden, so hat er ihn doch verdient. Er regte das freie Verfassungsleben an, er wollte den ruhigen Fortschritt anbahnen, denn sonst hätte er niemals den ersten Schritt dazu gethan.

Der Landtag antwortete mit einem Protest und verweigerte die Berathung wichtiger, ihm vorgelegter Gesetz-Entwürfe; er erklärte, das Patent könne nur der Anfang, aber nicht der Schluß der ständischen Entwicklung sein.

Trotz dieser Aergernisse war der König heiter und leutselig zu Jedem. Er war überzeugt, daß ihn sein Volk liebe und daß nur einzelne Unzufriedene den Samen der Zwietracht streuten.

Sternberg schildert eine Begegnung mit ihm in folgender Weise:*)

„Der Glanz des Hofes war ein wahrhaft blendender. Die Feste, die kurz vor der dunklen Ziffer 1848 gefeiert wurden, erinnerten an die schönen Tage, wo der preußische Adler zum ersten

*) Erinnerungsblätter.

Mal ein königliches Scepter in seiner Kralle fühlte. Der Adel der Provinz war herbeigekommen, um sich „im Glanze" zu zeigen — — aber was kümmerte mich das Alles? Ich suchte nur Einen in dem fluthenden Gedränge und dieser Eine war nicht zu sehen. Da öffnete sich mit einem Male eine Straße, als wich der Menschenknäuel auseinander und die Reihe der Säle entlang kam ein Mann in einem schwarzen, flatternden Mäntelchen (es war Maskenball), die Lorgnette vor dem Auge und hier und da leicht, aber mit großer Freundlichkeit grüßend. Dieser schwarze, flatternde Spitzengehüllte war Seine Majestät, die einzige schwarze Gestalt unter all den bunten Menschentulpen. Es konnte nicht anders kommen, die Richtung der Lorgnette mußte auch auf mich treffen. Der König blieb stehen und sagte mir einige freundliche Worte über mein Buch. Diese Worte waren wirklich freundlich, was die sogenannten freundlichen Worte der Fürsten nicht immer sind. Ich habe früher keinen Mann gekannt und später keinen gefunden, der in Miene und Wort eine so gewinnende Weise des Ausdrucks gezeigt, als es dieser Fürst in seiner Gewalt hat. Man wird unwillkürlich zu dem Glauben verleitet, es handle sich hier um ein wirkliches Interesse, das an Person und Sache gefaßt worden, während man bei sonstigen Gelegenheiten der Art im Voraus überzeugt ist, daß nur ein conventionelles Lippenbewegen mit obligaten Richtigkeitsphrasen dem in einer Verbeugung Zuhörenden gespendet wird. — Die Persönlichkeit ist im höchsten Grade gewinnend, wenn man den wohlwollenden, freundlichen, heiteren Ausdruck in Rechnung bringt. Diesen Ausdruck des Heitern und Befriedigtsein zeigte der Fürst damals vorherrschend: man konnte sagen, man sah es ihm an, wie glücklich er war, König zu sein. Er befand sich im Vollgefühl aller schönen Illusionen, er wußte und sah es, daß seiner persönlichen Liebenswürdigkeit alle Herzen sich zuneigten. — Macht haben, Macht ausüben ist Götterglück. Es hat vielleicht wenig Fürsten gegeben, die so eifersüchtig waren auf diese Macht, die so sehr zum Absolutismus neigten, als dieser König, und deshalb wurde es ihm doppelt schwer, Conzessionen zu machen, die diese Macht schwächten. Die Zeit legte ihm hier eine harte Prüfung auf, indem sie ihn zwang, ein Blatt Papier zwischen sich und sein Volk aufzunehmen. Wie die großen Fürsten des Mittelalters wollte er in prächtiger Erscheinung, als ein Ritter der Ritter, vom Throne herab segnend und gnädig das Geschenk, eine Verfassung geben, und dieser schöne Act, der mit echt fürstlicher Poesie, vielleicht schon lange sich mit ihm herumgetragen, wurde durch die „gemeine Wirklichkeit der Dinge" zu Boden geworfen und zertreten. Gerade diese Zeit und dieser König paßten nicht zusammen. Nicht er gab, sondern es wurde von ihm

genommen. Er dachte königlich und erhaben und die Zeit handelte practisch und genau."

Von der Prinzessin von Preußen sagt Sternberg:

„Sie allein weiß an diesem Hofe, was „repräsentiren" heißt. Es ist unmöglich, sie zu übersehen. Ihr Erscheinen im Saal ist jedesmal ein Verdunkeln der andern darin befindlichen Fürstlichkeiten. — — Wenn dieses schöne Haupt einst eine Krone trägt, wird es schwer sein, sich vor dem Glanze dieses Diadems zu flüchten, seine Strahlen werden erwärmend selbst auf die Stirn des finstersten Fürstenhasses fallen.

„Der Prinz von Preußen hat unbestritten die imposanteste Figur. Er ist passionirter Soldat, ritterlich und bieder in seinem stolzen, fürstlichen Auftreten.

„Das Königshaus hatte den Verlust des Prinzen Waldemar, des Reisenden durch Indien, zu betrauern.

„Hatte Preußen," schreibt Sternberg, „an Ludwig Ferdinand seinen Bayard, so hatte es an diesem bleichen, stillen, grübelnden Waldemar seinen Hamlet."

Man war allgemein der Ansicht, daß die jeder Verfassung feindliche Partei am Hofe in dem soldatischen Prinzen von Preußen ihren Halt habe. Der Prinz, nur ein Jahr jünger als sein königlicher Bruder, war in seiner Jugend sehr schwächlich gewesen und man hatte nie daran gedacht, daß er seinen Bruder überleben könne; er selbst, der erste Unterthan und erste Soldat des Reichs, mochte dies ebensowenig für möglich halten: er widmete sich also ganz seinem Lieblingsberuf.

Die Armee, größtentheils vom Adel geführt, galt für reactionair und der Prinz als Derjenige, der den absolutistischen Geist in ihr pflegte.

Es bildeten sich zwei Parteien im Lande, der einen war der König zu liberal, der andern nicht liberal genug. Beide wünschten einen Aufschwung der Dinge; die eine hoffte, der König werde, wenn der Liberalismus zu dreist werde, mit ihm brechen, die andere, daß die Bewegung ihn mit fortreißen werde.

Doch wir kehren zu unserer Erzählung zurück.

Die Herzogin von S . . . ., seit vierzig Jahren eine schöne Frau, spottet noch immer der Jahre, die sich vergeblich bemühen, allen Liebreiz von den Zügen zu hauchen, die so Viele der galantesten und berühmtesten Staatsmänner gefesselt. Die Herzogin von S . . . . wird nicht alt, sie bleibt ewig jung, wie der Fürst P., der berühmte „Verstorbene", der Gartenkünstler, der Reisende und der Schriftsteller, der noch heute das bald achtzigjährige Herz in der Maisonne ewig wechselnder Liebe tändeln läßt.

Die Herzogin feiert Triumphe in Berlin; der König zeich=

net die geistreiche und liebenswürdige Dame aus, ihre Cirkel sind die elegantesten der hohen Aristokratie, aber wie ihr auch die Huldigung Aller schmeichelt, Einer liegt ganz in ihren Fesseln, sie hat ihn an ihren Triumphwagen gekettet. Wie die Feldherren Roms einen gefangenen König hereinbrachten und ihn im Purpur an ihren Wagen schmiedeten, so gehörte er ihr, gefangen im Netze ihrer Liebenswürdigkeit, die Schlinge der Dankbarkeit um den Hals.

Halb Adler, halb Sperling, tobte der junge Fürst in's Leben und suchte die Blumen desselben am Rande des Abgrundes; als sein Fuß strauchelte, als er sank, war sie die Fee, welche ihn rettete.

Der herumtreibende Fürst Felix Lichnowski, früher der stete Gast im Hause der launenhaften Gräfin Hahn-Hahn, hatte Alles, was die Natur dem äußeren Menschen geben kann; er beutete diese Vorzüge aus und feierte ebensoviel Triumphe, als er Gläubiger besaß.

Lichnowski hätte gern eine politische Rolle gespielt, er hatte sogar in Spanien gefochten, um sich einen Namen zu machen, aber die Politik war ihm weniger günstig als die Frauen. Er ging, um sich zu erholen, nach Helgoland, verliebte sich dort in ein schönes Fischermädchen, Anna Mohr; als er aber die Liaison abbrechen wollte, ließen ihn die Helgoländer nicht fort, bis Anna Mohr Frau Fürstin geworden.

Es wußte Niemand etwas von dieser Ehe, der Fürst hielt sie geheim; man hörte erst davon, als das Lustspiel seines Lebens ein trauriges Ende genommen und mit einem großen, tragischen Act das lange Nichts geschlossen hatte.

Anton Haper war einer der Gläubiger des Fürsten; er benutzte seinen Einfluß, Etwas für Dembowski thun zu können, aber der König war entschlossen, diesmal den Polen Strenge zu zeigen. Wir haben schon erwähnt, daß auch Humboldt Nichts ausrichtete — es konnte daher nur eine politische Umwälzung den Polen die Freiheit bringen.

Die politische Umwälzung lag nicht fern. König Ludwig Philipp war abgenutzt, es bedurfte bloß eines Anstoßes, um seinen Thron zu stürzen. Die Gewitterschwüle drückte alle Lande, während in Frankreich sich schon drohend die Wolken zusammenzogen.

Die Geliebte des Bayernkönigs, Lola Montez, ehemals Tänzerin, jetzt Gräfin Landsfeld, bewirkte einen Ministerwechsel und theilte Hiebe mit ihrer Reitpeitsche aus, der brodlose Handwerker arrangirte in Berlin die Kartoffel-Erawalle, die Presse that ihr

Möglichstes, die Gemüther zu erhitzen und der Demagoge bereitete den Aufstand vor.

In der von Dr. Julius gegründeten Zeitungshalle saßen Haper, Meyer und Derville. Es war schon gegen Mitternacht, die Außenthür des Locals war geschlossen, dennoch sah man aus den Mienen der drei Herren, daß sie noch Jemand in dieser späten Stunde erwarteten.

Die Zeitungshalle war der Versammlungsort der Liberalen und der Demagogen; es fiel hier nicht auf, wenn eine Gruppe sich scheu von der übrigen Gesellschaft zurückzog.

„Poninski läßt lange auf sich warten," flüsterte Meyer, „ich fürchte, wir haben noch Unannehmlichkeiten durch ihn; später oder früher muß die Polizei dahinter kommen, wer er ist!"

„Das ist seine Sache!" zuckte Haper die Achseln; „aber ich wundere mich, daß Du um Deinen guten Ruf besorgt wirst. Hast Du vor, ein Geschäft mit der Regierung zu machen?"

„Das nicht — aber ich möchte nicht eingesteckt werden; ein Untersuchungsarrest kann zehn Monate dauern, und was habe ich davon, wenn sie mich dann auch freisprechen müssen? Der Klecks ist da — man ist compromittirt, das Geschäft beginnt zu stocken —"

„Habe keine Angst," lächelte Haper, während Derville gähnte, „die Polizei weiß, wer Poninski ist — sie weiß es, daß sich hier in der Stadt einige fünfzig polnische und französische Emissaire befinden. Herr von Minutoli giebt Fouché nichts nach!"

„Du meinst," fragte Moritz Meyer überrascht, „die Polizei dulde unser Treiben? Sollte Herr von Minutoli auch an der Börse spielen?"

Derville und Haper lachten laut auf.

„Du fürchtest," rief der Graf, „daß sogar die Polizei Dir Concurrenz mache und einen Aufstand dulde, um daraufhin Papiere zu verkaufen? Nein, so weit sind wir noch nicht hier im Lande — aber Haper hat Recht, es sieht so aus, als ob Herr von Minutoli sich absichtlich blind anstellt, denn M. brachte gestern so ungeschickt Pulver in die Stadt, daß es den Behörden nicht entgehen konnte. Man vertraut auf die Treue der Armee und will einen Aufstand, um ihn niederzuschlagen und dann dem Könige zu sagen, daß er die Pflicht habe, sein Geschenk eines Landtages zurückzunehmen. Die Junker und Pfaffen wünschen Nichts sehnlicher, als einen recht gehörigen Crawall."

„Er soll ihnen werden," murmelte Haper, „jedoch schlimmer, als sie es glauben. Minutoli scheint mir aber nicht ganz der reactionairen Partei anzugehören, er cokettirt mit den Bürgern.

Der Mann ist klug — er wappnet sich für alle Fälle. Aber," unterbrach er sich plötzlich, „da kommt er endlich!"

Poninski trat in's Zimmer.

Die Riesengestalt des Polen hatte sich wieder stolz aufgerichtet, seit er das Ungemach überwunden und wieder die polnischen Wälder gesehen. Der eisgraue Bart gab dem gefurchten Antlitz mit den kühn geschnittenen Zügen ein würdiges Aussehen; die Toilette war einfach, aber elegant — man hielt ihn für einen alten Offizier, oder für einen vornehmen Grundbesitzer. Nur wenn er sprach, erkannte man aus dem lebhaften Mienenspiel den Polen, das brennend schwarze Auge hatte dann etwas Unstätes, Lauerndes.

„Sie haben uns lange warten lassen," begrüßte ihn Haper, indem er sowohl als Moritz ihm die Hand reichten, während Derville sich gemessen wie vor einem Fremden verbeugte; „wir sind seit 8 Uhr hier und jetzt ist es Mitternacht."

„Ich bitte um Verzeihung," antwortete der Pole, „die Verzögerung geschah durch einen Brief, den ich aus dem Zellengefängniß erhielt. Graf Dembowski benachrichtigte mich, daß seine Frau beabsichtige, nach Berlin zu kommen. Ich fuhr sogleich nach seinem Gut, um mit ihr deshalb zu sprechen und komme erst diesen Augenblick von der Reise zurück. Ich bin drei Tage und drei Nächte nicht aus dem Wagen gekommen, denn mein Aufenthalt in M. währte nur kurze Zeit. Entschuldigen Sie also, wenn ich sehr erschöpft bin; — weiß Niemand von Ihnen ein Unterkommen für die Dame?"

„Wann trifft sie hier ein?" fragte Haper.

„Morgen Mittag. Die Gräfin wünscht bei einer Familie wohnen zu können, ohne dieselbe zu geniren, sie will nur einen Anhalt haben."

„Würden ihr drei Zimmer genügen?" fragte Moritz.

„Gewiß, wenn dieselben elegant sind," antwortete der Pole; „auf den Miethspreis kommt es nicht an."

Haper und Derville warfen einander Blicke des Einverständnisses zu, als Meyer gesprochen und Beid lächelten eigenthümlich, wie in boshafter Schadenfreude.

„Ich habe drei höchst elegant eingerichtete Zimmer in meinem Haus," sagte Meyer, „und werde es mir zur Ehre anrechnen, sie der Frau Gräfin anzubieten. Die Zimmer stehen frei und können sogleich bezogen werden — sie sind für Besuche eingerichtet. Die Gräfin kann meine Bedienung, meine Equipage und Küche benutzen. Ich werde stolz darauf sein, ihr jede Bequemlichkeit zu verschaffen und ihr meine Theilnahme zu bezeigen."

Poninski nahm das Anerbieten dankend an, obwohl ihn das Geflüster zwischen Derville und Haper stutzig machte. Er glaubte jedoch, es beziehe sich darauf, daß Meyer eine hohe Miethe fordern werde; er konnte nicht ahnen, in welcher Beziehung Mariens Stiefbruder zu der Tochter Meyer's gestanden hatte. Moritz wußte ebenso wenig, daß die Gräfin Dembowski Niemand anders war, als die Tochter der Frau seines Todfeindes.

„Sie hatten uns dies Rendezvous wohl noch aus einem andern Grunde gegeben," fragte Derville, „als um eine Wohnung für die Gräfin Dembowski zu bestellen?"

„Ja," antwortete Poninski, dessen Brauen sich jedesmal finster kräuselten, wenn sein Blick Derville, den Gatten Rebecca's, traf, „ich habe Nachrichten aus Frankreich. Die Marianne denkt an die Hochzeit, der Tag ist schon angesetzt."

Bei diesen leise geflüsterten Worten des Polen rückten Derville und Haper näher zu ihm heran. Meyer schaute neugierig auf.

„Die Marianne?" fragte er verwundert. „Wer ist das?"

„Soll ich ihn einweihen?" fragte Derville Haper in flüsterndem Tone.

Dieser nickte bejahend.

„Die Marianne," fuhr Derville jetzt lauter fort, „ist eine revolutionaire Verschwörung, die durch ganz Frankreich verzweigt ist. Im Jahre 1845 machte ein Theaterstück Furore, welches den Titel führte: Marianne, oder das Weib aus dem Volke. Eine Mutter trägt, um sich vor dem Hungertode zu retten, ihr Kind nach dem Findelhaus, während die Reichen prassen. Als die Thür des Findelhauses hinter ihrem Kinde sich schließt, da stößt sie einen Schrei der Verzweiflung aus — dieser Schrei klingt in ganz Frankreich wieder, er ist der Ruf des Volkes zu den Waffen, der Schrei der Revolution, der Schrei des Wolfshungers nach Freiheit und Gleichheit. In der Gaunersprache heißt die Guillotine Marianne, die Handwerker nennen ihre Trinkflasche Marianne und bei jedem Zug bringen sie also einen Toast auf die Guillotine. Der Eid, welchen jeder Verschworene geleistet, bindet ihn, wenn die Stunde schlägt, Weib und Kind zu verlassen, um den Tyrannen zu stürzen und die democratisch-sociale Republik herzustellen. Der Tag, an dem die Marianne Hochzeit feiert, ist der Tag, welcher Frankreich von seinem Könige Ludwig Philipp scheidet!"

„Und der Tag naht heran," sagte Poninski, „er ist angesetzt auf den 22. Februar. Man hofft, daß die Revolution ganz Europa einen Stoß geben werde, der überall zu einer gleichen Bewegung Anlaß giebt, und diesmal wird Frankreich Polen nicht

im Stich lassen — die französische Republik wird die Unabhängigkeit aller Völker proclamiren, allen Unterdrückten die Freiheit bringen!"

„Wir haben heute den 16. Februar," murmelte Haper — „also in fünf Tagen!"

„Ich werde morgen meine Papiere verkaufen!" dachte Meyer.

Graf Derville strich seinen Bart und flüsterte Haper verstohlen zu:

„Vom 22sten ab betrachte ich Poninski wieder als meinen Todfeind. Haben Sie den Mann im Auge, damit wir nicht in den Tagen der Revolution vor ihm erzittern müssen!"

Damit trennten sich die Männer.

VI. Herr von Minutoli.

„Und doch kein Schelm zu sein, ist heut' zu Tage schwer."
Goethe.

Das finstere Gebäude auf dem Molkenmarkt zu Berlin hat drei Abtheilungen; in der ersten residirt der Polizeichef mit seinen Untergebenen, die auf einen Wink von ihm aus allen Straßen ihre Beute holen, in der zweiten hält das Stadtgericht über die Eingefangenen Sitzung — die dritte Abtheilung ist ein Kerker. Eingebracht, verurtheilt und eingesperrt, das sind die drei Stadien, welche der Verbrecher in diesem Hause durchmacht.

Die Polizei hat das Recht, auf ihre Verantwortung Personen zu verhaften und in Polizei-Gewahrsam zu bringen. Der Richter im Criminalgericht kann einen Verhaftsbefehl erlassen, der den Bürger in langwierige Untersuchungshaft bringt; der Gefangenwärter numerirt die Arretirten und verschließt sie in Zellen — ob die Schuld erwiesen ist, oder nicht — die Zelle birgt für ihn nur einen Gefangenen.

In der Stadtvoigtei sitzen der Mörder, der Dieb, der Fälscher, der politische Verbrecher bei einander — man numerirt sie nach der Reihe. Der grobe Verbrecher hat 110. und 112. — Numero 111. ist vielleicht ein geistvoller Dichter, ein Gelehrter, der das Beste wollte und leider nicht die Ansichten der Regierung theilt. Der Eine hat mit dem Messer gesündigt, hat an

der Gesellschaft ein Verbrechen begangen — der Andere konnte nicht schweigen.

Die Regierung muß sich gegen Angriffe, Verdächtigungen und Gehässigkeiten schützen; aber es ist hart, wenn der Mann, der vielleicht aus bester Ueberzeugung ihr ehrlicher Feind geworden ist, in einer Zelle schmachten muß, die vor ihm einen Räuber barg — das finstere Haus auf dem Molkenmarkt birgt Verbrecher, Unglückliche, Verirrte und oft auch Schuldlose; gegen seine Kerkermauern hallt der Fluch. Die finsteren Wände können erzählen von der Verzweiflung des Unglücks, dem Gebet des Unschuldigen in Untersuchung, den Thränen der Reue über eine unbedachte That. Im andern Flügel des Hauses sitzt der Chef der Polizei beim schwarzen Buch, um neue Opfer zu suchen und im andern Zimmer trifft die Präsidentin mit ihren Töchtern Anstalt für das morgende Fest; heitere Tanzmusik soll die vornehme Welt Berlins in die Räume laden, welche nur eine Wand abgrenzt vom Kerker — hier schwelgt der Frohsinn, dort erhängt sich der Verzweifelte, dort brütet das Unglück Fluch.

Der Polizeichef von Berlin ist ein gewaltiger Mann; viel Wohl und Wehe, aber immer noch mehr Wehe als Wohl hängt von seinem Ermessen ab. Die Polizeidiener und Spione sind die Fühlhörner, mit denen er in das Herz der Stadt tastet; ein sichtbares und ein unsichtbares Netz ist über das Häusermeer gesponnen, alle Fäden gehen nach der Stadtvoigtei und dort nistet die stets nach Gerechtigkeit hungrige Spinne, die diese Fäden zieht, um das kalte, eiserne Gesetz mit Opfern zu speisen, Menschenopfer dem Götzen der Gerechtigkeit zu bringen, einem Götzen, der sehr oft nach der Laune der Zeit von Menschenhänden ausgeschnitzt ist.

Die Polizei ist nothwendig, aber grauenerregend — sie darf kein Gefühl haben, kein Verzeihen und Vergeben kennen, sie muß lauern, den Menschen in einer schwachen Stunde zu überfallen, sie muß den Freund durch den Freund verrathen, achtet keine Bande des Blutes — sie ist das ewig horchende Ohr, das ewig lauernde Auge des Gesetzes und sein unerbittlicher Scherge.

Und die Polizei ist um so besser, als sie gefühlloser, strenger, unparteiischer ist; aber Wehe der Stadt, wo die Polizei intriguirt, den Verführer gehen läßt, um sich immer mehr Opfer zu verschaffen — wo sie sich blind und taub anstellt, um die Verbrecher immer sicherer und argloser zu machen.

„Herr Präsident," meldet ein Beamter, „der Kaufmann B. hat schon wieder heute Nacht einen Waffentransport erhalten — befehlen Sie eine Hausvisitation?"

Der Präsident schüttelt verneinend den Kopf.

„In der Zeitungshalle sind gestern abermals drei Emissaire

bemerkt worden, die erst kürzlich in der Stadt eingetroffen sein können —"

„Beobachten Sie die Leute, aber so, daß sie nichts merken — keine Verhaftung!"

„Herr Präsident, sie führen aufrührerische Reden —"

„Ich weiß das!" lächelt der Präsident über die verwunderte Miene des Beamten und macht eine entlassende Pantomime — da tritt ein Courier in's Zimmer und überreicht ihm eine Depesche.

Der Präsident erbricht dieselbe hastig, liest und befiehlt, ihm seine Uniform zu bringen. Er kleidet sich rasch an und fährt nach dem königlichen Schloß.

Auch hier war Alles in Bewegung. Minister und Räthe waren versammelt — eine prinzliche Equipage kam nach der andern. Der König arbeitete noch in seinem Cabinet mit dem Minister von Arnim. Die höchsten Truppenbefehlshaber waren befohlen worden, zu erscheinen — der Augenblick war vielleicht entscheidend für das Wohl der Monarchie.

Schon gestern war die Nachricht gekommen, daß Louis Philipp dem Volksdrängen nachgegeben und Guizot entlassen habe — damit war das Folgende leicht zu erwarten. Die Nachgiebigkeit eines Fürsten, Angesichts der Revolution, ist der erste Schritt zu seinem Sturze, denn er zeigt die Schwäche der Regierung. Es ist feige, einer Drohung gegenüber das zu bewilligen, was was man früher versagte. Heute kam die Nachricht, daß diese Besorgniß sich bestätigt habe.

Ein Pöbelhaufe war in die Tuilerien gedrungen und hatte dem Könige zugerufen:

„Herr, Sie müssen abdanken!"

Der König that dies auch und setzte eine Regentschaft ein, da schrie man:

„Nein, die ganze Monarchie muß fort!"

Bleich und verstört rief der kleine Thiers: „Die Fluth steigt, steigt!" und machte sich unsichtbar.

Die Herzogin von Orleans erschien mit dem Grafen von Paris in der Kammer, aber man ließ sie nicht zu Worte kommen und drängte sie hinaus, während unterdessen ein Proletarier in den Tuilerien auf den Thron sprang und die rothe Fahne schwenkte.

Lamartine, der große Sprecher der Nation, proclamirte die democratische Republik, die rothe Fahne ward durch die dreifarbige verdrängt.

Der König floh mit seiner Familie nach England. Frankreich war eine Republik und erhielt einen Juden zum Finanz-

minister. Juden und brodlose Handwerker hatten die Revolution gemacht, der gemeine Pöbel begann zu plündern und zu rauben, aber die Nationalgarde stellte bald die Ordnung wieder her.

„Louis Philipp ist vertrieben; Frankreich ist, so weit es unter solchen Verhältnissen möglich ist, ruhig.“ Das war die Nachricht, welche Minutoli erhalten hatte und die schon eine Stunde früher im Schlosse eingetroffen war.

Man rieth dem Könige die verschiedenartigsten Maßregeln, um einem Aufstande in Preußen, der bei der Gährung im Volke zu erwarten war, vorzubeugen — Jeder hielt seinen Vorschlag für den einzigen Rettungsanker, Jeder zitterte für das Wohl des Vaterlandes.

„Die Truppen müssen consignirt werden und die geringste Unruhe mit aller Gewalt niederschlagen!“ riethen die Einen, Andere meinten, es wäre nothwendig, jetzt die Wünsche des Volkes zu erfüllen, nur durch das Geschenk einer Verfassung könne man der Revolution vorbeugen — Andere wieder lachten über diese Befürchtung und sagten, in Preußen sei eine Erhebung unmöglich, man provocire sie, wenn man von dem Uebermuth einiger Straßenjungen und von dem Geschrei der Presse Notiz nehme.

Der König ließ den Polizei-Präsidenten in sein Cabinet treten.

„Es muß zu einem Crawall kommen,“ flüsterte ein sehr hochgestellter Herr dem Präsidenten zu, ehe dieser das Cabinet betrat, „es ist nothwendig, daß die Regierung sich einmal auf blutige Weise Achtung erzwingt, die Krone hat bei einem Kampfe Nichts zu befürchten!“

Der Präsident nickte bejahend zu, machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung vor dem hohen Herrn und trat in das Cabinet des Monarchen.

„Wie steht es in der Stadt?“ fragte der König; „die Gemüther sind sehr aufgeregt, aber die Regierung hat wohl nichts zu befürchten?“

„Die Aufregung, Majestät, ist natürlich,“ antwortete der Präsident, „der scandalsüchtige Pöbel wird sie zu Demonstrationen benutzen, vielleicht hier und da einen Crawall hervorrufen; aber ich halte die Stimmung Berlins noch nicht für bedenklich. Der gute Geist ist vorherrschend in der Stadt.“

„Das weiß ich,“ entgegnete der Monarch; „mein Volk ist treu und bieder, nur Verirrte und Leichtsinnige lassen sich zum Ungehorsam verleiten, ich habe Beweise von der Liebe meines Volkes und von der treuen Anhänglichkeit meiner lieben Stadt Berlin. Aber es sind fremde Unruhestifter hier, polnische und französische Emissaire, die Juden sind unzufrieden und der schlechte

Geist eines großen Theiles der Presse versucht, die Bande des Gehorsams zu lockern. Sie deuteten mir neulich an, daß die Möglichkeit eines Aufstandes nicht wegzuleugnen ist, was sagen Sie heute?"

„Majestät, es sind schlechte Elemente vorhanden, die den Wunsch eines großen Theils der Bevölkerung nach einer Constitution benutzen, um eine feindliche Stimmung gegen die Regierung zu erzeugen —"

„Und diese Stimmung — in wie hohem Grade ist sie vorhanden? läßt sie einen Angriff gegen die Ordnung befürchten?"

„Majestät, ich glaube, daß es nothwendig ist, auch hierauf vorbereitet zu sein."

Der König entließ den Präsidenten.

Eine Stunde blieb er allein — es ward Niemand vorgelassen.

Ging der König mit seinem Gewissen in dieser Stunde zu Rathe? läuterte er seine Seele im Gebet?"

Wieder wurden die Minister beschieden.

„Meine Herren," lautete der königliche Wille, „ich beabsichtigte, mein Volk im ruhigen Fortschritt allmälig zum Vollgenuß der ständischen Freiheiten zu führen. Arbeiten Sie eine Vorlage aus, in welcher die Wünsche des Volkes schon jetzt Gewährung finden, ich will lieber freiwillig geben, als mit Fordernden unterhandeln. Sie aber" — so lautete der Befehl an den Commandeur der Truppen — „Sie mache ich verantwortlich für die Ruhe der Stadt. Ich werde mir niemals etwas abtrotzen lassen und ich wünsche nicht, daß die Stadt auch nur einen Augenblick vor Pöbelhaufen zu zittern hat. Verfahren Sie mit Strenge, aber vergessen Sie dabei nicht, daß die Zeitumstände eine große Aufgeregtheit mit sich bringen — der Waffengebrauch ist immer nur das allerletzte Mittel der Regierung."

Der Polizei-Präsident, nachdem er das Schloß verlassen, kehrte in seine Wohnung zurück. Auf dem Wege dahin schaute er prüfend in die Mienen der Leute, und wo ihn Jemand grüßte, dankte er zuvorkommend. Der Polizei-Präsident von Berlin war ein beliebter Mann, selbst in den Tagen, wo er hätte gefürchtet sein müssen.

Es ward Abend. Die ganze Stadt war in Aufregung, die Nachrichten aus Paris setzten alle Gemüther in Flammen. Die alten Leute bekreuzigten sich und dachten schaudernd an jene Zeit, wo die erste Revolution in Frankreich gewüthet, die Jugend lärmte und frohlockte, daß es jetzt auch in Berlin einen „Putsch" geben werde; überall bearbeitete man den gemeinen Mann, um ihn zu bedeuten, daß es jetzt auch in Preußen ein Volk gäbe, das seinen

Willen durchsetzen könne. Man verhöhnte einzelne Soldaten auf den Straßen und versuchte erst heimlich, dann offen, das Rauchverbot zu übertreten.

Es war eine für die Zeit sehr harmlose Demonstration, daß man mit der Cigarre im Munde die grünen Gensd'armes herausforderte, die sonst auf heimliche Straßenraucher Jagd machten — als man jedoch sah, daß die Wächter des Gesetzes heute nicht wagten, ihre Schuldigkeit zu thun, da stieg der Uebermuth und die Emissaire riefen:

„Da seht Ihr's, heute nimmt man Rücksicht auf den Willen des Volkes, heute hat man Furcht!"

In den Conditoreien wurden die neuangekommenen Zeitungen laut vorgelesen — heute gab es keine Censur, die Wahrheit war schlimmer als Alles, was man sonst anzudeuten gewagt. Zu den Thoren hinaus nach den Zelten wogten die Menschen — das früh eingetretene Frühlingswetter zog die Leute in's Freie und draußen schwand jede steife Form, die sonst in Berlin die Stände von einander getrennt — Jeder wollte hören, was man über die ungeheuren Ereignisse sprach, und stündlich kamen Neuigkeiten, stündlich tauchten neue Gerüchte auf.

Der Bundestag zu Frankfurt erinnerte sich plötzlich an die Verheißungen vom Jahre 1815 und erließ eine Proclamation, worin er Deutschland zur Ruhe und Einigkeit ermahnte, indem er versprach, das Land nach außen zu schützen und für die Förderung der nationalen Interessen zu sorgen.

In allen deutschen Gauen rief man jetzt laut nach einer Verfassung, die Regierungen wurden mit Petitionen und Adressen bestürmt — täglich kam eine Botschaft an, daß ein Fürst dem Drängen des Volkes nachgegeben.

In Bayern ward Lola Montez durch einen Tumult aus dem Lande vertrieben und grollend dankte König Ludwig ab — überall schaffte man die Censur ab, bewilligte alle Petitionen, es regnete Verheißungen und Decrete, die kleinen Fürsten überboten einander in volksthümlichen Erlassen.

Trotzdem wurde Deutschland nicht ruhig — eine unsichtbare Macht kämpfte gegen diese Versöhnungswerke der Fürsten und fachte den Sturm von Neuem wieder an.

Die Demagogen — und durch ganz Deutschland erblickte man jetzt ihren Bund wie einen rothen Faden — die wußten sehr wohl, daß ein deutscher Fürst keine dauernde freie Verfassung zu geben vermochte, ehe der deutsche Bund sie nicht sanctionirte — ein deutsches Volksparlament, das war das Losungswort der Zeit. Die Maygaren erhoben sich für die Nationalität Ungarns, der Sturm brach in Wien los und der Kaiser mußte die Ent-

lassung Metternich's unterzeichnen. Der Habsburger beugte sich vor dem Willen des rebellischen Volkes und das war der Zündstoff, der den ganzen Kaiserstaat in Flammen setzte.

Metternich unterschrieb sein erzwungenes Abdankungsgesuch mit den Worten: „Ich unterzeichne den Zerfall der Monarchie!" und drei Tage später erhob sich die Lombardei.

Solche Nachrichten machten in Preußen die Mißvergnügten kühn. Man hörte, daß der König ebenfalls gesonnen sei, die Volkswünsche zu berücksichtigen, aber es hieß: „Warum zögert er?" Die Stadt Berlin sandte eine Deputation an den König, ihn anzugehen, daß er eine Verfassung gebe, um „großem Unheil" vorzubeugen.

Der König antwortete, „daß, wenn es ringsumher koche und siede, er nicht erwarte, die Stimmung in Berlin unter dem Gefrierpunkte zu sehen." Er vertröstete die Deputation auf den einberufenen Landtag, sein Wahlspruch sei: „freie Völker, freie Fürsten!"

Der König schloß mit der Bemerkung, daß die Staaatsveränderung gesetzmäßig vor sich gehen müsse, daß eine Ueberstürzung keinen Segen bringe und er eine solche nicht verantworten könne. Dem Drängen des Volks müsse man vorsichtig Gehör geben, denn Wahrheit sei nie in den Massen zu finden.

Eine Deputation der Polen kam nach Berlin. Der König warnte sie vor einer Erhebung.

„Meine Herren," sagte er, „es ist ein ganz natürlicher Wunsch, daß ich eine so schöne, blühende Provinz, die ich von meinen Vätern geerbt habe, behalten will. Reißen Sie sich los, bedenken Sie, in welch unabsehbares Unglück Sie sich stürzen. Eine jede Bewegung würde die Provinz unfehlbar in die Hände Rußlands spielen. Ich bin den Kaiser von Rußland mit flehentlichen Bitten angegangen, damit er in keinem Falle, was auch geschehen möge, einschreite, und ich habe die Versicherung erhalten, daß er dies vor der Hand nicht thun und der Entwicklung Deutschlands keine Hindernisse in den Weg legen wollte."

Der Deputirte Kraszewski trat vor und sagte:

„Majestät, die Versprechungen des Jahres 1815, die uns die Nationalität garantirten, sind nicht gehalten worten. Die Behörden zu Posen verwalten die Provinz mit Nichtachtung aller uns zustehenden Rechte. Es ist freilich das Loos der Herrscher, in ihrer Beziehung zum Volke von ihren Dienern getäuscht zu werden."

„Sowie das Loos der Polen," antwortete der König, „wie die Geschichte lehrt, das gewesen, daß sie sich in ihren Hoffnungen immer getäuscht sahen!"

„Leider auch durch das Verfahren Ew. Königlichen Majestät!"

„Wie so?"

„Im Jahre 1831 hat der Vorfahr Ew. Majestät dem polnischen Aufstande den Todesstoß gegeben. Haben wir auch im Jahre 1831 unglücklich gestritten, so haben wir doch gezeigt, daß der russische Coloß thönerne Füße hat."

„Ich bin anderer Meinung; ich glaube, daß der Coloß eiserne Füße habe."

„Die neuesten Ereignisse haben bewiesen, daß auch manche andere eiserne Füße zu thönernen werden können!"

Bei diesen Worten trat der Minister dazwischen.

Unter den Zelten im Thiergarten wogte die Menge; Volksredner sprangen auf die Tische und Bänke — nirgends ließ sich die Polizei sehen. Das Volk wähnte, daß man sich vor ihm fürchte und die Demagogen riefen dies laut aus.

„Die Zeit," hieß es, „ist gekommen, wo die Fürsten sich bequemen sollen nach den Völkern!"

Da fand man an den Thoren Militair. Die Truppen waren Tag für Tag consignirt gewesen, sie hatten den Spott und den Hohn der Gassenbuben ertragen müssen, auch jetzt lautete der Befehl, schonend zu verfahren. Die Truppen sollten nur die Straßen säubern, die Massen lichten.

Die Infanterie rückte mit gefälltem Bajonnet vor, die Cavallerie im Trabe. Man wich hier aus, um dort wieder sich zu versammeln und Hohngelächter erbitterte die Truppen. Endlich fielen Steinwürfe. Da hieß es, den Kolben zu gebrauchen und flach einzuhauen.

Die Truppen folgten nur zu gern dem Befehl; man hatte sie gereizt, hatte an ihnen den Unmuth gegen die Obrigkeit ausgelassen. Die Massen konnten nicht plötzlich verschwinden, es wurden Unschuldige verwundet, das brachte das Volk zur Wuth.

Man haßte die Truppen noch mehr, als die Obrigkeit, die ihnen den Befehl zum Einschreiten gegeben. Der Gebrauch der Waffe hatte überrascht — so lange hatte die Truppe Alles ruhig mit ansehen müssen, sie war stets schonend aufgetreten, man glaubte nicht daran, hatte nicht erwartet, daß sie Ernst machen könne.

„Die Offiziere," hieß es, „haben den Befehl gegeben, die Aristokraten, der Prinz von Preußen!"

Eine Deputation der Rheinlande erschien beim Könige und drohte mit dem Abfall der Rheinprovinz und deren Anschluß an Frankreich,*) wenn die Forderungen länger unerfüllt blieben.

---

*) Held u. Corvin, Weltgesch.

Diese Drohung bewog den König, mit der Verleihung einer Verfassung zu eilen. Angesichts der Conflicte in Berlin befahl er, das Militair nur im äußersten Nothfalle auf die Straßen zu ziehen, gestattete der Bürgerschaft, für die Ordnung zu sorgen und, da die Volksstimme den Prinzen von Preußen anklagte, daß er, als Oberbefehlshaber der Garden, Schuld an den Uebergriffen der Truppen habe, gab er demselben das Commando in der Rheinprovinz.

Trotz dieser versöhnlichen Handlungen des Königs stieg die Erbitterung des Volkes gegen die Truppen mit jeder Stunde; der Pöbel verhöhnte sie, als er sah, daß man sie zurückgezogen und nur in Gebäuden und auf Plätzen stationirte; er forderte sie mit Steinwürfen heraus und dann erfolgte ein Angriff, bei welchem wiederum durch die gereizten Soldaten Brutalitäten verübt wurden, die hinreichend bewiesen, daß die Truppe jeden Bürger schon als Feind betrachtete.

Man war empört über das Benehmen der hochmüthigen Kaste, welche keinen Unterschied beim Waffengebrauch gegen Wehrlose machte.

„Der Haß gegen die Militairherrschaft," schreibt Förster, „und besonders gegen die Garde, der sich schon längst im Volke festgesetzt hatte, nahm jetzt einen wahrhaft fanatischen Character an. Selbst die friedlichsten Bürger, in deren Adern kein Tropfen politischen Blutes rollte, sprachen laut und in den heftigsten Ausdrücken ihre Entrüstung über die Schmach aus, die durch das Tödten und Niederhauen wehrloser Menschen ihrer Stadt angethan ward. Tag für Tag in Lebensgefahr schweben zu müssen, weil die hochmüthige Camarilla nicht zugeben wollte, daß der König seinem Volke diejenigen Freiheiten gewährte, welche die übrigen Völker Deutschlands, ja sogar die Oesterreicher bereits erlangt hatten, das schien denn doch den Berliner Weißbierphilistern zu viel. Das Gefühl, daß dieser Greuelzustand nicht länger ertragen werden dürfe, daß dem Säbelregiment ein Ende gemacht werden müsse, dieses Gefühl hatte sich seit dem 14. März nachgerade Aller bemächtigt."

Wir müssen diese Thatsache bestätigen; aber diese feindselige Stimmung gegen die Truppen war ungerecht und unklug. Ungerecht war dieselbe, da die Truppen zuerst gereizt worden waren und dann nur ihrem Eide gehorchten, unklug, weil man dadurch, daß man die Armee erbittert machte, das Gelingen der Bewegung in's Reich der Unmöglichkeit versetzte — es ist niemals eine Revolution gelungen, ohne Uebergang von Truppen zum Volke.

Die Demagogen fanden nichts Besseres, womit sie leichter

das Volk aufregen konnten, als den Haß gegen die hochmüthigen Gardeoffiziere und die „Commisbrodritter", wie man die Soldaten höhnisch nannte — die Masse vergaß, daß der Unwille, den Einzelne verdient, ja, herausgefordert hatten, ein ganzes Corps traf, und jetzt auch Diejenigen reizen mußte, welche früher nicht daran gedacht hatten, sich dem Volke in schroffer Weise gegenüber zu stellen.

Es war am Abend des 17. März, als ein Offizier, der in der Behrenstraße ruhig seines Weges ging, von Pöbelhaufen insultirt wurde.

Am Thore hatten die Truppen eingehauen; man hatte Denen geflucht, die über Wehrlose mit Waffen hergefallen, obwohl diese Wehrlosen nichts Anderes erwarten konnten, da sie gewarnt worden waren — jetzt wollte sich der Pöbel an dem Einzelnen rächen, weil er die verhaßte Uniform trug.

Es fragte Niemand, ob dieser Mann ebenfalls brutal gehandelt, ob er das scharfe Einhauen der Truppen billigte — man sah nur, daß er goldene Litzen am Kragen trug und die Buben fingen an mit geziertem Tone „Kamerad auf Ehre" hinter ihm her zu rufen.

„Schlagt ihn todt, den Bluthund! Da geht Einer von den Mördern des Volks!" brüllte ein stark angetrunkener Blousenmann, der sich am Thore aus dem Staube gemacht, und wie er den Knittel hob, eilten seine Genossen eilig herbei, um ihm zu helfen.

„Schlagt ihn todt!" donnerte es aus fünfzig Kehlen, Neugierige strömten hinzu, aber Niemand trat für den Offizier auf, der jetzt die Waffe zu seiner Vertheidigung zog.

Man hätte glauben sollen, der eine Mann mit dem Galanteriedegen hätte in einem Moment von der wüthenden Menge erdrückt und zu Boden geschlagen werden müssen, aber es giebt keinen feigeren Straßenpöbel, als den von Berlin — der Mordruf brüllte aus fünfzig Kehlen, aber vor dem Blitzen des Schwertes wichen die Vordersten zurück.

„Gebt Raum, Leute!" rief der Offizier, und den gezückten Degen vorhaltend, stürzte er sich mit seiner athletischen Gestalt dem dicksten Haufen entgegen; ein Hieb rechts, einer nach links, schaffte ihm Raum — er brach durch und stürzte in ein Haus, um dort ein Asyl zu suchen. Die wüthende Menge drängte ihm nach, aber mit fast übermenschlicher Kraft stemmte er sich von innen gegen die Thür.

Als der Auflauf begann, hatte eine Dame ein Fenster des Hauses, in welches der Offizier sich geflüchtet, geöffnet, um nach der Ursache des Lärms zu schauen; beim Anblick des Offiziers

entfuhr ein Schrei ihren Lippen, ihre Wange ward bleich, das Auge erhielt einen dämonischen Glanz.

„Schlagt ihn todt!“ rief sie mit bebender Stimme, die, von dem Toben der Menge überdröhnt, nur wie ein Fluch in das Gebrüll klang, da brach er sich Bahn — er flüchtete in ihr Haus — er war gerettet.

Die Dame stürzte vom Fenster zur Klingel, riß an der Glocke, daß die Diener herbeistürzten und wähnten, es sei ein Unglück geschehen.

„Hinunter!“ herrschte sie, „ein Offizier hat mein Haus betreten, werft ihn hinaus!“

„Was giebt's?“ fragte eine Stimme in jüdischem Dialect.

„Es ist der Goj, der mich beleidigt, der Rochov — er ist geflüchtet in unser Haus —“

„Abda-Leben, wenn sie ihn todtschlagen, wird man sich halten an uns —“

Die Jüdin hörte ihn nicht, den Dienern winkend, ihr zu folgen, eilte sie die Treppe hinab.

„Hülfe!“ rief der Offizier athemlos, denn schon fühlte er seine Kräfte erschöpft; „hierher Leute, ich finde den Riegel nicht!“

„Wer giebt Ihnen Erlaubniß, zu betreten mein Haus?“ klang eine Stimme zur Antwort, die Rochov erbeben machte.

„Abda Meyer!“ murmelte er und ließ den Arm sinken, der das Schloß der Thür gegen die Hineindrängenden vertheidigte — wie ein Schwindel erfaßte es ihn; kaum vom Tode gerettet, sah er das Gespenst der Rache hinter sich — ein wüthendes, höhnendes Weib mit ihren Dienern.

Die Thür flog auf — er hörte das Siegesgeschrei der Mörder — das gab ihm seine Besinnung wieder, und zwei Mal zustoßend, warf er zwei blutende Körper der eindringenden Menge entgegen.

Ein Trommelwirbel schlug an sein Ohr —

„Feige, feige!“ rief das Weib mit schäumendem Munde, als sie die Menge weichen sah. „Werft ihn hinaus,“ herrschte sie den Dienern zu, „oder ich jage Euch aus dem Dienst!“

Die Diener zögerten, der Trommelschlag machte sie stutzig, und ehe noch Abda ausgesprochen, sah man schon die Helme der Grenadiere unter der Menge — Schmerzensgeschrei folgte dem Wuthgeheul und in einer Minute war die Straße durch die Bajonnette der Soldaten gesäubert.

„Wir sind quitt!“ rief Georg der Jüdin zu und verließ das Haus, um sich in den Schutz seiner Kameraden zu begeben.

VII. Der Kinderraub.

„Er trägt am Hut ein hochroth Warnungszeichen.“
Byron.

Wär' über Frevelthaten
Der Erdball auch gewälzt, doch würden sie
verrathen.
Shakespeare.

Rebecca Derville ist beschäftigt, ihre Garderobe einzupacken, die Dienerschaft des Grafen rüstet Alles für die Abreise der Herrschaft. Die Waffensammlung allein wird nicht verpackt, der Graf hat sie noch in den letzten Tagen durch bedeutende Einkäufe vermehrt.

Rebecca ist ängstlich besorgt — eine unerklärliche Unruhe läßt sie zittern. Es ist nicht die Furcht vor einem Aufstande, welche sie in Unruhe versetzt, denn der Graf hat die Abreise seiner Familie angeordnet, um jeder Berührung mit dem Tumulte auszuweichen, aber sie hat auf dem Schreibtische ihres Gatten einen Zettel von der Hand Poninski's gefunden und eine Ahnung sagt ihr, daß der Pole seine Rache nur aufgeschoben habe. Derville hat ihr mitgetheilt, daß Poninski geschworen habe, jeden Privatgroll aufzugeben, aber die Furcht glaubt nicht an Eide.

Derville ist seit dem frühen Morgen nicht zu Hause; es ist schon Abend. Was hält ihn so lange in der Stadt auf? ist er verhaftet worden — ist ihm ein Unglück begegnet?

Es wird dunkel, sie tritt an's Fenster; plötzlich fährt sie erschrocken zurück: — drüben an der Ecke steht der Pole, sein Auge schaut finster drohend zu ihr hinauf.

Rebecca zittert nicht allein für sich, sie zittert auch für ihre Kinder; sie kennt den Polen und weiß, daß sein Messer immer das Herz trifft. Banger Schauder läßt sie erbeben, eisiger Frost schüttelt ihre Glieder.

Derville kehrt endlich zurück; sie fliegt in großer Aufregung in seine Arme.

„Laß' uns reisen,“ fleht sie, „heute noch — womöglich jetzt gleich!“

„Du kommst meinen Wünschen zuvor,“ antwortete der Graf, sie betroffen ansehend, „ich wollte Dich darum ersuchen, heute noch mit den Kindern die Stadt zu verlassen — aber Du zitterst! Ist Dir Etwas begegnet?“

„Nein, aber ich habe eine unerklärliche Angst — ich sah Poninski dort an der Ecke —“

„Also hier war er!“ rief Derville finster; „anstatt auf sei-

nem Posten zu sein, schleicht er um mein Haus — der Elende will seinen Eid brechen, aber er soll mich vorbereitet finden. Rebecca," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „Du kannst in einer Stunde abreisen, leider kann ich Dich nicht begleiten, aber ich werde den Kutscher und den Jäger mit Waffen versehen, um Dich nöthigenfalls zu beschützen!"

„Du willst hier bleiben?" rief sie bestürzt.

„Ich muß!" antwortete er; „wenigstens so lange, bis das Spiel in Scene gesetzt ist, morgen hoffentlich wird der Tanz losgehen — so lange bin ich hier nöthig. Aber fürchte Nichts," lächelte er, „ich werde mich für diese deutsche Freiheit keiner Gefahr aussetzen; die Waffen, die ich gekauft habe, sind für bezahlte Leute —"

„Wenn der Streich mißlingt, wird das Gericht Dich verfolgen —"

„Nein," lächelte er, „denn ich werde keine Waffen vertheilen, sondern man wird mein Haus stürmen und ich werde mich später darüber beschweren und Schadenersatz fordern — Poninski wird die Bande führen und aus diesem Grunde mußt Du fort von hier —"

„Poninski? Du weißt also darum?"

„Verstehe mich doch!" lachte der Graf; „wenn die Revolution ausbricht, stürmt er mein Haus, um Waffen zu suchen — wenn ich ihm zufällig dabei begegne und ihn niederschieße, wird man dies Haus plündern und mich als einen Royalisten todtschlagen wollen; aber man wird mich nicht bekommen, denn ich verschwinde durch die Tapetenthür nach dem Garten und dort erwartet mich eine Bande, die ich für das Fest gemiethet habe. Vom Garten komme ich ungesehen bis an's Thor und dort müssen die Truppen mich beschützen, denn ich habe eine Karte von der Gesandtschaft."

Während Rebecca sich seinem Willen fügte und zur Abreise rüstete, ließ Derville seine Dienerschaft alle Vorbereitungen treffen, welche im Clubb der Demagogen für den Tag des Aufstandes verabredet worden waren.

Eine Anzahl Fässer mit Oleum, welche heimlich im Keller aufbewahrt worden, Fässer mit Pulver und Schrot wurden auf den Boden gebracht, andere Fässer mit Branntwein rollte man in das Gartenhaus — die Querstäbe des eisernen Gitters wurden mit Scheidewasser losgelöst und Brennmaterial in der Küche angehäuft, um kochendes Wasser zu bereiten.

Nachdem dies geschehen, und die Familie des Grafen das Haus verlassen hatte, bekleidete sich Derville mit einer Blouse,

steckte einige Branntweinflaschen zu sich, und begab sich wieder in die Stadt.

In der Nähe des Gensd'armenmarktes liegt ein Keller, der den Namen „der Verbrecherkeller" trug; dort waren die Emissaire des Todtenbundes zu der letzten Berathung versammelt.

Auf dem Tische lag eine Karte von Berlin; die Stadt wurde mit rothen Linien in ebensoviel Bezirke getheilt, als Emissaire vorhanden waren. Die Häuser, in denen Waffenvorräthe lagen, waren blau angestrichen, ebenso die Straßenecken, an denen Barrikaden errichtet werden sollten.

Jeder Emissair erhielt ein Verzeichniß der Schänken in seinem Bezirk und eine Angabe der Häuser, in denen er auf Unterstützung rechnen durfte. Der Cassirer des Vereins zahlte Summen aus zur Beschaffung von Branntwein.

Als der Bezirk des Grafen Derville verlesen wurde, trat dieser vor und erklärte, daß er alle Vorbereitungen aus eigenen Mitteln getroffen habe; man brachte ihm ein Vivat und verlas den folgenden Bezirk.

„Graf Poninski!" lautete der Aufruf — aber keine Stimme gab Antwort.

Derville erbleichte. Sollte der Pole ihm zuvorgekommen sein? Schon wollte er seiner Befürchtung Worte geben, als man eilige Tritte vernahm und der Pole, vom raschen Gehen echauffirt, in das Gewölbe trat.

Derville schien es, als ob ein triumphirendes Lächeln über das Antlitz des Polen glitt, als sein Blick dem Auge Poninski's begegnete.

„Wozu Karten und Plan?" rief der Pole; „wir verschwenden die kostbare Zeit — Losschlagen, das ist die Losung!"

Man kannte die Art des Polen und verlas die Bezirke weiter.

Nachdem dies Geschäft beendet, wurde die Zeit des Losschlagens berathen; man war darüber einig, daß der Aufstand gleichzeitig in allen Theilen der Stadt ausbrechen müsse, um die Verbindung der Truppen zu zerstören, aber die Einen hielten die Nachtzeit für gerathener, die Andern den Tag.

„Meine Herren," erhob sich jetzt Haper, „nicht wir müssen den Aufstand verursachen, sondern das Volk selbst, wir sind alsdann dazu da, den Kampf zu leiten. Ich habe erfahren, daß der König morgen eine Verfassung geben will, das Volk wird sich vor dem Schlosse versammeln und ihm zujauchzen. Im Schlosse ist Militair, dies muß gereizt werden, damit es einschreitet — wir sind zugegen, eilen in unsere Viertel, rufen: „Man mordet das Volk!" und lassen sogleich durch unsere Miethlinge, die in

den Schänken warten, Barrikaden bauen und Branntwein vertheilen. Gut wäre es, auch einige Verwundete durch die Straßen zu führen, und sollte man sie mit Ochsenblut beschmieren — die Hauptsache ist, das Volk zur Wuth zu reizen."

„Der Plan ist gut," entgegnete ein junger Mann, Namens Ottensosser, „aber Sie vergessen, daß Niemand uns Glauben schenken, daß Jeder den Betrug durchschauen wird. Wir müssen losschlagen, ehe die Verfassung gegeben wird, denn das Volk läßt sich sonst bestechen und Niemand glaubt daran, daß der König Befehl zum Einhauen gegeben haben könne."

„Herr Ottensosser," lächelte Haper, „wer mit den Massen zu thun hat, muß auf Dummheit speculiren; je gröber man dies thut, desto sicherer ist der Erfolg. Die Menge überlegt nicht, sie läßt sich durch Eindrücke beherrschen — der Jubel schlägt leichter zum Fluche um, als deutsche Stumpfheit zu revolutionairem Muth. Wenn wir heute losschlagen, so finden wir nur Beistand beim Pöbel, morgen vielleicht beim ganzen Volk."

„Die Truppen werden zurückgezogen sein und nicht einschreiten!" bemerkte ein Anderer.

„Dafür werde ich sorgen!" riefen Poninski und Haper zu gleicher Zeit.

Die Versammlung beschloß mit großer Mehrheit, den Vorschlag Haper's anzunehmen und sich am andern Mittage theilweise vor dem Schlosse, theilweise in der Zeitungshalle zusammenzufinden.

Als Poninski das Local verlassen wollte, trat Graf Derville auf ihn zu.

„Sie haben uns warten lassen," sagte er, „Sie kamen sehr echauffirt in die Versammlung — es ist Ihnen doch Nichts begegnet?"

„Eine Bagatelle!" zuckte Poninski die Achseln; „ich schlug einen Offizier zu Boden, der mir nicht auswich und mich höhnisch ansah."

„Durch solche Ausbrüche der Leidenschaft," entgegnete Derville in vorwurfsvollem Tone, „setzen Sie die höchsten Interessen auf's Spiel. Die Genossenschaft braucht Ihr Leben und Ihre Freiheit zu andern Dingen, als Ihr Müthchen an einem Einzelnen zu kühlen!"

Der Blick, welcher diese Worte begleitete, schien das Innere des Polen durchdringen zu wollen. Derville wußte, daß der Pole, wenn er eine solche That begangen, damit nicht renommiren werde, es war also eine Lüge, die er sich zur Ausflucht erfunden.

„Sie haben Recht," antwortete der Pole; „aber unsere Wege trennen sich hier — oder wollen Sie mich begleiten?"

„Wenn Ihnen meine Begleitung angenehm ist — sehr gern!"

„Offen gestanden — nein!" lächelte Poninski, denn ich würde sonst einen andern Weg einschlagen, als den ich beabsichtige."

„Sie haben Privatgeheimnisse in Berlin?"

„Ein Rendezvous — wenn Sie es doch einmal wissen wollen."

Der Pole sagte dies auf eine Weise, daß es Derville wie eine Ahnung überlief, der Pole wolle ihn merken lassen, daß er ihm etwas absichtlich verschweige. Das ganze Wesen Poninski's hatte etwas Geheimnißvolles; in seinen Zügen lag ein Lächeln, so wild, wie der Blick des Löwen, der mit seinem Opfer spielt.

„Ich dachte," sagte der Graf, „Sie hätten dem andern Geschlechte Feindschaft geschworen?"

„Ich sprach von einem Rendezvous, aber nicht von Liebe. Guten Abend, Herr Graf. Sie sind zu beneiden, diese Nacht im Kreise der Ihrigen zu verleben, wo uns Allen das Herz schlägt, und ich Niemand habe, der mir die langen Stunden kürzer macht — ich werde den Nachgeschmack von meiner Kerkerhaft haben. Guten Abend, Graf Derville!"

Damit ließ der Pole den Grafen in nicht geringer Unruhe über diese eigenthümlich betonten Worte stehen, und verschwand im Dunkel der Straße unter der Menge, die noch immer auf- und niederwogte.

Rebecca hatte mit ihren beiden Kindern eine Stunde früher, als Derville sich in den Verbrecherkeller begab, den Reisewagen bestiegen, der sie nach Teltow führen sollte; Derville hatte ihr versprochen, sobald als er könne, dorthin nachzukommen, um, je nach den Umständen, sie zurückzuholen, oder die Flucht auf der Eisenbahn fortzusetzen.

Der Wagen gelangte fast ohne Hindernisse auf die Potsdamer Chaussee, denn die Menge, welche den Thiergarten durchströmte, war, trotz der herrschenden Aufregung, nichts weniger als zu einem Tumulte aufgelegt — Alles war auf den morgenden Tag, als die Stunde der Krisis, gespannt.

Schon hatte der Wagen die letzten Häuser der Vorstadt passirt, als er von einem einzelnen Reiter überholt wurde, der sich vornüber neigte, um hinein zu schauen und, als er Rebecca in demselben erkannte, höflich den Hut zog.

Trotz dieses höflichen Grußes erbleichte die Gräfin, denn der Reiter war — Poninski.

„Gnädigste Gräfin," rief er ihr so laut zu, daß die Dienerschaft es hörte, „es ist mir eine große Freude, Sie noch zu überho-

len, denn ich habe Ihnen diesen Brief mit einer wichtigen Nachricht von Ihrem Gatten zu überbringen. Er ist soeben verhaftet worden, das Haus militairisch besetzt —"

Die Worte des Polen ließen die Dienerschaft erbleichen, denn der Kutscher und der Jäger wußten um die Anstalten, die der Graf getroffen. Rebecca war so über die Begegnung erschrocken, daß sie mechanisch nach dem Billete griff, welches der Pole in den Wagen geworfen und keine Miene machte, dasselbe zu öffnen.

„Lesen Sie," rief Poninski, „ich reite zurück, um zu sehen, ob wir verfolgt werden. — Fahren Sie scharf zu," herrschte er den Kutscher an, „und bei der nächsten Schänke machen Sie Halt, ich komme zurück und sage Ihnen dann, ob Sie die Richtung des Weges ändern müssen!"

Damit drehte er sein Pferd um und sprengte zurück. Diese Bewegung ließ Rebecca aufschauen und wie aus einem Traume erwachen.

War ihre Angst vor Poninski ungegründet? Sprach er die Wahrheit? Kam er wirklich als Bote ihres Gatten? Wenn er sich an ihr rächen wollte, wäre er dann umgekehrt?

Der Wagen flog pfeilschnell dahin; der Tod stand auf Hochverrath und der Kutscher hatte das Pulver in der vergangenen Nacht nach dem Hotel des Grafen gefahren. Panischer Schrecken ließ ihn zittern, er hätte am liebsten die Stränge der Pferde durchschnitten und wäre auf einem derselben davongesprengt. Was kümmerte ihn jetzt die Gräfin?

„In der Schänke," flüsterte er dem Jäger zu, „lassen wir den Wagen stehen, der Mann, der den Brief gebracht, mag sie weiter schaffen, ihr thut man doch nichts — aber uns!"

„Ich rathe," sagte der Jäger, „wir springen gleich vom Bock und fliehen über's Feld!"

„Pst!" flüsterte der Kutscher; „siehst Du nicht den Reiter? er kommt langsam zurück — er hat Pistolen im Halfter."

Während ihre Diener berathschlagten, wie sie die Herrin im Stich lassen könnten, las Rebecca das Schreiben. Es war nicht von ihrem Gatten, sondern von der Hand des Polen. Vor Angst und Entsetzen flimmerte es vor ihren Augen.

„Frau Gräfin," lautete das Schreiben, „Sie werden bei der nächsten Schänke halten lassen und mir eine kurze Unterredung gewähren. Ich folge Ihrem Wagen und behalte ihn in den Augen. Wenn er nicht anhält, oder umkehrt, so ist Ihr Gatte dem Henker überliefert, und mein Wort darauf, Ihre Kinder sollen mich als Feind kennen lernen. Wenn Sie dagegen meinem Wunsche Gehör geben, so sollen Sie erfahren, daß ich unter gewissen Bedingungen Alles vergesse und Ihr Glück nicht stören will."

Der Nachsatz ließ sie rasch zu einem Entschluß kommen.

„Welche Bedingungen sollte er stellen,“ dachte sie, „die ich nicht mit Freuden erfülle, um seiner Rache zu entgehen, um den Vater meiner Kinder zu retten!“

Rebecca rief dem Kutscher zu, anzuhalten, denn schon lag das Wirthshaus vor ihnen — es war keine Zeit zur Ueberlegung übrig

Der Kutscher hielt an und sprang vom Bock — der Jäger that ein Gleiches. Sie hatten verabredet, zu entfliehen, wenn Gefahr drohe.

In demselben Augenblick, wo der Wagen anhielt, war Poninski auch schon vor dem Schlage desselben.

„Es folgt uns Niemand!“ rief er den Dienern zu; „nehmt mein Pferd und laßt ihm Heu geben, erfrischt Euch — hier ist Geld.“

Damit warf er dem Kutscher die Börse hin.

Rebecca stieg mit seiner Hülfe aus, er führte sie in den Garten des Wirthshauses — die Kinder folgten.

„Was wollen Sie von mir?“ flüsterte sie mit bebender Stimme.

„Was ich will, Rebecca?“ lächelte er, während seine Blicke sich an ihrer Angst weideten; „ich wollte sehr viel, aber ich war durch ein heiliges Versprechen gebunden. Ich lechzte nach Rache, aber ich hatte geschworen, jeden Privatgroll zu vergessen — jetzt bin ich meines Eides ledig, denn Dein Gatte hat den Contract gebrochen; er will mich verrathen, er will den morgenden Tag benutzen, um mich für immer los zu werden!“

Rebecca starrte den Polen an.

„Woher wissen Sie das?“ rief sie unwillkürlich.

„Haha!“ lachte der Pole wild, „ich dachte es mir doch; also Du wußtest darum? Du hast Dich verrathen — jetzt beichte, Du weißt Alles. Keine Lüge, Weib,“ rief er drohend, „oder ich zerschmettere dort den Knaben, ehe er oder Du nach Hülfe schreist. Wann will er mich verrathen? morgen, hinterrücks, wenn ich das Haus stürme?“

Rebecca ließ den Kopf sinken — sie war einer Ohnmacht nahe. —

„Und Du stimmtest ihm bei? Du wolltest zum zweiten Male einen Mord an mir begehen, und doch hattest Du mich einst geliebt?“

„Ich wollte es nicht!“ schluchzte sie bebend vor Angst.

„Aber Du hast mir keinen Wink gegeben, mich zu retten! Rebecca, ein solches Wort, und ich hätte Dir Alles verziehen, denn ich bin ein Thor und liebe Dich noch — ich liebe Dich,

weil Du hassen kannst, wie ich. Du hast mich verrathen — ich fluchte Dir, aber mein Gewissen sprach: sie that Recht, denn du hast dies Weib nicht verstanden, du hast ihre Liebe in Haß verwandelt! Aber diesen Mord, Rebecca, den hast Du auf dem Gewissen — wir waren quitt und Du hörtest es ruhig an, daß er mich verrathen will, mich, der ich ihm das Schlimmste vergeben!"

„Poninski," bat sie flehend, denn es machte ihr Muth, als sie ihn weich werden sah, „er ist der Vater meiner Kinder, er glaubte nicht an Deine Verzeihung — er zitterte, daß Du Deine Rache nur vertagtest!"

„Er that Recht daran," hohnlachte Poninski, „und ich verarge es ihm nicht — aber Dir! Doch ja, er ist der Vater Deiner Kinder! Ich kenne dieses Gefühl nicht, denn mich hat kein Mensch geliebt, ich habe keine Kinder, kein Weib — — Rebecca, ich glaube, Du hättest mich sehr glücklich machen können — ich wäre ein anderer Mensch geworden! Aber," fuhr er plötzlich auf, als er sah, daß sie ruhiger wurde, „das Glück hat er mir geraubt, Du hast Dir den Haß statt der Liebe gewählt und es ist süß, zu hassen, süß wie Liebe. Ich liebe und hasse Dich, Satan, und wie Dein Haß gehohnlacht, als er mich gebunden fortschleppte, so werde ich jetzt hohnlachen über Deine Thränen, es wird mir eine Wollust sein, zu hören, wie Du flehst, bittest und jammerst und wie Dein Elend mir flucht!"

Damit drehte er ihr den Rücken zu und schritt zum Wagen, wo die Kinder Rebecca's spielten.

„Die Gräfin ist unwohl," sagte er zum Jäger; „bringen Sie ihr eine Erfrichung!"

Dem Kutscher befahl er, den Weg nach Potsdam einzuschlagen, da man im Hotel Derville's wisse, wohin die Gräfin sich begeben sollte, und dieselbe durchaus nicht vor einer Verfolgung sicher sei.

„Sie wird nach Berlin zurück wollen," schloß er, „aber ich rathe Euch, ihr nicht zu gehorchen; sie kann ihrem Gatten nichts nützen und Ihr würdet eben so rasch arretirt sein, wie es mit Euren Collegen geschehen ist."

Der Kutscher nickte beistimmend zu, als die Stimme der Gräfin ihn nach dem Garten rief.

Poninski lächelte verächtlich, als er ahnte, welchen Auftrag die Gräfin ihren Leuten geben werde, band sein Pferd rasch an die Zügel der Wagenpferde, verschloß die Thür des Wagens, in welchem die Kinder bereits eingestiegen waren, sprang auf den Bock und fuhr in sausendem Galopp davon.

An dem Wege, der von der Potsdamer Straße nach Schöne-

berg führt, liegt ein einsames Gehöft. Bei seiner Rückkehr nach Berlin hatte Poninski dies Gehöft angekauft und seinem treuen Diener übergeben. Die Nacht war schon eingebrochen, als er dort anlangte und die Kinder dem Manne übergab, der sie schon erwartete.

Kaum waren die Kinder in Sicherheit gebracht und sein Reitpferd losgebunden, so fuhr Poninski weiter, fuhr nach der Stadt, hielt am Halleschen Thore, stieg vom Bock, als habe er Etwas bei den Pferden zu thun, und als die Leute auf den leerstehenden Reisewagen aufmerksam wurden, saß er schon in einer Droschke, die ihn nach dem Verbrecherkeller führte.

Die ersten beiden Kinder seiner Ehe hatte die Cholera dem Grafen Derville geraubt, Poninski konnte sich also nicht empfindlicher an ihm rächen, als dadurch, daß er die unglücklichen Eltern in Ungewißheit über das Schicksal der Entführten brachte.

Wir haben seine Begegnung mit dem Grafen geschildert. Unmittelbar, nachdem er ihn verlassen, eilte Poninski zu seinen polnischen Freunden, welchen er den Verrath des Grafen mittheilte.

„Derville," sagte er, „hegt einen Privathaß gegen mich; er hat den Wunsch ausgesprochen, daß ich morgen sein Haus stürme, um mich im Trubel niederzuschießen. Es wäre mir ein Kleines, ihn zu überlisten und ihm zuvorzukommen, aber ich will den Aufstand nicht einer seiner besten Kräfte berauben. Wer tauscht mit mir seinen Bezirk?"

Drei Männer waren sogleich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Nachdem die Angelegenheit geordnet war, braute man einen Punsch, um die Nacht hindurch zu zechen und auf die Wiederherstellung Polens zu trinken.

In den Straßen der Stadt wogte die Menge bis spät in die Nacht. Man sah verdächtige Gestalten in den verbotenen Calabreserhüten die Branntweinhäuser besuchen. Männer, deren feine Wäsche und zarte Haut einen besseren Stand verrieth, als ihre grobe Kleidung andeutete, zechten mit den Arbeitern in der Blouse.

„Der König mag eine Verfassung geben oder nicht," lautete der Inhalt ihrer Reden, „das ist keine Hülfe in der Noth. Das Militair muß abgeschafft werden, das die Hälfte des Steuer-Ertrags für Nichtsthun verschlingt — die Steuern müssen dem Volke erlassen werden und nur die Reichen und die Juden bezahlen!"

Solche Worte fanden enthusiastischen Beifall.

„Tod den Juden! Fort mit den Soldaten!" brüllte es aus

trunkener Kehle; „der König ist ein guter Herr, aber die Pfaffen und Junker regieren statt seiner!"

Ein Mann, der in einen großen Mantel gehüllt, den Kragen hoch aufgeschlagen und den Hut tief in's Gesicht gedrückt hatte, wandelte Straße auf Straße ab; er schaute in die Schänken und Keller, er horchte auf die Reden der Leute und vermied es, seltsamerweise, gut gekleideten Männern zu begegnen. Er ging mit einer gewissen Scheu, als fürchte er, erkannt zu werden — und doch war er ein Mann, der hier befehlen konnte!"

Der Mann im Mantel sah nach der Uhr und eilte raschen Schrittes nach der Königsbrücke. Dort erwartete ihn schon ein Mann, der ebenfalls sein Antlitz verbarg — Beide traten in das Dunkel des Mauervorsprunges.

„Wie steht es?" fragte der Letztangekommene.

„Wie Sie erwarteten, Herr Präsident; nicht nur die Demagogen und Emissaire wühlen das Volk auf, sondern auch die Söldner der Reaction. Man will einen Aufstand mit aller Gewalt, damit es zum Kampfe kommt und der König die gegebenen Freiheiten wieder beschränkt."

„Und wird es zum Kampfe kommen?" fragte der Erste wiederum; „die Berliner sind sehr vorlaut und sehr feige —"

„Ich fürchte, es wird schlimmer tagen, als die Reaction es erwartet. Die Wuth gegen das Militair, gegen die Geistlichkeit und gegen die Juden ist grenzenlos. Die Leute sind auf dem Punkte, wo selbst dem sonst so phlegmatischen Deutschen die Geduld reißt."

„Gegen die Juden auch?" lächelte der Mann, den der Andere Herr Präsident angeredet hatte; „das ist sehr gut. Die Juden haben diese Bewegung vorzüglich hervorgerufen, lassen sich die Sache sogar Geld kosten und jetzt richtet sich das von ihnen geschliffene Schwert auch gegen sie; sehr gut. Ich danke Ihnen. Beobachten Sie weiter, suchen Sie den Plan der Emissaire zu erforschen — ich erwarte Sie von zwölf Uhr ab in meiner Wohnung. Diese Nacht ist nicht für die Ruhe gemacht."

Die Männer trennten sich und schlugen verschiedene Richtungen ein. Wir folgen dem Präsidenten. Er betritt den eleganteren Stadttheil und jetzt wird sein Schritt sicherer, sein Gang weniger scheu.

Vom Brandenburger Thore her strömt das Volk die Linden hinab. Truppen haben die Massen zerstreut, jetzt wogt die Menge durcheinander, übertriebene Gerüchte von der Brutalität der Soldaten durch die Stadt zu tragen.

Ein mittelgroßer, dicker Herr, von jovialem Aeußern, ein heiteres Lächeln in den gutmüthigen Zügen, schlendert mit der treibenden Menge — sein Auge fliegt lebendig hin und her. Dieser

gutmüthig aussehende Herr scheint ein sehr neugieriger Beobachter zu sein.

Der Mann im Mantel geht vorüber; der dicke Herr stutzt, bleibt stehen, sieht ihm nach, kehrt plötzlich um und geht, indem er ihn überholt, eine Weile neben ihm her — plötzlich, rasch entschlossen, redet er ihn an, indem er ihn um Feuer für seine Cigarre bittet.

„Viel Leben in der Stadt — eine bedenkliche Gährung!" sagt er mit seiner lächelnden Miene, indem er sich anstellte, als bemerke er nicht, daß der Angeredete keine Lust zur Unterhaltung zeigte.

Der Präsident murmelte einige beistimmende Worte und setzte seinen Weg fort; der dicke Herr ließ sich jedoch nicht so leicht abfertigen — er schritt neben ihm her, immer lächelnd und das Auge lauernd auf den Verhüllten gerichtet.

„Es ist merkwürdig," sagte er, „daß die Polizei diesen Unfug duldet, unbegreiflich, daß man nirgends Beamte der Polizei sieht — es scheint fast, als wollte man die drohende Stimmung absichtlich nicht bemerken!"

Der Präsident schaute auf und jetzt schien auch er neugierig zu sein, den Mann zu erforschen, der ein Gespräch mit ihm suchte. Dieser dicke Herr schien nicht ohne Ursache so zu reden — sollte er ihn erkannt haben?"

„Woraus schließen Sie das?" fragte er. „Die Polizei kann meiner Ansicht nach von dem Augenblicke an, wo Truppen einschreiten, nichts mehr thun. Sollen die Beamten sich Insulten aussetzen?"

„Es scheint mir," lächelte der Dicke, „als ob sie das nicht zu befürchten hat. Ich habe nirgends bemerkt, daß man die Polizei haßt — aber freilich, sie läßt auch Alles geschehen; sie bemerkt es nicht, oder will es nicht bemerken, daß man dort Pulver, dort Waffen ansammelt, daß das Volk offen bearbeitet wird, daß man ganz ungenirt eine Revolution vor ihren Augen vorbereitet!"

„Sie scheinen sehr genau über die Absichten der Wühler unterrichtet zu sein," entgegnete der Präsident, „es wäre demnach Ihre Pflicht als guter Patriot, auf dem Präsidio eine Anzeige zu machen."

Der dicke Herr lächelte.

„Nein," sagte er, „ich bin kein Denunciant, besonders, wenn ich fürchten muß, unerwünscht zu kommen!"

„Mein Herr," fuhr der Verhüllte auf, „das ist eine Anklage, die der Polizei-Präsident nicht hören dürfte —"

„Er soll sie auch nicht hören!" antwortete der Dicke mit

seinem ewigen Lächeln, noch freundlicher, einschmeichelnder, als vorher.

„Aus welchem Grunde vermuthen Sie, daß es dem Präsidenten nicht angenehm sein sollte eine so wichtige Nachricht zu erfahren?“ fragte der Verhüllte.

„Meine unschuldigen fünf Sinne haben zu viel gesehen, als daß mein Verstand — der freilich nicht maßgebend ist, eine andere Ansicht aussprechen könnte. Ich denke, in einer Stadt, wie Berlin, dürfte bei einer guten Polizei — und die haben wir — kein Mäuschen über die Straße gehen, ohne daß die Polizei es controlirt, viel weniger dürften fremde Emissaire so offen ihr Wesen treiben, wenn man es nicht wünscht. Ich würde also dem Polizei-Präsidenten nur sagen, was er viel genauer weiß und von Andern nicht hören will!“

„Sie könnten sich doch täuschen,“ entgegnete der Verhüllte, „in Zeiten, wie die heutigen, reicht die Kraft der Polizei nicht aus, um so weniger, wenn von Oben herab Schonung befohlen wird.“

Der dicke Herr lächelte.

„Mein geschätzter Herr,“ sagte er, „ich sehe, Sie sind kein Polizist, sonst würden Sie anders reden. Schonen heißt im Polizei-Lexicon Scandal vermeiden. Ich denke, je mehr ein Fürst die aufgeregte Stimmung berücksichtigt, desto gewaltsamer muß die Polizei im Stillen handeln. Die Presse wird gewarnt, man läßt die schlimmsten Wühler unter einem gesetzlichen Vorwande einsperren und erschreckt den friedsamen Bürger durch Schaudergerüchte. So, denke ich mir, wird die Masse geschont, denn man schützt sie vor ihrem Leichtsinn — aber freilich — die Ansichten sind verschieden!“

„Das sind sie,“ antwortete der Verhüllte, „und wir leben, Gott sei Dank, in keinem Staate, wo eine solche Wüllkür herrscht — aber hier trennen sich unsere Wege.“

Damit verbeugte sich der Verhüllte und bog rasch in eine Seitenstraße ein.

Der dicke Herr seufzte tief auf, sein Antlitz verlor für einen Augenblick das gutmüthige Lächeln, seine Züge, als wären sie plötzlich zu Stein geworden, nahmen den Ausdruck wilder Energie an — die Faust ballte sich, das Auge rollte wild.

„Der König wird betrogen — der arme, gute König!“

„Ach,“ und er lächelte wieder so vergnügt, als ob in seinem Innern kein Tröpfchen Galle wäre, „guten Abend, Herr von Teskow, Sie hier in Berlin?“

„Sieh' da, Herr Landrath!“ rief der Angeredete überrascht, „willkommen! Ich gehöre zum Landtags-Ausschuß und bin schon

seit vier Monaten hier; aber was hat Sie hergelockt? Wollen Sie Zeuge eines traurigen Tages der preußischen Geschichte sein, denn so" — und er deutete auf die wogende Menge — „wird man wohl diese Zeit nennen?"

„Leider!" entgegnete der Landrath; „aber sagen Sie mir, haben Sie eine Ahnung, was die Regierung will?"

Teskow zuckte die Achseln.

„Ich fürchte," sagte er, „daß man bald fragen wird, was der Pöbel will; man scheint zu vergessen, daß die Nachsicht den Uebermuth nur herausfordert."

„Ich glaube," schüttelte der dicke Herr den Kopf, „daß man einen Kampf will — der König wird schlecht bedient, zwei Gewalten bestürmen ihn und er vertraut der einen wie der andern. Die Reaction will den Kampf, das Volk will Freiheit und der König will Friede; um des Friedens willen verleugnet er den Plan seines edelsten Strebens — und Niemand versteht ihn. Wissen Sie" — bei diesen Worten zog der Landrath Teskow krampfhaft beim Arm und sein Lächeln hatte etwas Diabolisches — „ich sprach soeben den Polizei-Präsidenten von Berlin, er kannte mich nicht, aber ich kannte ihn. Was sagen Sie dazu — er weiß, daß man Pulver und Waffen anhäuft, daß der Plan des Aufruhrs fertig ist und er stellt sich blind —"

„Sie täuschen sich, Herr von Hinkeldey — das ist nicht möglich!"

„Es ist so," murmelte der Landrath finster, „ich weiß nicht, was im Rathe der Regierung beschlossen ist; aber das weiß ich, wäre ich Polizei-Präsident von Berlin, bei Gott! und führe man Haubitzen gegen das Polizeigebäude auf, keine Macht der Erde — nicht einmal der Wille meines Königs sollte mich abhalten, ihm gegen seinen Willen zu dienen. Schonung! ha ha! Der König ist zu weich, zu edel, zu großherzig, um ahnen zu können, wie es in seinem Volke aussieht — er glaubt an die Liebe der Berliner, aber der Teufel heckt in den Städten und Berlin ist der Brütofen mit Dampf. Dieser König muß Diener haben, die sich für ihn opfern und ich thät' es mit Freuden — ich wollte mich mit dem Fluche eines Tyrannen beladen, damit man ihn segnet! Wir werden böse, sehr böse Tage erleben!"

„Sie sehen zu schwarz," rief Teskow, von dem Fanatismus des Landraths eigenthümlich ergriffen, „die Armee ist treu und jeden Augenblick bereit, Alles wieder in's alte Geleis zu bringen."

Hinkeldey lächelte trübe.

„Wenn Er ein Anderer wäre, ja!" seufzte er; „o, dann zitterte ich keinen Augenblick, dann brauchte er auch keine, mehr als treuen Diener; aber dieser König Friedrich Wihelm IV. hat Alles

von Gott erhalten, was einen König ziert, nur Eins hat ihm der Herr vorenthalten und dieser Mangel macht alle Vorzüge zu Schanden — er kann nicht hart, kann nicht grausam sein, wo es die Nothwendigkeit fordert, und ob er zehn Mal den Vorsatz dazu faßt, das weiche Herz überrumpelt ihn wieder, und was er in der Heftigkeit gethan, nimmt er durch Güte wieder zurück. Er wird die Truppen gebrauchen wollen, aber wenn er das Feuern hört, dann wird es ihm sein, als schösse man auf seine Kinder, das Herz wird ihm brechen, er wird seine Pflicht, seinen königlichen Stolz, sich selbst vergessen und die Rebellen lieber flehend angehen, das Schwert einzustecken, als das vergiftete Blut seines Volkes fließen lassen. — Ihm selbst fehlt ein Diener, der ihm nicht gehorcht, wenn es sich um des Königs Ehre und des Volkes Rettung handelt, der, wenn er sagt: Schone! zermalmt, der diese Stadt, ohne daß er es ahnt, in eiserne Ketten schlägt, damit sie erkennt, welchen König ihr Gott gegeben!"

„Ihr Tadel mag den Pöbel treffen," wandte Teskow ein, „aber Sie vergessen den Adel, den Bürger, den Bauer —"

„Den Bauer nehme ich aus, der preußische Bauernstand ist kerngesund," antwortete der Landrath, „aber die anderen Stände sind es nicht. Der Bürger ist ein schwankend Rohr — es ist kein Wille in diesem Stande, er ist heute Freund und morgen Feind; nur in materiellen Interessen weiß er zu handeln. Mit dem Adel es ist noch schlimmer; er wähnt, die Zeit des Faustrechts sei wiedergekommen und er beugt sich nicht vor der Krone, wenn sie anders handelt, als er will — er hält sich für ihren Vormund, anstatt ihre Stütze zu sein. Der arme Adel ist treu, aber der Uebermuth des größten Theils seiner Söhne reizt die anderen Stände und er vergiftet das Volk durch seine laxen Begriffe über wahre Ehre und Sittlichkeit; Geldverprassen, Nichtsthun und Schuldenmachen gilt als gutes Renommé und das Schlimmste ist, daß man diese sehr erklärlichen Jugendfehler dadurch zu giftigen Geschwüren macht, daß man die Sünden der Vornehmen vertuscht und leider vertuschen muß, um den ganzen Stand nicht herab zu ziehen!"

„Sie sehen also, daß keine Hülfe da ist," lächelte Teskow, „Sie würden auch den Adel schützen."

„Die Hülfe wäre schon zu finden in einer harten, rücksichtslosen Polizei, welche die Presse knebelt und unter der Hand thut, was sie Billiges fordern kann, die das Gesetz zu verhöhnen scheint, wo es sich um Standesvorurtheile handelt und ihm doch im Geheimen Geltung verschafft, indem sie die Schuldigen züchtigt — aber das sind Phantasieen, wir müssen erst eine Woche älter werden, um zu sehen, was noch zu retten ist!"

Damit brach er das Gespräch ab und beide Herren nahmen von einander Abschied, indem sie sich herzlich die Hände drückten.

VIII. In der Kaserne.

Dein Lied ist roh,
Jedoch des Nordmanns Wüste schuf es so.
Byron.

Hart an der Grenze, welche das Häusermeer der alten Stadt von den eleganteren Vierteln trennt, liegt die Kaserne eines Garde-Infanterie-Regiments, in einer engen, aber trotzdem sehr lebhaften Straße.

Es giebt nichts Eigenthümlicheres in seiner Weise, als das Kasernenleben — das gedrängte Zusammensein von aberhundert jungen Männern, die man der fernen Heimath aus allen Provinzen, ihrem Lebensberuf, ihrer Familie entrissen, um für eine kurze Zeit des Königs Rock zu tragen und unter der Fahne zu dienen.

Der schlichte Bauerssohn, der vor jedem Fremden den Hut zieht, der Schweine oder Schafe gehütet, der den Acker bestellt, trägt plötzlich ein Ehrenkleid — wird als Posten respectirt und steht in des Königs Vorzimmer Wache. Der Monarch spricht mit ihm wie zu Niemand; wenn er zum Soldaten spricht, so redet er ja mit den Kindern des platten Landes, mit dem eigentlichen „Volke".

Der Soldat ist dem Städter gegenüber in einer eigenen Lage. Auf dem Lande hieß es stets: „In der Stadt wohnen Leute, die klug sein wollen und den Bauer über die Achsel ansehen!" jetzt ist er in der Stadt und man sagt ihm in der Kaserne: „Du trägst des Königs Rock, der geht vor allen andern voran!" — auf Posten kann er Jeden, und wär's ein Minister, zurückweisen, er kann ihn verhaften, wenn er sich weigert, Etwas zu unterlassen, worauf der Soldat nach seiner Instruction achtet. Der schüchterne Bauerssohn erhält Selbstgefühl, oft wird er übermüthig; stets mit seinen Kameraden zusammen, kennt er keinen Vorgesetzten, als seine Offiziere, er fürchtet sich nicht vor der Polizei — er ist etwas Apartes.

Alles macht der Truppe Platz auf der Straße, er denkt, daß es im Staate nichts Wichtigeres giebt, als das Exerciren —

der Parolebefehl gilt ihm fast heiliger, als die zehn Gebote; er wähnt, der Hauptmann vermöge viel, der Oberst noch mehr, der General Alles.

Es war befohlen, keinen Auflauf in der Stadt zu dulden, es waren scharfe Patronen ausgegeben, der General hatte Befehl gegeben, auszurücken, und dennoch duldete man den Tumult, dennoch ward nicht Feuer commandirt. Der Soldat weiß, was die Truppe vermag, die Offiziere schauten übellaunig drein — es hieß: „Wir sollen noch nicht feuern!" Die Gassenbuben verhöhnten die Truppe und das beleidigte den Stolz, die Eitelkeit des Soldaten.

„Wenn wir nur dürften!" hieß es in den Reihen, aber der Befehl kam nicht; den ganzen Tag waren die Truppen consignirt, zehn Mal ward ausgerückt, auch des Nachts, die Posten waren verdoppelt, der Dienst wurde immer saurer und der Soldat wußte, daß es nur eines Befehls bedurfte, um sogleich dem ganzen Trubel ein Ende zu machen.

Der Soldat sehnte sich nach einem Kampf, um sich für den Hohn und die Steinwürfe zu rächen, und dafür, daß er wegen der „Bummler" zehnfachen Dienst habe. Man hatte ihn „Bauerjungen" gescholten und das versetzte ihn in Wuth, das Schimpfwort kränkte ihn mehr als Steinwürfe und Spott, denn es lag die Verachtung des Städters gegen seine Heimath darin, gegen die Eltern und die Brüder.

Die Stuben der Kaserne sind dicht belegt, zehn Mann wohnen bei einander, Tisch, Stuhl und Bett ist der Luxus des Zimmers. Dicht neben der Grenadierstube wohnt der Offizier; die tapezirten Wände sind mit Bildern geschmückt, kostbare Möbels, Nippessachen, aller Comfort des luxuriösen Lebens blendet die Augen des „Burschen", er erzählt davon den Kameraden, und doch steht der Offizier mit ihnen in Reih' und Glied, muß mitmarschiren und exerciren — er bekommt seinen „Rüffel", wie sie, er zieht mit ihnen denselben Strang. Daher die Anhänglichkeit an den Offizier, trotzdem, daß eine Kluft Beide von einander trennt.

Wir schauen in eine Offizierstube der Kaserne hinein; an der Thür steht der Name „Georg von Rochov", zierlich auf eine Karte gestochen.

Georg ist bei den Leuten beliebt und es hat die Compagnie in nicht geringe Aufregung versetzt, daß die „Bummler" es gewagt hatten, ihren Lieutenant zu überfallen.

Georg hat nur eine Beule davon getragen, körperlich ist er wohlauf, aber in seinem Innern tobt ein Sturm. Er hat dem Aufruhr in's Antlitz gesehen; wie eine Bande Mörder fiel der

Volkshaufen über ihn her und der König duldete dies Treiben; es sah aus, als solle die Truppe sich dem Willen des Pöbels fügen. Noch nie war sein Stolz so empört, als in dem Augenblick, wo man weniger seine Person, als das Ehrenkleid verhöhnte, welches er trug — er dachte daran, seine Entlassung zu fordern. Noch mehr als das verletzte Selbstgefühl beschäftigte ihn die Begegnung mit Adda, welche die ganze trübe Erinnerung an seine Jugend wieder in ihm wach rief — das Weib wollte seinen Tod; so sehr hatte er sie verletzt, daß sie wie eine Furie den Mord auf ihn hetzte. Jetzt erst fühlte er, was er gethan, daß er einen Fluch über sein Leben heranfbeschworen, denn ob er auch vor der Rache nicht bebte, er fühlte, daß er sie verdiente.

Und Bertha von Teskow war in der Stadt — schöner wie je war sie ihm im Theater erschienen; er hatte es nicht gewagt, ihrem Blick zu begegnen, aber sein ganzes Herz brannte vor Sehnsucht nach ihr.

Und wenn Bertha verziehen, wenn sie ihn hätte lieben können, ruhte dann nicht der Fluch dieser Jüdin auf ihm?

Er lebte, mit diesem Fluche belastet an Glück zu denken. Seit er Adda wiedergesehen, konnte er nicht mehr träumen; wie ein Medusenhaupt starrte ihr Bild in die Träume seiner Hoffnungen.

Gestern war er Bertha wieder begegnet, sein Vater brachte ihn ohne sein Vorwissen mit Teskow's zusammen.

Kurt von Rochov hatte den Sohn, der ihm so viel Sorge gemacht, um so inniger in sein Herz geschlossen; er konnte jetzt stolz auf ihn sein, und es entging ihm nicht, warum Georg sich scheute, Teskow einen Besuch zu machen.

Kurt sprach mit seinem alten Freunde und dieser lächelte trübe.

„Ich hätte auch nichts freudiger begrüßt," sagte er, „als die Vereinigung unserer Kinder. Mein Herz jubelte, als ich sah, daß Dein Sohn der Bertha gefiel, aber sie hat ein stolzes Herz und wird ihm nimmer verzeihen. Sie liebt ihn noch, sie schlägt jede Partie aus, aber die Wunde heilt nicht, die er ihr geschlagen — es ist besser, sie sehen einander nicht."

„Versuchen wir's doch!" bat Rochov; „wenn sie ihn noch liebt, dann wird sie auch vergeben. Ein Frauenherz hat immer, und wäre es auch dreifach gepanzert, eine schwache Stelle für den Augenblick — der Georg ist ein anderer Mensch geworden, wenn sie ihn sieht, wird sie alle ihre Vorsätze vergessen."

Teskow schüttelte traurig den Kopf.

„Du kennst die Bertha nicht," sagte er, „sie bleibt fest, wenn auch das Herz darüber bricht!"

Rochov ließ nicht ab und endlich gab Teskow nach. Die alten Herren verabredeten, die jungen Leute an einem dritten Ort zusammenzubringen. Georg erröthete, als er Bertha unverhofft vor sich sah und war keines Wortes mächtig, sie schlug den Blick zu Boden und erwiderte seinen scheuen Gruß so kalt, als ob sie noch nie ein Wort mit ihm gewechselt habe.

„Bertha," sagte Teskow, Georg's Hand ergreifend, „Du erkennst wohl Herrn von Rochov nicht wieder, weil er sich so verändert hat? es ist der Sohn meines alten Freundes."

„Ich habe Herrn von Rochov wohl erkannt," sagte sie mit leiser, bebender Stimme, „aber es war mir so überraschend, Sie zu sehen," betonte sie diese Worte, das Auge auf Georg heftend, „daß ich einen Augenblick zu träumen glaubte. Es geht Ihnen wohl, Herr von Rochov?"

Georg überhörte die Frage, nur die ersten Worte klangen in seinem Ohre.

„Auch mir," sagte er, als er bemerkte, daß Teskow zurückgetreten war, ist es überraschend gewesen, Sie zu treffen; ich hatte ein solches Glück nicht erwartet und wäre nicht kühn genug gewesen, es zu suchen, obwohl ich mich Tag und Nacht danach sehnte!"

„Ich verstehe Sie nicht!" erwiderte Bertha mit schneidender Kälte; „aber," lächelte sie wegwerfend, „das ist bei Galanterien auch nicht nöthig —"

„Gnädiges Fräulein," antwortete Georg verletzt, „etwas mehr Bitteres konnten Sie mir nicht sagen; aber ich habe nichts Besseres verdient und es war sehr dreist von mir, solche Worte auszusprechen."

Bertha erröthete leicht und, freundlicher als vorher, wandte sie sich zu ihm, um ein gleichgültiges Gespräch zu beginnen.

„Sie wollte dich nicht verletzen, aber dich zurückweisen!" das war der Gedanke, mit dem Georg jetzt seine Hoffnung begrub, der ihn in eine trübe und gleichzeitig gereizte Stimmung versetzte. —

Er ruhte auf dem Sopha von den Strapazen einer Wache und hing seinen Gedanken nach, als die Thür aufging und ein Herr laut lachend in's Zimmer trat, während der Bursche Georg's verdutzt den Mund aufsperrte.

„Das ist sehr gut!" rief der junge Mann, dessen Toilette nicht für die Menge paßte, welche heut auf den Straßen wogte; „Georg, Dein Silberdiener ist ein Kameel aus dem ff. Er will mich anmelden und frägt nach meinem Namen. Kerl," donnerte er den Burschen mit komischer Empörung an, „kennst Du mich jetzt? Wer bin ich?"

Der Donnerton ließ den Burschen nicht länger zweifeln, die Civilkleidung des Bruders seines Herrn hatte ihn gänzlich irre gemacht.

„Der Herr Lieutenant von Rochov!" antwortete er mit jenem eigenthümlichen Grinsen, mit welchem der Untergebene einen Spaß seines Vorgesetzten, über den er nicht lachen darf, aufnimmt.

Der Reiterlieutenant strich seinen nur spärlich entwickelten Bart und entließ den Soldaten mit einer herablassenden Bewegung und dem hochtönenden Ausruf: „Verschwinde!"

„Du scheinst sehr guter Laune zu sein, Bernhard!" sagte Georg, der über diese Störung verstimmt schien; „seid Ihr denn nicht consignirt?"

„Ja, aber da wir muthmaßlich nicht mehr ausrücken, seit man Drähte über die Straßen zieht und einige Pferde dabei gestürzt sind, so habe ich es riskirt, mich für einige Stunden zu absentiren. Auf Ehre, es ist ein Scandal, daß man in Civil über die Straße schleichen muß — der Pöbel tobt und führt Reden, als ob er zu befehlen habe, doch ich meine, wir werden bald aufräumen. Aber — damit ich es nicht vergesse, bist Du bei Kasse?"

„Nur mäßig, ich rechne auf die zehn Goldfüchse, die ich Dir geliehen —"

„Theurer Georg, und ich wollte mir zehn andere holen — ich bin blank wie eine Armenkasse."

„Bernhard, Du spielst wieder!"

„Auf Ehrenwort, nein — aber verschone mich mit einer Predigt. Wenn Du es wissen willst: ich bin nahe daran, eine sehr interessante Eroberung zu machen, das schönste Wesen der ganzen Stadt!"

„Für zehn Friedrichsd'or?" fragte Georg spöttisch.

„Geld gehört immer dazu, man muß kleine Aufmerksamkeiten erweisen. Uebrigens ist es eine Eroberung, um die mich die ganze Stadt beneiden wird, denn ich werde der Nebenbuhler des P...............!"

„Du bist doch kein solcher Thor, Dich mit der Viereck einzulassen?"

„Ich sehe nichts Thörichtes dabei, der schönsten und grazieusesten Schauspielerin den Hof zu machen; es ist immer gescheidter, als Grillen fangen und schwärmerisch-sentimentale Stoßseufzer loszulassen. Komm' mit mir, ich führe Dich bei ihr ein!"

„Ich danke für die Ehre."

„Fräulein von Teskow soll Nichts erfahren!"

Das Antlitz Georg's war bei diesen Worten wie mit Blut

übergossen; er schritt zum Secretair und gab seinem Bruder das Geld, um ihn los zu werden.

„Hier," sagte er, „hast Du das Gewünschte, thue mir aber dafür den Gefallen, mir weder zuzumuthen, die Viereck zu besuchen, noch einer Dame gegen mich zu erwähnen, mit der ich noch weniger in Berührung stehe."

„Das ist es! — dann verzeihe mir, Georg," reichte Bernhard dem Bruder die Hand; „ich scherzte nur, weil ich Dir Blödigkeit vorwarf — aber, bei meiner Ehre! ein Mann wie Du sollte den Kopf nicht hängen lassen; ein Weib, das Dich nicht mag, ist Deiner nicht werth. Denke nicht an sie, es ist heute überhaupt nicht die Zeit, an Weiber zu denken, von denen man mehr hofft, als eine Stunde Zerstreuung. Es giebt einen Bürgerkrieg und, wenn wir damit zu Ende sind, einen Feldzug gegen Frankreich. Sei froh, wenn Du ungebunden bist!"

Georg mußte lächeln über die Bestimmtheit, mit welcher sein Bruder Krieg prophezeite und damit der Schwäche aller Offiziere huldigte, die immer die Erfüllung ihrer Hoffnung in der Luft wittern — aber es lag Etwas in dieser frischen Auffassung der Jugend, was besser ermunterte, als jeder andere Trost es vermocht hätte.

„Sie will nicht — nun, wie begründet auch ihr Entschluß sein mag, du darfst dich auch nicht wegwerfen!" rief es in ihm; „du kannst auch auf andere Weise glücklich werden, kannst ihr zeigen, daß du Glück verdienst, daß sie dich allzu gering schätzt, und," dies setzte das Herz leise hinzu, „vielleicht gereut sie ihr Stolz!"

Bernhard nahm seinen Hut, um Georg zu verlassen, als ein Unteroffizier in's Zimmer trat.

„Herr Baron," meldete er, „das Bataillon rückt heute Nacht in's Schloß. Die Compagnie tritt um vier Uhr an — vorher läßt der Herr Hauptmann den Herrn Lieutenant ersuchen, scharfe Patronen auszutheilen, sechzig Stück pro Mann, und die Gewehre nachzusehen."

„Kriegschargirung?" rief Georg, „das hat Etwas zu bedeuten!"

Das Antlitz des Unteroffiziers strahlte vor Freude.

„Wissen Sie Etwas, Strackmann?" fragte Georg in ermunterndem Tone.

„Herr Lieutenant," platzte dieser heraus, „ja — ich hab's vom Schreiber der Commandantur; es kommt heute ein großer Befehl. Die Truppen sollen jede Begegnung mit dem Volke scheuen, aber sich rüsten, wenn der Befehl kommt, auch den Kampf aufzunehmen. Es geht mit Sack und Pack. Ich habe gehört,

der König will eine Verfassung geben, morgen soll's geschehen; aber wenn dann der Tumult nicht aufhört, wird Ernst gemacht — die Cavallerie rückt vor die Thore."

„Dank' Ihnen!" sagte Georg, der bei den letzten Worten Bernhard einen bedeutungsvollen Wink zuwarf. Der Unteroffizier verließ das Zimmer.

„Gott sei Dank, daß Du mich so lange aufgehalten," rief der Reiteroffizier, „ich wäre in Teufels Küche gekommen, wenn ich den Befehl nicht gehört hätte. Adio!"

Kaum war Bernhard fort, als sich die Stube mit Offizieren des Bataillons füllte, die alle, der großen Neuigkeit voll, zu dem älteren Kameraden kamen, um zu hören, was er zu diesem Befehle sage.

Die jüngeren Offiziere kamen im Waffenrock, der Diensteifer ließ sie in diesen Tagen jeden Hang zur Bequemlichkeit verleugnen; den Degen an der Seite, rasselten sie in's Zimmer, während Andere im Schlafrock, die Cigarre oder Pfeife im Munde, sehr gemüthlich hinterher kamen.

„Wir werden die vollen sechszig Patronen nach Hause bringen, calculire ich," sagte ein alter, bärtiger Lieutenant im Schlafrock, „denn es wird ja eine Constitution bewilligt. Die Schreier werden zufrieden sein und wir — haben eine Wache gethan."

„Glaub's nicht!" meinte ein Anderer; „die Demokraten wollen mit uns anbinden; sie denken, es geht hier so wie in Paris — sie wollen keine Constitution, sondern eine Republik!"

„Wollte Gott, es käme zu einem Kampf, die Frechheit dieses Pöbels geht zu weit!" bemerkte ein Dritter.

„Der Pöbel ist's nicht allein, der gegen uns steht, auch die Bürger hassen den Soldaten!" sagte Georg.

„Kann's ihnen nicht verdenken," antwortete der alte Lieutenant, „die Cavallerie hat's, meiner Ansicht nach, ein wenig zu bunt getrieben!"

„Herr von Obeneck, wollen Sie eine Rotte von Gassenbuben vertheidigen, welche die Truppe verhöhnt? Das Dreinhauen der Cavallerie war ihnen sehr gesund. Hat man Unschuldige getroffen — wohl: so mögen die Unschuldigen künftighin zu Hause bleiben!"

„Ich rede nicht von gestern," entgegnete Obeneck, indem er gemüthlich die Pfeife stopfte, „sondern von den vergangenen Jahren, rede nicht von allen Offizieren, sondern von Denen, die den Stand aller Orten sehr schlecht repräsentiren. Es hat mich sogar, und in meiner Gegenwart geschah nicht das Schlimmste, oft genug empört, wie die Herren Kameraden näselnd und lorgnettirend die

Leute ennuyirten, kein anständiges Bürgermädchen gehen ließen und immer nur verletzend mit den Bürgerlichen sprachen."

„Lieber Obeneck," wandte Georg ein, „die Fehler Einzelner darf man nicht dem ganzen Corps zur Last legen, am wenigsten jugendlichen Uebermuth — die Studenten und die Assessoren treiben's noch toller!"

„Wohl," antwortete Obeneck, „aber sie tragen nicht den königlichen Rock, dem sie gezwungen sind, Respect zu verschaffen. Wenn ein Civilist sich lächerlich macht, so weiß Niemand, wer er ist — thut es ein Offizier, so heißt es: Es war ein Offizier! Dort spricht man der Person, hier dem Stande die feine Bildung ab. Ferner, ist der Civilist Jemand zur Last, fordert er Jemand durch Uebermuth heraus, oder beleidigt er einen Andern, so hat er vor diesem nie Etwas voraus, er beansprucht kein Vorrecht und steht dem Gegner gleich — wir tragen eine Waffe, die den Wehrlosen einschüchtert, zu antworten; wir beanspruchen das Vorrecht des ersten Standes und wir stehen nicht unter der Polizei, der Bürger ist also gegen den Offizier im Nachtheil und das ist häufig von Kameraden in einer nicht ritterlichen Weise ausgebeutet worden!"

„Man muß dem Offizier, der bereit ist, für sein Vaterland zu sterben, etwas zu Gute halten!" entgegnete ein Anderer; „was schadet es einem Bürgermädchen, wenn man mit ihm scherzt oder es lorgnettirt? Der Bürger haßt nicht den Soldaten, sondern er ist neidisch — man möchte den Adel aus den Offizierstellen verdrängen!"

„Man will ein Volksheer, wie die Bürgergarde in Krähwinkel; Schuster und Schneider als Stabsoffiziere!" lachte ein Dritter.

In diesem Tone wurde das Gespräch fortgesetzt, und wie in der Kaserne, so überall. Nirgend herrschte im Offiziercorps Erbitterung gegen den Bürger; man gab zu, daß die gereizte Stimmung gegen die Garde nicht unbegründet sei, bedauerte dies und war entfernt, einen Kampf mit der Stadt zu erwarten; die Pöbel-Emeute hoffte man durch ein entschiedenes Auftreten in kürzester Zeit zu unterdrücken.

Aus dieser Stimmung der Offiziere, welche der der Bürger ganz entgegengesetzt war, mußte naturgemäß das folgen, was der Kampf am folgenden Tage herausstellte.

Die Offiziere, gegen welche die Wuth vorzüglich gerichtet war, hinderten die gereizten Soldaten, Brutalitäten zu verüben; sie ließen nirgends die ganze Kraft der Waffe zur Geltung kommen, bis sie plötzlich erkannten, daß es keine Emeute, sondern eine Revolution war, die sie bekämpften.

Die Glocke schlägt Mitternacht; die Stadt liegt in friedlichem Schlummer — der 18. März bricht an.

Es wird Morgen; die Wachen schlagen Reveille und nehmen die Helme ab zum Gebet, der Bürger schaut zu, wie sonst — die Sonne scheint warm und heiter, geschäftig regt sich das Leben der Stadt — es ist ein Morgen wie alle Morgen, aber im Dunkel der Nacht hat das Verbrechen die Stadt unterminirt. Der fleißige Geschäftsmann, der sorgenvolle Vater, der gequälte Beamte, das Weib am Putztisch — sie alle beginnen den Tag wie sonst und ahnen nicht, daß Pulver unter dem Boden verborgen ist, auf dem sie wandeln.

Der Bürger hat seinen Groll gegen die Soldaten verschlafen; dort grüßt ihn ein bekannter Offizier und er nickt ihm heiter zu, als wolle er sagen: „Heute ist's, Gott sei Dank, ruhig in der Stadt!" Der Soldat schäkert im Vorübergehen mit der Köchin, der Kaufmann setzt das Frühstück des Fähnrichs auf die lange Rechnung, der Handwerker grüßt ehrerbietig und nicht ohne ein heiteres Lächeln den Hauptmann, bei dessen Compagnie er seine drei Jahre abgedient, schaut der Truppe nach und lächelt selbstgefällig: „Das ist meine Compagnie, „die Siebente" — was Tausend, sie hat ja einen andern Lieutenant bekommen, und der Brummbär ist nicht mehr dabei!" — kurz, Alles geht wie sonst, Jeder denkt an sein Geschäft, denn Politik treibt man ja nur des Abends beim Biere.

Doch nein — heute ist etwas los auf dem Schloß; es geht das Gerücht um, der König wolle dem Volke eine Verfassung geben.

Der Berliner ist neugierig; was der König bewilligte, das verstand er nicht, darüber mußte erst debattirt werden, aber wer irgend abkommen konnte, richtete sich ein, Mittags nach dem Schloß zu gehen um den Trubel, die Uniformen, die Carossen und das Gepränge mit anzusehen.

Der Meister schloß die Werkstatt und gab seinem Lehrjungen Feiertag, denn es war ja nichts zu befürchten; er und sein College hatten weiße Binden erhalten, um an Stelle der Polizei und der Truppen auf Ordnung zu halten.

Die Sonne des 18. März stieg gegen Mittag.

IX. Die Schreckensnacht.

„Im Sonntagslichte steht die Barrikade,
Ein weißes Tuch erglänzt im Sonnenlicht,
Und durch die Glocken ruft der König: Gnade!
E. Hermann.

Am Abende des 17. März versicherte der Minister von Bodelschwingh dem russischen Gesandten, er könne getrost nach Petersburg schreiben: „in Berlin sei die Sache abgemacht", und dem Regierungs-Präsidenten von Raumer in Köln schickte er folgende klassische Depesche:*)

„An drei Abenden zog der Pöbel in Trupps durch die Straßen. Die Bürgerschaft wirkte beruhigend. Seit gestern ist Alles ruhig und kein Zeichen der Erneuerung vorhanden."

Der König hatte noch am 17. Abends mit den Ministern conferirt; die Camarilla und die Regierung standen einander feindlich gegenüber. Die Erstere rieth, das Schwert zu gebrauchen, die Letztere, nachzugeben, um das Volk zu beruhigen; durch das Einschreiten des Militairs sei nichts erreicht worden.

„Ganz richtig," erklang eine Stimme in dem hohen Rath; „man hat durch das bisherige Einschreiten die Sache verschlimmert, dem Pöbel Muth gegeben und die Krone bloßgestellt. Die Truppen sind nicht dazu da, Polizeidienste zu verrichten und schonend aufzutreten — entweder brauche man sie gar nicht und lasse den Pöbel austoben, oder man führe offenen Krieg. Ein Handgemenge mit flachen Säbelhieben und Kolbenstößen schmälert den Respect vor der Truppe und führt zu Brutalitäten Einzelner, die erbittern. Wo die Truppe auftritt, darf sie nur einen Feind vor sich erblicken, den sie mit allen Waffen bekämpft — es ist ihr unmöglich, einen Pöbelauflauf zu verhindern, aber sie kann eine rebellische Stadt züchtigen. Die Herren Minister mögen sich nun darüber klar machen, ob wir Tumulte zu bekämpfen haben, oder eine Rebellion. Ich warne Se. Majestät, die Truppen ferner zu gebrauchen, wie es bisher geschehen; der Pöbel wird nicht an den Ernst der Regierung glauben, er spottet der Befehle, denen man nicht genügende Geltung verschafft, und diese Metzeleien kosten Blut, ohne daß etwas dadurch erreicht wird!"

„Wenn die Truppen die Feuerwaffen gebrauchen sollten, was Gott verhüte," sagte ein alter, würdiger Herr mit dem hohen Orden des Schwarzen Adlers auf der Brust, „dann haben wir eine Revolution!"

---

*) Vergl. Förster.

„Desto besser!“ murmelte ein General; „lieber offenen Krieg, als dies Spiel mit dem Volke. Sind Elemente zur Revolution vorhanden, so ist es besser, sie heute zu vernichten, als das Gift die Adern des ganzen Körpers verpesten zu lassen. Durch Strenge, eisernen Willen und ernstes Auftreten wird das Blutvergießen erspart!“

„Dazu ist es zu spät; drohen und warnen hilft nicht mehr!“ schüttelte der Minister den Kopf.

„Gut, dann ein Aderlaß, volle Genesung oder Tod!“

„Se. Majestät wollen durchaus jedes Mittel versuchen, dem Lande einen Bürgerkrieg zu ersparen.“

„Wohl denn, so ziehe man die Truppen zurück und rufe sie nur, wenn es wirklich noth thut.“

Die Folge dieser Conferenz war jener Befehl, den wir im vorigen Capitel berichtet.

Der Commandant von Berlin, General von Pfuel, wurde seiner Stelle enthoben und dieselbe dem General von Prittwitz übertragen, einem Manne von eiserner Energie, unbeugsamem Character und kaltem, soldatischem Gehorsam. Das Schloß wurde mit sechstausend Mann besetzt und die Truppen in den Kasernen und Allarmhäusern consignirt.

Der Rath des Königs war noch am 18. Morgens schwankend, wie weit man in den Bewilligungen gehen könne; der König sträubte sich, Etwas zu thun, was er nicht verantworten zu können glaubte, er mochte nicht mehr versprechen, als er halten wollte.

Da kam die Deputation der Stadt Köln. Der König empfing sie huldvoll und erklärte, daß er volle Preßfreiheit und die sofortige Einberufung des Landtages bewillige. Da antwortete die Deputation: „Diese Versicherung genüge durchaus nicht, die Zukunft der Provinz stehe auf dem Spiel und die Wichtigkeit der obschwebendeu Verhältnisse bedinge einen augenblicklichen hochherzigen Entschluß.“

„Zum ersten Male,“ schreibt Förster, „fühlte der König, wie der eisige Hauch des Volksmißtrauens sein Herz erstarren machte; seinen bebenden Lippen entfloh der verzweifelte Ausruf: „Also so weit ist es gekommen?“

Innerhalb drei Stunden erschien die Proclamation, daß der König Alles genehmige und daß Preußen sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen werde.

Das schmeichelte den Berlinern und allem Volk. Abertausende strömten nach dem Schloßplatz, um dem Könige ein Lebehoch zu bringen und begeisterten Jubel zu dem Fürsten hinauf erschallen zu lassen, der ohne Kampf einem seiner Rechte entsagte. Der

König erschien auf dem Balcon und nickte freundlich der jubelnden Menge zu, es drängte ihn, dem Gefühle Worte zu geben — er wollte reden.

Doch sehen wir uns zuvor die Menge dort unten an, ehe wir fortfahren.

Berlin ist eine ganz eigenthümliche Stadt; sie ist fast aus ebensoviel unter sich heterogenen Parteien zusammengesetzt, als es Classen ihrer Bewohner giebt.

„Die flüssige Ader," schreibt Eugen Hermann,*) „welche den Obst- oder Torfkähnen Eintritt in die Stadt erlaubt, ist weder breit, noch leidet sie an zu viel Tiefe oder gefährlicher Strömung; die böse Zunge wirft ihr sogar vor, daß man ganz Berlin en miniature herstellen könnte, wenn man sie alles dessen berauben wollte, was nicht fließendes Wasser ist. Trotz alle dem hat man die Hauptader getheilt und eine der auf diese Weise gebildeten Inseln trägt das fürstliche Schloß.

„Zieht man mitten durch das Schloß eine Linie und verlängert sie bis an die fernsten Thore, so zerfällt die Stadt in zwei Hälften, die so verschieden von einander sind, wie der bunteste Charivari von der nüchternsten Chablone.

„Hier Geräusch, dort vornehme Rufe, hier wirres, lebendiges, überstürzendes Treiben, dort gemessene Bewegung — hier ein Gewirr von Häusern, hier Armuth und prangender Reichthum, Schmutz und Gold, die Nuancen des Handels vom Schacher zur Million — dort die Straßen, wie mit dem Lineal gezogen, vornehme Armuth, Reichthum mit Grazie und Eleganz, Beamtenleben, Actenstöße, Paläste und künstlich aufgebaute historische Monumente, Geschichte im Auszug, Leben ohne Wahrheit, Alles bemalt, übertüncht, für das Auge berechnet. Man sieht es weder diesem noch jenem Stadtheil an, daß hier die Helden gezeugt wurden, welche dort in Marmor prangen; der neue Stadttheil ist aber neben den alten gepflanzt, Erinnerungen sind durchgestreut wie fremde Pflanzen, sie verkümmern im Sande; denn auf diesem Boden hat keine Geschichte gespielt, und hat sie es, dann liegt sie dort im Schmutz der alten Stadt begraben und ihre Denkmale schauen finster aus dem niedrigen Treiben.

„Die neue Stadt gehört zur alten wie der Garten eines englischen Lords, der in Aegypten Kunstschätze gesammelt hat, zur Trödelbude eines Schacherjuden, wie Lumpen, Uniform und ein mittelalterlich Panzerstück zusammen — das practische Leben, die nüchterne Chablone und die tieffte Poesie dicht neben einander gesellt.

---

*) „Deutsche Revolution."

„Es giebt alte Städte, welchen der Stempel ihrer Geschichte tief eingeprägt ist, welche ihren Character auf der Stirn tragen. Berlin sieht aus, als habe man es aufgeräumt, die Denkmale aufgeputzt und sie auf einem freien Platze aufgestellt, der dann den Boden für eine anständigere, moderne Straßenreihe hergab. Das imposante, fürstliche Schloß, umhaucht von den stolzen Erinnerungen seiner Geschichte, steht, wie gesagt, auf der Grenzscheide beider Stadthälften, deren Character so verschiedener Natur ist, und heute, wo das ganze Volk in Bewegung war, schien es, als habe sich der wüste Haufen, das schachernde Volk der älteren Hälfte erhoben, um die kalte, vornehme Stadt zu überfluthen und zu erdrücken.

„Aus allen Schlupfwinkeln der kleinen Gassen, aus den Cloaken der Vorstädte und den finsteren halb verwitterten Häusern, aus dem Schmutz der Keller und der ärmlichen Dachstube strömte das Gesindel; das Laster brachte seinen Ekel und die Armuth ihr Elend, die Krankheit ihre Gebrechen in scheußlichen, Schrecken erregenden Gestalten zu Tage; was sonst einzeln Abscheu und Widerwillen erregte, das füllte die Masse.

„Aber mitten in diesem Gewühl von Menschen, deren Antlitz das Laster, niedrige Leidenschaft oder Elend ihren Stempel aufgeprägt hatte, sah man Menschen, deren Kleidung, Haltung und Ausdruck der Züge eine andere Stellung, als die unter der Hefe des Volkes bekundete.

„Dort schritt ein würdiger Mann daher, welcher mit besorgter Miene den Auflauf betrachtete und versuchte, die aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Dort aber, die Leidenschaft im Auge, Gluth auf der Wange, fachte ein Anderer den Sturm an und dort schlich mit lauerndem Auge, gekrümmtem Nacken und heimtückischem Lächeln ein Mensch durch das Gewühl und schaute die Leute in's Antlitz, ob das Gift gewirkt habe und das Blut koche — er forschte auf jeden leisen Fluch, auf den unterdrückten Seufzer, und wo sich eine Faust ballte, da flüsterte er: „Im Zeughaus sind Waffen, bei R... giebt es Pulver und das Pflaster bietet Steine!"

Die Menge auf dem Platze zwischen Schloß und Museum war ein mit Brandsatz gefüllter Feuerwerkskörper, ein Funke konnte zünden.

„Der König hat Alles bewilligt, eine Verfassung, Preßfreiheit, er will sich an die Spitze der deutschen Erhebung stellen!" jubelte der Bürger mit weißer Binde; „Friede! Friede!"

Da erscholl aus der dichten Menge ein Ruf; in dem Augenblick, wo der König eine Bewegung machte, um anzudeuten, daß er reden, daß er die Proclamationen, die man unten vertheilte,

bestätigen wollte, hob die mächtige Gestalt Poninski's den Arm gegen das Schloß und der Pole rief mit donnernder Stimme: „Militair fort!"

„Militair fort!" hallte es hier und dort wieder; der Ruf erinnerte an die vergangenen Tage, er erinnerte daran, daß der König noch die Macht hatte, zu befehlen.

„Militair fort!" rief der Bürger in bittendem Tone, als solle der König auch diesen Wunsch des Volkes noch bewilligen.

„Militair fort!" brüllte die Menge in drohendem Tone, als wäre dies die Forderung, die ihr viel mehr gelte, als alle Freiheiten.

Der König wollte beschwichtigen, wollte reden, er legte die Hand auf die Brust und rief: „Friede!" — man hörte ihn nicht, immer lauter und unheilschwangerer donnerte der ungestüme Ruf durch die Lüfte.

Unwillig und erzürnt trat der König vom Balcon zurück. Abgespannt von der Arbeit und der Erregung sah er, daß man ihm nicht einmal dankte für das, was er mit Widerstreben bewilligt hatte. Das düstere Gefühl des Mißmuths schlich in sein Herz — hatte die Camarilla Recht, daß er zu weit gegangen, daß man sein Versöhnungswerk für Schwäche halten und immer mehr fordern werde? War diese drohende Menge, die ihn nicht anhörte, sein Volk, oder waren es Rebellen? Der Stolz des Königs war tief verletzt — er trat zurück und jetzt umgab ihn die Camarilla.

„Das ist nicht die Bürgerschaft," hieß es, „das ist gedungener Pöbel; fremde Emissaire stacheln das Volk auf — man will den Rückzug der Truppen, um dann jedes Gesetz, jede Ordnung zu verhöhnen!"

Der Sturm draußen wuchs und wuchs.

„Schaffen Sie mir Ruhe, ich will Ruhe!" befahl der König und die Adjutanten flogen hinab, um dem Commandeur der Truppen den Befehl des Königs zu bringen.

Wenig Minuten später und Garde-Infanterie rückte aus den Portalen des Schlosses; im Trabe, mit eingestecktem Säbel, schwenkte eine Abtheilung Garde-Dragoner von der Stechbahn zum Lustgarten ein.

Die Schutzbürger stellten sich den Truppen entgegen: „Militair fort!" donnerte der Ruf wie grollender Donner, aber die Truppe drängte vor.

„Raum vor des Königs Schloß!" lautete der Befehl — „Schafft Raum!" das eiserne Commando — und vom Schlosse und von der Stechbahn vordrängend, bewegten sich die Truppen wie eine wandelnde Mauer gegen die Menge.

„Jetzt ist es Zeit!“ rief Poninski Haper zu und Beide drängten sich dem Schlosse zu, um in die Nähe der Truppen zu gelangen.

„Fort mit dem Militair!“ rief der Pole, und sich Bahn brechend drang er in die Truppe, griff in das Gewehr eines Soldaten und drückte es ab; fast gleichzeitig schlug Haper auf den gespannten Hahn einer Flinte — dies geschah so plötzlich, so unerwartet, das Gedränge war so groß, daß kaum die Nächststehenden sahen, was geschah, aber Jeder hörte die Schüsse.

„Zwei Schüsse! — — Wäre Feuer commandirt worden, es wären mehr als zwei Schüsse gefallen! —

Die Menge, von den Truppen umgeben und gedrängt, halb wüthend, empört und halb eingeschüchtert, schrie Verrath — selbst der ruhige Bürger, der soeben die Menge zum Auseinandergehen ermahnt, schrie vor Entrüstung wild auf.

„Man mordet Wehrlose! Man schießt auf das Volk, das dem Könige zujubelt! Verrath! Verrath!“ — —

In der Zeitungshalle saßen die Emissaire — man brachte die Nachricht, daß der Bürger dem Könige zujubele.

„Mögen Sie,“ rief es dumpf, „der Bürger geht uns nichts an, der niedere Pöbel, die Armuth, der Verbrecher, das ist unser Heer — man muß die Bestie loslassen, dann folgt der Bürger aus Furcht!“

„Zwei Schüsse!“ keuchte ein Mann hereinstürzend; „es ist Zeit!“

„Männer, deutsche Männer,“ rief ein schmächtiger, bleicher Jüngling, den Stockdegen ziehend, „das ist die Glocke der Revolution — mir nach!“ — —

Gegenüber der Zeitungshalle liegt die königliche Bank; eine Schildwache schritt vor dem Gebäude auf und ab, das Gewehr auf der Schulter — vielleicht träumend von den Lieben in der fernen Heimath.

Die Bande fiel über ihn her, Verzweiflung gab ihm übermenschliche Kräfte; blutig und zerfleischt brach er durch die Mörder und erreichte eine Wache — die Faust des halb Ohnmächtigen umklammerte den verbogenen eisernen Lauf der Waffe, die Truppe schauderte und knirschend ballte sich die Faust.

„Verrath!“ tönte es vom Schloßplatze her; „Verrath!“ rief die Mörderbande; „Verrath!“ so ging der Ruf durch alle Straßen und Gassen, schlug an alle Schlupfwinkel des Verbrechens und in einem Moment stand die Stadt in Waffen, wuchsen tausend Barrikaden aus der Erde — der Aufruhr hatte die Maske abgeworfen und blickte mit trotziger Stirn dem Vordringen der

Truppen entgegen.*) Aber die Truppen drangen nicht vor, es war kein Befehl zum Feuern gegeben worden — der König war außer sich.

„Es ist ein Mißverständniß, ein unseliges Mißverständniß! sagen Sie das dem Volke!“ rief er den Ministern zu.

Die Sturmglocken läuteten. Die halbe Stadt war überrascht und staunend, daß man plötzlich Barrikaden baute; Menschen, die man nie in den Stadtvierteln gesehen, riefen ihre „Mitbürger“ zum Kampf, Niemand — der Hof am wenigsten — ahnte, daß man nur ein Zeichen erwartet hatte, um den längst vorbereiteten Plan in Ausführung zu bringen.

Der Hof glaubte an keine Revolution; Graf Arnim sprengte durch die Straßen, um zu versichern, daß ein unseliges Mißverständniß obwalte. Man trug ein Friedensbanner mit der Inschrift: „Ein Mißverständniß! der König will das Beste!“ auf den Schloßplatz — Niemand beachtete es, die Proclamationen des Königs wurden von dem Volke zerrissen und mit Füßen getreten.

Eine Deputation der Stadt begab sich zum Könige und forderte Zurückziehung der Truppen. Der Monarch erklärte: „das Militair werde keinen Zoll breit zurückgezogen.“

Artillerie fährt auf, die Truppen rüsten sich zum Kampf — aber der König hofft noch, daß die Stadt sich beugen werde, er hält einen ernsten Aufruhr für unmöglich.

Die Bürgerschützen erscheinen auf den Barrikaden, die Studenten haben sich bewaffnet und lassen die dreifarbige Fahne wehen — der Pöbel plündert die Waffenläden.

Alexander von Humboldt begiebt sich in's Schloß; er zittert vor Alter und Furcht, aber auch seine Bitten können den König nicht entscheiden.

Eine einzige Kanonenkugel hat die Königsstraße gesäubert. Die Camarilla umgiebt den Monarchen; er pocht auf sein gutes Recht und glaubt, daß Alles das Werk einer fremden Aufwieglerrotte sei.

Der Bischof Neander fleht — da antwortet der gereizte König:

„Was wollen Sie? es ist eine sehr einfache Geschichte. Ich saß bei ernsten und wichtigen Arbeiten, da kamen die Leute vor die Thür und störten mich. Das kann ich nicht dulden. Uebrigens, daß ein paar Gewehre losgegangen sind, dafür kann ich nicht, und ohne Säbel wird Keiner verwundet. Und der Säbel ist nicht gezogen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Uebrigens

*) Vergl. E. Hermann.

geht mich die Sache nichts an. Ich habe dem Commandanten meine Befehle gegeben und der Commandant thut seine Schuldigkeit. Ich habe nur eine Bombe in die Königsstraße werfen lassen und die Straße gehört mir. Schaffen Sie mir dort die Fahne aus den Augen!"

Damit entließ er die Deputation, auf ein schwarz-roth-goldenes Banner deutend.*)

Des Abends kam der Freiherr von Vincke.

„Sie glaubten wohl, in eine rathlose Gesellschaft zu kommen?" rief ihm der König zu; „Sie sehen, daß Sie sich geirrt haben!"

Vincke beschwor den König, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, aber der Monarch forderte Unterwerfung der Stadt. Der fromme Minister von Thile stellte dem Könige vor, daß mit halben Maßregeln die Sache nicht beendet sei, die Camarilla appellirte an seinen Stolz und der König murmelte:

„Auf mein Volk würde ich nicht schießen lassen, aber das ist eine Bande von fremden Emissairen, Polen, Juden und Franzosen!"

Der König mußte seinen Respect wahren. Es hatte Alles gethan, was das Volk wollte, er konnte nicht anders glauben, als daß dieser Aufstand ein Verbrechen sei.

Die Truppen mußten siegen, denn sie waren treu, und wenn man bedenkt, daß man eine Festung während zweier Stunden in Bresche legen kann, so wird man finden, daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn wir behaupten, die Stadt wurde noch immer geschont, der König wollte den Kampf nicht. Artillerie war da, aber es wurden nur fünf Schüsse mit Spielgranaten abgefeuert.

„Musketensalven krachten," schreibt Eugen Hermann, „Geschütz rollte donnernd heran, kalt und eisern ertönte das Commandowort.

„Die Barrikaden wurden leer, aber der Häuserkampf begann; die kecke, trotzige Schanze des Aufruhrs ward aus dem Hinterhalt vertheidigt und feige wich der Miethling hinter das schützende Dach.

„Die fremden Emissaire waren spurlos verschwunden; ihr Werk war für heute gethan, denn dort rasselte die Trommel zum Sturm, dort krachte die Salve und dort stand der Kanonier mit brennender Lunte neben dem scharf geladenen Geschütz.

„Es ward dunkel, aber die Flamme des Aufruhrs leckte züngelnd am Schleier der Nacht (man hatte die Artillerie-Wagen-

---

*) Vergl. Förster.

häuser in Brand gesteckt); während hier der Kampf wüthete, that dort der Mordbrenner sein heimliches Werk.

„Den Truppen, siegreich überall, wurde plötzlich Halt geboten. Der Kampf stockte, wo kein frecher Angriff erfolgte, und von Neuem ward der Stadt Zeit zur Besinnung geboten.

„Die Truppen, obwohl mit allen Mordwaffen bekämpft und selbst mit den scheußlichsten Mitteln bedroht, welche die Bestie — der Mensch — erfinden kann, hatten nirgends die Kräfte angewandt, welche ihnen zu Gebote standen, um den Sieg zu erzwingen.

„Während man sie mit Vitriol, Schwefelsäure und kochendem Wasser begoß, Stahlfedern und gehacktes Blei in die Büchsen lud, fielen kaum fünf Kanonenschüsse; nirgends that die Kartätsche, die Granate, die Bombe ihr vernichtendes Werk — man schonte das Volk und schonte die Stadt, ein einziges Wort des Fürsten und die Geschütze hätten Tod und Feuer gespieen.

„Aber der Fürst sprach das Wort nicht, denn wenn sein Volk auch ihn verließ und es vergessen konnte, daß es ihm Treue geschworen, vergaß er es nicht, daß dies Volk, obwohl verblendet, doch sein Volk war und daß ein strenger Vater nur mit Milde und Besonnenheit züchtigen darf.

„Dort schleppte man Verwundete, dort Gefangene; im Dunkel der Nacht trotzte die finstere Barrikade, am Firmament flammte der Flammenschein und der bleiche Mond warf dunkle Schatten zwischen Volk und Heer.

„Eine tiefe, athemlos spannende Ruhe wechselte mit kurzem, tobendem Kampfe. Niemand legte in dieser Nacht das Haupt zur Ruhe. Dort betete der Fromme, hier kochte man Tod am friedlichen Heerde und dort wälzte sich der Kranke verzweifelt auf seinem Lager. Die Fenster zitterten und zersplitterten, heimtückisch knatterte es aus den Häusern, auf den Dächern schlichen vermummte Gestalten mit Büchsen längs dem Dunkel hin, ein Opfer zu suchen. Dort wieder nahte der Plänkler, dort tönte kalt und ehern das Commando und in breiter Front rückten die Colonnen an.

„Es lag etwas Grauen erregendes und doch Erhabenes in dieser Ruhe der Disciplin, diesem kalten Starren der Gewalt. Das Herz des Einzelnen mochte überwallen, das Auge vielleicht da drüben den Vater, den Bruder oder den Todfeind suchen, die Hand mochte zittern oder sich ballen — unbeweglich stand die Masse und der Wille eines Einzigen gab ihr Leben."

Keine einzige Truppe erklärte sich durch das Uebertreten zum Volke für die Sache desselben. Obwohl man durch Gerüchte von dem Abfall der Truppen überall den Muth, oder mehr

die Hartnäckigkeit der Kämpfer belebte, geschah auch nicht einmal ein Versuch, die Soldaten zum Uebergang zu bewegen. Es ist dies characteristisch und beweist, daß der ganze Kampf, so weit Berlin daran Theil nahm, mehr gegen die Soldateska, als gegen das Königthum gerichtet war, und den Monarchen nur insofern berührte, als er sich sträubte, die Truppen zurückzuziehen.

Werfen wir einen Blick in's Schloß.

Die Camarilla, welche einen Kampf gewünscht, ist betroffen darüber, daß man noch keinen Sieg erfochten hat, der General zuckt die Achseln — ohne Artillerie können die Truppen nur mit großem Verlust die Häuser angreifen und die Geschütze dürfen nicht spielen, der König will es nicht.

Die Barrikade am Kölnischen Rathhause ist endlich genommen, aber alle Häuser sind besetzt.

Der König, fürchterlich erschöpft, von allen Seiten auf die verschiedenste Weise angegangen, mit Bitten, Beschwörungen und Warnungen überstürzt, frägt bei jeder Salve, ob denn noch nicht das Schießen aufhört. Die Königin liegt krank darnieder — ihre Thränen müssen Einfluß auf den Monarchen haben — wird er nachgeben oder nicht? —

Heinrich von Arnim, noch voll von den Eindrücken der Entthronung Louis Philipp's, deren Zeuge er gewesen, beschwört den König, sein Leben und seine Krone durch Nachgiebigkeit zu retten — immer von Neuem kommen Deputationen — man giebt von Seiten der ängstlichen Partei dem Könige den Wink, daß die Truppen morgen zu sehr erschöpft sein könnten, um den Kampf fortzusetzen.

„Die Fürstenburg," schreibt der Autor der „deutschen Revolution",*) glich einer mächtigen Citadelle, so strotzte sie von Truppen aller Gattungen. Auch sie hatte ihr Aussehen verändert. Gestern noch ein stolzes, imposantes Gebäude, ruhig daliegend in der Glorie ihrer Geschichte, bot sie heute einen verwilderten, wüsten Anblick. Die Fenster waren zerschmettert; auf dem Schloßhofe lagen Stroh, Menschen und Pferde wie im Bivouac durcheinander; dort geschlossene Massen, dort buntes Getreibe, hier der müde Soldat im Schlummer. Offiziere aller Waffen wogten durcheinander — Adjutanten eilten geschäftig umher, dort stand der Flügel-Adjutant in Parade-Uniform, die er seit gestern noch nicht abgelegt, neben dem Offizier in Mantel und Feldmütze, Galla und Bivouac nebeneinander. Dort fuhr man einen Brodkarren, dort einen Munitionswagen heran und hier schleppte ein Piquet Gefangene, wilde und trunkene Gesellen, in die Kellerräume.

---

*) Leipzig, Kollmann.

„Das sind unsere Gegner!“ murmelte verächtlich ein älterer Offizier, während der Jüngere heimlich die Achseln zuckte und im Stillen es verwünschte, daß man noch Pardon gab und noch immer nicht das Signal zum Vorrücken hören ließ.

„Ein Greis schritt durch das Portal und wollte in den Schloßhof treten, als man ihm Halt gebot und zwei Grenadiere ihm den Weg vertraten.

„Melden Sie Ihrem Offizier, daß ich zum Fürsten will!“ bat er und nannte einen Namen, dessen Ruhm den Kindern der fernen Provinzen unbekannt war, obwohl er so stolz leuchtete, daß dem Greise unheimlich werden konnte, ihn zwei Mal nennen zu müssen.*)

„Wie oft war er in diese Hallen getreten und die Wachen hatten präsentirt vor dem kleinen Mann mit den weißen Haaren und dem Ordensstern; er war auch ein Fürst und wenn er den Fürsten besuchte, so begegneten sich zwei Majestäten. — —

„Schon wieder Jemand, der parlamentiren will!“ murmelte es; „der Fürst kann doch nicht alle Leute hören — wie kann dieser Mann für's Volk sprechen wollen, der die Revolution in Paris gesehen hat? Wenn der Fürst nachgiebt, ist Alles verloren!“ so flüsterten sie, und dennoch wagte es Keiner, ihn zurückzuweisen, die Disciplin gestattete kein Zaudern, denn der Fürst hatte befohlen, Niemandem den Zutritt zu verweigern, sein Ohr sollte jedem Wunsche, jedem Flehen, jedem Rathe offen sein und der Name dieses Mannes leuchtete so stolz, daß es den jungen Leuten, selbst wider ihren Willen, ein Verbrechen schien, den Greis nur eine Secunde warten zu lassen.

— — —

„Die Prunksäle waren angefüllt mit Personen aller Stände, jeden Alters: Minister, Generale, Geistliche, Deputirte der Stadt, selbst Frauen wogten durcheinander, die Prinzen und Prinzessinnen des fürstlichen Hauses, Hofdamen, Höflinge und die bewaffnete Leibgarde füllten die Gemächer und die Luft war so schwül und gedrückt, jeder Laut flößte Schrecken ein, jedes Geräusch machte zittern, auf jeder Miene war die Aufregung, die Leidenschaft, die bange Erwartung zu lesen.

„Mit ängstlichem, aber vertrauendem Blicke ruht das Auge des Jünglings, welcher, den gezückten Degen in der Hand, an der Pforte des fürstlichen Zimmers stand, auf den Zügen einer hohen, ritterlichen Gestalt“ (Prinz von Preußen?), „welche soeben die Schwelle überschritt. Leidenschaftliche Energie lag in den stolzgeschnittenen Zügen, Festigkeit im Auftreten, und ein düsteres

*) Humboldt?

Feuer brannte in dem Auge, welches sonst einen sanften, fast weichen Glanz hatte.

„Mein Gewissen spricht mich frei, ich will Gehorsam!“ tönte eine scharfe, heftige Stimme aus dem Gemach und es antwortete leise flehend:

„Es ist das Blut Ihrer verblendeten Unterthanen!“

„Das Blut von Verbrechern!“ donnerte die Stimme des eben Eingetretenen; „Emissaire fremder Nationen und Meineidige haben diesen Kampf begonnen und er muß durchgefochten werden.“

„Die Brust des Jünglings an der Pforte des fürstlichen Gemachs hob sich bei diesen Worten, stolz glühte sein Auge und der Ausdruck des feinen, aristokratischen Gesichts ward ein begeisterter.

„Aber auch Alle, die im Vorsaale standen, hatten die Worte vernommen, und das Auge der hohen fürstlichen Frau, welche dort in der Nähe des Fensters stand, blickte mit triumphirender Miene hinaus. —

„Da schlug eine Kugel in's Gemäuer und warf ihr den Kalk ihrer Stammburg in's Antlitz.

„Die hohe Frau zuckte nicht, es floß Blut in ihren Adern, welches keine Gefahr scheut und eher in den Tod geht, als von dem stolzen Wege des Rechtes abweicht.

„Der Greis drängte sich der Thüre des fürstlichen Gemaches zu. Da trat ihm ein General entgegen, dessen Antlitz, fest wie Marmor, davon zeugte, daß die Schrecken der Nacht keinen Nerv dieser festen, gedrungenen Gestalt zucken ließen, daß er kalt hinaussah, wie in das Gewühl einer Schlacht, mit dem Blicke des Feldherrn, der seine Kräfte berechnet. Der General“ (Prittwitz?) „war der Typus des Geistes, welcher das Heer beseelte, und auf seiner Stirn stand es geschrieben, daß der Fels noch stand und trotzen wollte.

„Excellenz,“ redete er den Greis mit kalter Höflichkeit an, „der Fürst hat noch keinen Augenblick Ruhe genossen, die schwierige Lage zu erwägen. Der Prinz ist augenblicklich bei ihm, um mit ihm zu berathen, ich warte auf meine Ordre, jede Verzögerung kostet nur noch mehr Blut; wir müssen Ernst machen!“

„Sie irren sich,“ entgegnete der Greis, „wenn Sie auf Gewaltmittel trotzen; augenblicklich steht Ihnen nur die Hefe des Volks gegenüber, wenn aber dem Kampfe nicht Einhalt gethan wird, so erhebt sich die ganze Stadt.“

„Wohl denn,“ rief der General mit finsterm Ernst, „dann mag die Stadt die Schuld davon tragen, wenn sie zu Grunde geht!“

„Ihre Truppen sind erschöpft, was wollen Sie gegen eine halbe Million Menschen?"

„Das wird sich zeigen, wenn ich die Ordre habe. Das Leben des Fürsten, die Ehre des Thrones ist mehr werth, als ein Dutzend rebellischer Städte!"

„Der Greis schüttelte den Kopf.

„Dieser Starrsinn," murmelte er, „diese Verblendung verderben Alles!"

„In diesem Augenblicke hörte man heftige Worte aus dem Gemache des Fürsten; eine Deputation der Stadt war eingedrungen.

„Die Bürger werden sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen, sie werden nicht weichen, bedenken Sie .... was dann Ihr Loos sein wird!" drohte die Stimme eines jugendlichen Redners.

„Bube!" donnerte es zurück, aber gleich darauf hörte man die Stimme des Fürsten.

„Ich weiß es," sagte er kalt, „was auf dem Spiele steht. Ich bin auf Alles vorbereitet. Ich bin zu jedem gütlichen Vergleiche bereit, sobald die Bürger die Waffen niederlegen. Ich habe den Kampf nicht begonnen und werde ihn auch nicht erneuern!"

„Der Greis wollte eintreten, aber Minister, Höflinge und ein neuer Schwarm von Bürgern drängte ihn zurück.

„Bitten, Fußfall und Beschwörungen machten den Willen des Fürsten schwankend, aber der Prinz trat heraus und reichte dem General ein Blatt Papier.

„Keine Miene zuckte im Antlitz des starren Mannes, als er festen Schrittes den Saal verließ.

„Aber kaum war er in der Thür, als ihn ein Adjutant des Fürsten zurückrief.

„Ich will dieses entsetzliche Schießen nicht mehr!" rief es heftig aus dem Cabinet. „Man soll aufhören!"

„Der General sah den Adjutanten befremdet an — er hörte die Worte des Fürsten und erbleichte.

„Da trat ein Minister auf ihn zu.

„Der Fürst," sagte er, „schickt Ihnen diese Ordre." Damit reichte er ihm ein zweites Blatt Papier, auf welchem die Tinte noch naß war.

„Der General las die Ordre, verbeugte sich und schritt hinaus. Diesmal war seine Haltung nicht so stolz wie vorhin und ein finsterer Schatten lag auf den markigen Zügen.

„Der Prinz trat auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand

— Beide sprachen kein Wort, aber der Handdruck sprach mehr als Worte vermögen.

„Eine Stunde später und der ganze Saal gerieth in Bewegung. Die Fürstin zog sich in ihre Gemächer zurück. Die Prinzessin schritt, gefolgt von ihren Hofdamen, durch den Saal, ihr Antlitz glühte, der stolze Blick des Auges war gebrochen.

„Fünf Minuten später, und schweigend, stumm wie ein Leichenzug, bewegte sich eine dunkle Masse durch das Portal des Schlosses; die Truppen verließen ihren Kriegsherrn auf seinen Befehl." — —

Der Schriftsteller Ludwig Rellstab ward in's Cabinet befohlen, um über die Fassung einer Proclamation zu berathen; aber der König hörte ihn nicht, er schrieb selbst nieder, was ihm das Herz eingab. Die Ueberschrift lautete: „An meine lieben Berliner".

In herzlicher, bittender Weise erklärte der König das Mißverständniß, bat sein Volk, die Waffen niederzulegen und schloß damit, daß er sagte, „die Thränen der kranken Königin vereinigten sich mit seinen Bitten."

Das Volk verhöhnte die Proclamation und trat sie mit Füßen. Eine Plumpe in der Breiten Straße war durch eine Kanonenkugel getroffen worden, man klebte die Ueberschrift der Proclamation „An meine lieben Berliner" über das Loch, welches die Kugel gemacht.

Eine neue Deputation der Stadt erschien und erklärte, der Kampf werde aufhören und die Ruhe sofort da sein, wenn die Truppen überall zurückgezogen, Waffen an die Studenten vertheilt und eine Bürgerwehr errichtet werde. Die Deputation verbürgte unter dieser Bedingung die Herstellung der Ruhe und Ordnung.

Der König hatte das Vertrauen zu seinem Volke noch immer nicht verloren, er bewilligte die Forderung und ließ dieselbe überall verkünden.

Der General von Möllendorf, welcher, ein Tuch schwenkend, dem Kampfe Einhalt gebot und die Waffenruhe verkündete, ward vom Pöbel vom Pferde gerissen und als Geißel gefangen genommen.

Die Truppen zogen ab; sie erhielten den Befehl, sich Alles gefallen zu lassen, und unter keiner Bedingung von den Waffen Gebrauch zu machen.

Niemals ist ein solcher Befehl siegreichen Truppen gegeben worden, niemals hat eine Truppe so starre Disciplin gezeigt, als die preußische Garde in dieser Nacht. Der Pöbel verhöhnte die abziehenden Truppen, bespie die Offiziere und sie hielten die Grena=

ziere, die den Schimpf rächen wollten, mit der gezückten Waffe davon ab.

Dieser Schimpf schändete nicht, und mochte man den Truppen das Schlimmste vorzuwerfen haben, dieser Rückzug mußte selbst bei ihren Feinden Bewunderung erregen.

Die Studenten bezogen die Kasernenwachen, „um die Truppen zu schützen"; mit langen Säbeln und bunten Bändern stolzirten sie gar wichtig vor den Gebäuden, in denen tausend Soldaten knirschend dem Befehle des Königs gehorchten und achselzuckend anhörten, daß man sie vor der Wuth des Pöbels vertheidige.

Der Pöbel nahm die Leichen seiner Gefallenen auf, trug sie vor's Schloß und zwang den König, auf dem Balcon zu erscheinen und das Haupt vor ihnen zu entblößen.

Das Antlitz des Königs war bleich und entstellt, seine Stirn vom Gram durchfurcht. Was in dieser Stunde in seinem Herzen vorging, mag die Folge erklären — und wenn man die Reaction hart genannt und unversöhnlich gescholten, welcher Mensch wäre nach solcher Demüthigung nicht grausam geworden? Die Bürgerschaft schützte ihn nicht, die Truppen waren zurückgezogen — jetzt war Reue zu spät, der König war in der Gewalt des Pöbels.

Eine hohe Frau hat in Offizierstracht das Schloß mit den Truppen verlassen, der Prinz von Preußen verläßt auf Befehl des Königs das Land, die Truppen ziehen bei Nacht aus der Stadt.

Heimlich winkt ihnen der Bürger den Scheidegruß zu, der Anblick eines solchen Gehorsams läßt ihn Alles vergessen; er sieht, daß sie nicht die Schuld getragen und er bebt jetzt vor der Herrschaft des Pöbels, der schon das königliche Wappen von den Häusern reißt.

Studenten schützen das Palais des Prinzen von Preußen, indem sie das Wort „Nationaleigenthum" über die Thür schreiben.

Die Truppen, welche in der Nacht aus der Provinz nach Berlin beordert sind, kehren um, die Stadt ist sich selbst überlassen — der König vertraut sich dem Schutze seiner Bürger.

Der König hätte nichts Besseres thun können, als dies, wenn der „Bürger" die Revolution gemacht hätte, aber daß dies nicht der Fall gewesen, daß der Bürger selbst zu zittern hatte vor der Revolution, das sollte sich in den nächsten Tagen zeigen.

Der König gab alle Gefangenen frei — auch die Polen!

X. Haß und Rache.

„Da werden Weiber zu Hyänen."
Schiller.

Nachdem wir den Gang der Ereignisse in den Hauptumrissen geschildert, kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Als die Kutsche davonrollte, glaubte Rebecca im ersten Augenblick, der Pole wolle sie an der Weiterfahrt verhindern, sie rief ihre Kinder und jetzt erst wich das Blut von ihren Wangen — bleich und bebend starrte sie vor sich hin, ohne Laut für den ungeheuren Schmerz.

Was beabsichtigte er mit den Kindern? wollte er sie nur als Geißeln benutzen, oder durch ihren Raub die grausamste Rache üben? Und wenn er ihnen nichts zu Leide that, mußte eine Mutter nicht zittern, ihre Kinder auch nur kurze Zeit in der Gemeinschaft mit diesem Manne zu sehen, dessen Leben eine Reihe von Verbrechen gewesen? Das am wenigsten Schlimmste war fürchterlich genug, um ein Mutterherz zu foltern.

Die Diener sträubten sich, ihre Herrin nach Berlin zurückzugeleiten, keine Drohung, kein Bitten half — Rebecca mußte allein, zu Fuß in der dunklen Nacht ihren Weg suchen. Aber was war dies gegen den Schmerz, der in ihrer Brust tobte? die Verzweiflung ließ keine andere Furcht in ihrem Herzen Raum gewinnen.

Der Tag war schon angebrochen, als Rebecca vor dem Hotel anlangte, das sie in einer Equipage verlassen. Sie beachtete nicht die neugierigen Blicke der Leute, die mit Erstaunen die Gräfin in bestäubten Kleidern um diese Zeit an der Thüre des Hotels pochen sahen — sie flog die Treppe hinauf und ihr Ruf erweckte den schlummernden Gatten, der sich angekleidet auf sein Lager geworfen und die geladenen Pistolen auf dem Tische vor sich liegen hatte.

Derville schrak auf — er wähnte, man käme, ihn zu verhaften, das böse Gewissen hatte ihm böse Träume vor die Seele gejagt.

„Gott sei Dank, Du bist da, Du bist nicht arretirt — auch das war eine Lüge!" rief sie athemlos keuchend und sank ermattet auf einen Sessel.

Derville starrte seine Frau an; schlaftrunken hatte er im ersten Moment nicht bedacht, daß sie gestern fortgefahren — jetzt fiel es ihm ein, er sah ihre bestäubten Kleider, das bleiche Antlitz, die rothgeweinten Augen — er zitterte.

Wort für Wort der Erzählung Rebecca's traf ihn wie ein Dolchstich in's Herz. Schmerz, Wuth und Verzweiflung ließen ihn die Faust ballen, finster starrte er vor sich hin auf die Pistolen, bis sie Athem schöpfend ihm die Begegnung ausführlicher erzählte.

„Also Du bist Schuld," knirschte er, „Du allein, weil Du Dich durch eine erbärmliche Lüge in die Falle locken ließest! Wenn er mich anzeigte, mußte er dann nicht selbst der Gerechtigkeit verfallen? Deine Furcht hat ihn dreist gemacht. Warum riefst Du nicht um Hülfe? warum gehorchtest Du seinem Befehl? Jetzt schaffe meine Kinder hierher — meine Kinder, Weib, oder Du kommst nicht mehr vor meine Augen!"

Derville tobte wie ein Rasender.

„Er hat die Kinder geraubt, um mich zu verhöhnen," schäumte er, „und daran bist Du Schuld; aber noch mehr, Du machst mich zum Gelächter der Stadt. Die Kinder muß er zurückgeben; aber daß Du in diesem Aufzuge über die Landstraße rennst und wie eine Landstreicherin hier anpochst, das geht nicht wieder gut zu machen, so weit vergißt sich nur eine Jüdin!"

Rebecca zuckte auf, als habe sie ein Scorpion gestochen. Kein Wort kam über ihre Lippen, aber ihr Blick sprühte finster, wie Gift des Hasses.

Der Umstand, daß sie nicht antwortete, machte den Grafen immer bitterer. Je mehr er sich die Sache überlegte, desto mehr schwand die Besorgniß, daß Poninski etwas Schlimmeres gegen ihn im Schilde führe, als ihm einen Schrecken einzujagen und ihm Etwas abzutrotzen. Seine ganze Wuth richtete sich gegen Rebecca, er mußte Jemand haben, an dem er sich austoben konnte.

„Du antwortest nicht?" schrie er; „ha, wer weiß, ob Du nicht mit ihm unter einer Decke steckst, er war ja Dein Buhle und ich bin Dir gleichgültig geworden; es gefällt Dir nicht, daß ich der Revolution huldige, Du möchtest die vornehme Frau Gräfin spielen. Eine schöne Gräfin, die keine Scham besitzt — aber wie die Mutter, so die Tochter; das Landstreichen ist erblich — nicht genug, daß meine Kinder jüdisch aussehen, daß ich um Deinetwegen um meine Verwandtschaft gehohnneckt werde, Du stellst mich auch noch vor der Dienerschaft bloß, damit doch Jeder wisse, daß ich einer jüdischen Dirne meinen Namen gegeben!"

„Fluch Dir!" kreischte sie auf wie eine verwundete Tigerin; „Du verspottest die Mutterangst und nennst mich eine Dirne? Fluch Dir!"

Derville lachte hell auf.

„Ganz so wie Mama Esther!" spottete er, und den jüdi-

chen Dialect nachäffend, fuhr er fort: „Fluch! hat se mer auch gesagt, Fluch! und der Fluch bist Du!“

Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als sie ihn gereuten; der Anblick Rebecca's, die bleich und schwankend ihn wie das Medusenhaupt der Verzweiflung anstarrte, brachte ihn zur Besinnung. Er wollte einlenken, wollte sie besänftigen, da läutete es.

Er schaute nach der Uhr und stampfte verdrießlich mit dem Fuß. Es waren die Verschworenen, die ihn abholten, um in der Zeitungshalle den Ausbruch der Revolution auf das gegebene Zeichen zu veranlassen.

Graf Derville führte Rebecca eiligst in ihr Zimmer, kehrte zurück und bat die Emissaire, voranzugehen; er versprach, in einer Stunde in der Zeitungshalle zu sein. Die Verschwörer wurden argwöhnisch und sträubten sich anfangs, ihn zu verlassen; als sie endlich dies gethan, eilte Derville in das Zimmer seiner Frau, eine fürchterliche Unruhe ließ ihn beben — er suchte hier, suchte dort — — Rebecca war nirgends zu finden — —

Als der Sturm losbrach, griff Derville nach seinen Pistolen, um den Polen zur Rede zu stellen — aber ein Anderer als Poninski stürmte das Haus. Er ließ sich den Bezirk des Polen nennen, wollte dorthin, aber schon versperrten ihm Barrikaden den Weg, der Pöbel ließ ihn nicht hinüber. „Ein Aristokrat!“ rief man; „haltet ihn — er will zu den Truppen!“ — —

Im Hause des Juden Moritz Meyer stehen Kessel auf dem Flure, um siedendes Oel und kochendes Wasser zu bereiten, die Dienerschaft hat Flinten und Pistolen, aber Keiner wagt, die Truppen anzugreifen, obgleich sie vor der Thür auf der Straße halten.

Marie steht am Fenster ihrer Wohnung; die feurige Polin weiß, daß der Jude sich zum Kampfe rüstet gegen die Truppen — sie weiß, daß ihr Gatte frei wird, wenn die Revolution siegt, aber ihr Blick ist umflort — dort unten, hoch zu Roß, hält Bernhard von Rochov, der Gefährte ihrer Kindheit. Es sind die Züge, die ihr so lieb gewesen, die sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit geliebkos't — wie schön und stolz ist er geworden, das junge Blut ahnt nicht, daß über seinem Haupte schon heimtückisch das Verderben lauert.

Unten in der Straße fallen Schüsse, das ist das Zeichen — im Hause wird es rührig.

Marie stürzt hinüber zu Moritz Meyer, um ihn zu beschwören, den Bruder zu verschonen, seinen Leuten Auftrag zu geben, ihn nicht zu tödten — aus dem Hause, wo sie wohnt, soll kein Unheil über ihn kommen.

„Wer ist's?" frägt Meyer überrascht, daß die Gräfin Dembowska einen Bruder in der preußischen Garde habe.

„Der dort — der junge Mann vor dem zweiten Zuge, auf dem Schimmel!"

„Der sieht ja aus wie ein Rochov!" sagt Moritz Meyer stutzend.

„Er ist auch ein Rochov!" lächelt Marie eitel; „Herr Kurt von Rochov ist mein Stiefvater und das ist mein Stiefbruder — nicht wahr? er sieht gut aus — wie stolz blickt er über das Pferd, das sich bäumt; wollte Gott, er hätte für eine andere Sache zu fechten!"

Marie bemerkte es nicht, daß der Jude von ihrer Seite gewichen — der Knall einer Büchse schreckte sie auf.

Pulverdampf füllte das Zimmer, der Jude sprang vom Fenster zurück.

„Das war der Eine!" rief er triumphirend.

Marie schaute hinaus — ein gellender Schrei — der Reiter lag unter dem blutenden Rosse.

„Zurück!" rief der Jude und zog sie vom Fenster; gleich darauf prasselten die Scheiben, die Cavallerie gab eine Salve mit Carabinern auf das Haus — eine Kugel streifte die Wange Mariens.

Der Schuß des Juden war das Zeichen zum Angriff. Pflastersteine wurden von den Dächern, heißes Oel aus den Fenstern auf die Truppen geschleudert, von allen Seiten fielen Schüsse — die Cavallerie mußte abziehen unter dem Hohn und Spott des Feindes.

Zwei Reiter nahmen ihren Offizier vom Boden auf und der Eine nahm ihn auf sein Pferd, im Galopp brach die Truppe sich Bahn durch einen Pöbelhaufen, der hinter ihr eine Barrikade aufwarf — eine Secunde später und die Truppe hätte nicht mehr zurück gekonnt; Cavallerie ist im Straßengefecht ohne Rettung verloren.

„Sieg!" jauchzt es dem stolzen Flüchtling höhnend nach, da rasselt die Trommel und eine Salve kracht; mit gefälltem Gewehr stürmt ein Bataillon die Barrikade, der Pöbel stäubt auseinander, wie Spreu vor dem Winde — der Hohn verstummt, jetzt gilt es nicht mehr angreifen, sondern sich so gut als möglich zu vertheidigen.

Trotz des Steinhagels dringt die Truppe vor, eine Section sprengt die Thür des Hauses, aus dem Meyer geschossen, und stürmt mit gefälltem Bajonnet gegen die Treppe.

Die Vertheidiger sind geflüchtet, Meyer war der Erste, der beim Erscheinen der Truppe die Büchse fortwarf, um zu fliehen.

Die Section stürmt hinauf, da erscheint oben ein Weib, lang und hager mit flatterndem, weißem Haar und einem knochigen Antlitz.

„Fluch!" schreit es, „Fluch!" und das Weib schleudert einen Kessel auf die Köpfe der Soldaten.

Die Vordersten brechen zusammen und krümmen sich in fürchterlichem Schmerz — es ist Oleum, mit dem Esther Meyer ihre Schwelle vertheidigt — ein heiseres Lachen verhöhnt das Wuthgeschrei der Soldaten, sie geben Feuer, aber das Weib ist verschwunden.

Die Section dringt vor, dringt bis zur zweiten Treppe — wieder steht das Gespenst da, wieder rasselt ein Kessel hinab, wieder kracht die Salve und wieder krümmen sich drei Schwerverletzte am Boden — das heisere Lachen erklingt gellender, höhnender als vorhin.

„Das ist der Satan!" murmelt es düster durch die Reihen der Soldaten. — —

In der Wilhelmsstraße wohnt der Baron von Teskow. Schon während der letzten Tage, die dem 18. März vorangingen, hatte der alte Herr sich in einer gereizten Stimmung befunden. Das Gespräch mit dem Landrath von Hinkeldey hatte ihn bedenklich gemacht und ihm das Gefühl der Sicherheit geraubt, in welchem sich früher sein Patriotismus gefiel. Der feste Glaube an die Macht des Königs war erschüttert — er sah, daß zwei Gewalten regierten und daß die Regierung durch ihr Schwanken immer mehr Boden verlor.

Tagtäglich kam er mit Rochov zusammen und da gab es dann einen oft nicht ohne Heftigkeit geführten Disput. Kurt von Rochov war für eiserne Strenge, die liberale Richtung war ihm verhaßt — Teskow dagegen wollte Zugeständnisse, aber auch ein festeres Auftreten der Regierung.

Als die Herren einander am Vormittag des 18. März trafen, war Rochov sehr niedergeschlagen, Teskow dagegen in heiterer Stimmung.

„Der König," seufzte Rochov, „hat den ersten Schritt zum Untergange des stolzen preußischen Namens gethan, wir werden jetzt das ganze Elend der constitutionellen Wirthschaft erleben, Parteigeist wird das Volk zerspalten, Wahlumtriebe werden die Moral verderben, eine zügellose Presse wird die letzte Achtung vor der Obrigkeit vernichten und das Privatleben keines hochgestellten Mannes verschonen, der ritterliche Sinn wird sich in elenden Krämersinn verwandeln, ganz so wie in England — Preußen hat aufgehört zu sein, was es war, es geht bergab!"

„Bergan, zum Lichte!“ unterbrach ihn Teskow ungeduldig, „denn Du vergißt es, daß wir die Verfassung durch den freien Willen eines gnädigen Monarchen erhalten und nicht durch die Revolution. Bei uns ist es ruhiger, besonnener Fortschritt, was andere Völker durch Elend erworben — die Achtung vor dem Könige ist jetzt auf Dank begründet. Hörst Du den Jubel der Menge? Schau' hin, wie der Dank den Trotz in Freude verwandelt —“

Die Herren waren im Gespräch in die Nähe des Lustgartens gekommen, wo soeben die Proclamationen des Königs vertheilt wurden. Auch ihnen gab man eins der gedruckten Blätter.

„Preußen stellt sich an die Spitze der deutschen Bewegung!“ las Teskow; „nun?“ wandte er sich triumphirend zu Rochov, „was sagst Du jetzt — ist Preußen ein anderes geworden, oder beendet der König das Werk Friedrich's des Großen?“

Rochov schüttelte finster den Kopf.

„Der große König,“ sagte er, „verhieß nichts, sondern er handelte!“

In diesem Augenblick fielen die Schüsse und unmittelbar darauf schrie die Menge: „Verrath! Man mordet das Volk!“

Beide Herren waren bestürzt; so urplötzlich hatte sich die Stimmung verwandelt, daß man zu träumen glaubte.

Die Masse wogte heran. Wilder Lärmen, Fluch und Geschrei, dazwischen besänftigende Stimmen.

„Gehen wir nach Hause,“ sagte Rochov, „sonst kommen wir in's Gedränge und werden Mitschuldige am Krawall. Du siehst,“ lächelte er zu Teskow, „wie festen Boden die Volksstimmung hat — wehe dem, der darauf baut!“

„Es ist unerklärlich —“ murmelte dieser, da stockte er plötzlich.

Die Herren hatten die Ecke der Friedrichsstraße erreicht und dort baute man schon eine Barrikade. Ein Volkshaufe, der von der dem Schlosse entgegengesetzten Seite kam, schrie „Verrath!“ — deutlicher konnte sich das Abgekartete des Spiels nicht herausstellen.

„Infam!“ murmelte Teskow erbleichend; „jetzt, Rochov, möchte ich im Rathe des Königs sein, bei Gott — oder noch lieber, ich möchte die Artillerie commandiren!“

„Ich fürchte, die Artillerie wird nichts zu thun bekommen,“ entgegnete Rochov, „man will ja immer schonen!“

Rochov fand den Weg zu seiner Wohnung schon abgesperrt und nahm daher die Einladung Teskow's an, bei ihm abzusteigen, bis das Militair die Ordnung hergestellt habe.

In der Wilhelmsstraße baute Niemand Barrikaden, man sah

nur Haufen Neugieriger, die nicht ahnten, was der Schreckensruf zu bedeuten habe. Die Emissaire hatten den aristokratischen Stadttheil nicht bearbeitet.

Die Hausbewohner Teskow's brachten Neuigkeiten, sein alter Diener trug die Gerüchte zur Herrschaft.

„Die ganze Stadt," hieß es, „rüste sich zum Kampf, überall seien Barrikaden erbaut, die Verbindungen zwischen den Truppen schon gehemmt."

Rochov zitterte vor Bewegung, Teskow sprach kein Wort, Bertha's Antlitz glühte vor Empörung.

Jedes Wort, das von der Straße heraufdrang, war Hochverrath; Studenten kamen, um die Massen aufzureizen, man vertheilte Waffen.

„Häuser auf!" brüllte der souveraine Pöbel und zertrümmerte, wo dies nicht geschah, die Ladenthür des armen Kaufmanns, die Hausthür des ruhigen Bürgers. Die Branntweinläden wurden geplündert, das Pflaster aufgerissen und die Steine auf einen Haufen gethürmt.

Rochov ballte die Faust.

„Noch immer kein Militair!" murmelte er; „wozu sind Soldaten in der Stadt? Will die Obrigkeit den friedlichen Bürger nicht schützen? Wartet man, bis der Unfug zur Revolution heranwächst —"

„Horch!" flüsterte Teskow, vor Erwartung bebend, „das ist Cavallerie — ha, dort schwenken sie schon um die Ecke!"

Wie Sturmesgebraus rasselte es vorüber. Die Eisenreiter brachen in sausendem Galopp, das Schwert hoch, durch die Masse.

„Was ist das?" riefen Teskow und Rochov zugleich; „das sieht ja aus wie eine Flucht?"

Ein Offizier lag verwundet auf einem Pferde.

„Sie haben die Cavallerie verjagt!" stürzte der Diener herein; „sie schießen von den Häusern und werfen Steine von den Dächern — der Lieutenant von Rochov ist dabei ermordet worden!"

„Mein Sohn?" murmelte Kurt erbleichend und ließ das Haupt sinken.

„Er ist nicht todt, nur verwundet!" ergriff Bertha seine Hand und bog sich tröstend zu ihm nieder; „ich sah es deutlich, daß der Wachtmeister, der sein Pferd am Zügel führte, ihn nur unterstützte — er hat für seinen König gefochten!"

„Ja," richtete sich Rochov auf und schaute mit feuchtem Auge Bertha an, „das war der rechte Trost — man soll nicht trauern, sondern beten!"

Eine Flintensalve krachte. Die Menge auf der Straße flüchtete scheu, obwohl das Feuer der Truppen einer andern Straße galt, derselben, aus welcher die Cavallerie gekommen.

„Endlich!" athmete Teskow auf und eilte wieder an's Fenster. Eine Stimme, die den Fliehenden zurief, ließ ihn erbeben.

„Der Landrath hatte Recht," murmelte er, „der ganze Höllenspuk ist von Emissairen veranstaltet — Rochov, schau' hinunter, da ist ein alter Bekannter!"

„Poninski!"

„Niemand anders —"

„Zu den Waffen! das Pflaster auf — werft die Droschken um — es naht Artillerie!" donnerte die Stimme des riesigen Polen, der hoch zu Rosse, den Säbel in der Faust, die schwankende Menge von der weiteren Flucht abhielt, aber sein Befehl kam zu spät.

In gestrecktem Trabe, daß die Funken stoben, rasselten die Geschütze über das dröhnende Pflaster, und noch ehe sich Poninski ihnen entgegenstürzen konnte, bogen sie in eine Seitenstraße ein, die zum Schlosse führte.

„Ihnen nach!" wüthete Poninski, aber ein Infanterie-Piquet mit gefälltem Gewehr versperrte der Menge den Weg.

„Zurück, oder ich gebe Feuer!" rief der Offizier und die Menge stäubte auseinander — die Infanterie machte Kehrt, um den Geschützen zu folgen.

„Er droht, anstatt zu feuern," lachte Rochov bitter, „die Offiziere sind sehr bedenklich!"

Sofort nach dem Abzuge der Truppen erstand unter Leitung Poninski's eine Barrikade.

Es ward dunkel, man hörte in der Ferne ab und zu einen Kanonenschuß — bei jedem lachte Rochov bitter auf.

„Man kann sie zählen," spottete er, „zehn Tausend Mann und Hundert Geschütze sind in der Stadt und nach Verlauf von acht Stunden stehen noch Barrikaden! Teskow, der Commandant von Berlin muß vor's Kriegsgericht —"

„Die Schützen sind zum Volke über, die Dragoner sind über, Feldtruppen sind angekommen und übergegangen!" keuchte der Diener Teskow's; „man stürmt jetzt das Schloß, es ist Alles verloren!"

„Verrath unter den Truppen?" erbleichte Teskow, während Rochov die Faust ballte.

„Das ist erlogen!" rief Bertha hocherglühend, „preußische Truppen brechen nicht ihren Eid; die Rebellen sprengen das Gerücht aus, um dem Pöbel Muth zu machen."

Die alten Herren schauten bewegt auf; in dieser Sprache der stolzen Jungfrau lag Etwas, das sie tief beschämte. Auch sie hatten unter der Fahne gedient und ihr Vertrauen auf die preußische Waffenehre konnte einen Augenblick schwankend werden!

Ein rother Feuerschein glühte am Firmament, die Schuppen der Artillerie brannten.

„Noch immer kein Sieg!" murmelte Teskow düster, da erscholl wildes Geschrei; die Menge wich von der Barrikade und flüchtete in die Häuser — Poninski schwang sich sogleich vom Pferde.

„Deckt die Dächer ab!" rief er; „Feuer aus allen Fenstern, wer sein Haus verschließt, ist des Todes!"

Der Trommelwirbel kam näher; eine Salve krachte, „Hurrah!" donnerte der Siegesruf und die Truppe erstieg die Barrikade.

„Jetzt gilt's!" jauchzte Teskow auf; „in meinem Hause soll kein Rebell ein Asyl finden!"

Damit riß der alte Herr den verrosteten Degen von der Wand und stürzte auf die Treppe. Rochov hatte einen Knotenstock ergriffen und folgte ihm.

„Vater, Du gehst in den Tod! was vermagst Du gegen die Wüthenden!" zitterte Bertha, aber der Alte war nicht zu halten — schon krachte die Hausthür von den Schlägen der Axt, die mit furchtbarer Kraft geführt wurde.

„Haus auf!" tönte das Gebrüll und ein halbbetrunkener Haufe drang gegen die Treppe.

„Zurück, Rebellen!" donnerte Teskow, das Schwert vorhaltend. Ein Hohngelächter antwortete ihm.

„Schlagt ihn todt, den Aristokraten!" rief die Stimme des Polen und mit gezücktem Schwerte drang er voran, als er plötzlich stutzte — die Arme über die Brust gekreuzt, trat ihm Rochov entgegen.

„Ist das offener Krieg?" fragte Kurt von Rochov mit eisiger Kälte.

Der Pole ließ das Schwert sinken und drängte die Wüthenden zurück.

„In ein anderes Haus — dieses hier darf nicht verletzt werden!"

„Oho!" höhnte die Menge, welche die Truppe schon auf dem Nacken fühlte; aber der Pole zog die Pistolen.

„Hinaus," donnerte er, „oder ich gebe Feuer! Der Mann hat mir das Leben gerettet, ich schütze ihn —"

„Die Truppen gehen nicht vor, sie haben nur die Barrikade besetzt!" rief ein Mann vor der Hausthür, und diese Nachricht

ließ den Haufen den Befehl des Polen um so lieber befolgen, als seine drohende Geberde keinen Zweifel darüber ließ, daß er Ernst mache.

Sobald die Menge das Haus geräumt, verließ auch Poninski die Schwelle, ohne sich nach denen umzusehen, die ihm das Leben verdankten.

Wiederum trat eine Pause im Kampfe ein; die Truppen gingen nicht vor, sie schossen nur, wenn ein Angriff gegen sie erfolgte.

Der Tag brach an. „Es ist Friede!" ging das Gerücht durch die Stadt, „der König giebt nach."

Sollte es wahr sein, daß Truppen übergegangen? ward der Kampf abgebrochen, weil der König keine Macht hatte, ihn weiter zu führen?

Teskow zog seine Obristen-Uniform an, die er mit dem Abzeichen der Verabschiedung bei Festlichkeiten trug. Rochov geleitete ihn. Beide Herren wollten zum Schlosse, um dem Könige ihre Dienste anzubieten.

Sie waren kaum zwanzig Schritte gegangen, da kamen Bürger und beschworen sie, umzukehren.

„Der Pöbel," hieß es, „reißt Sie in Stücke; die Wuth des Volkes gegen das Militair ist grenzenlos!"

Die beiden Herren lächelten stolz, sie hatten in den Befreiungskriegen nicht vor dem Feinde gezittert, es erschien ihnen komisch, daß man ihnen Furcht vor den eigenen Mitbürgern zumuthete. Da kamen die Züge mit den Leichen. Der Umstand, daß die Herren von Bürgern beschützt wurden und daß dieselben den Pöbel auf ihre Inactivität aufmerksam machten, rettete sie allein vor Mißhandlungen. Sie sahen, wie man die Wappen der Hoflieferanten abriß, sahen, daß man die Bürger bewaffnete und die schwarz-roth-goldene Fahne aufzog.

„Es ist zu spät!" murmelte Teskow.

„Alles ist verloren!" knirschte Rochov.

Wieder ward es Abend.

Der Polizei-Präsident von Berlin war unter dem Zujauchzen der Menge durch die Straßen gesprengt — er hatte die Bürgerwehr organisirt, er war der erste von den Beamten des absoluten Königs, der sich in der constitutionellen Monarchie wohl fühlte und den die Partei der Aufständischen mit Jubel begrüßte.

Bürgerwehr durchzog die Straßen, Studenten rasselten mit langen Säbeln über's Pflaster, Alles schmückte sich mit bunten Bändern und triumphirte über den Sieg. Berlin war so vergnügt wie ein Knabe, dem ein toller Streich gelungen, Niemand

dachte daran, den Sieg zu benutzen, weil Niemand an den Sieg glaubte, denn in festgeschlossenen Colonnen rückte die bewaffnete Macht aus den Thoren.

Die Colonnen konnten morgen zurückkehren.

Es war spät Abends, als das Bataillon des . . . Regiments ohne Sang und Klang, stumm und finster wie die Nacht, welche die Fahne einhüllte, von Bürgerwehr escortirt, durch die Wilhelmsstraße nach dem Thore marschirte.

Leise öffnete sich hier und dort ein Fenster und man sah wehende Tücher zum Gruß für die Scheidenden. Auch Bertha von Teskow wagte eine solche Demonstration — sie schwenkte das schwarz-weiße Banner, die Farbe des Vaterlandes.

Unten marschirte die Truppe still vorüber, verhöhnt von der Menge und den Hohn nicht beachtend.

Bertha zitterte vor Bewegung, das Herz wallte über vor Rührung, Schmerz und Bewunderung, und als ihr Blick Einen erkannte, der nicht hinaufzuschauen wagte und gesenkten Blickes einherschritt, da war es ihr, als müsse sie diesem Einen ihren Gruß zurufen.

„Auf Wiedersehen!“ rief sie; „auf Wiedersehen, Georg!“

Dann stürzte sie vom Fenster und sank laut schluchzend in die Arme des Vaters.

Nichts rührt und erhebt das Herz mehr, als das Unglück, welches männlich ertragen wird — selbst der Hohn des Pöbels verstummte und der Bürgersoldat rief am Thore der Truppe nach: „Lebt wohl, brave Landsleute, lebt wohl!“

Die Truppe antwortete nicht auf das Lebewohl, wie sie zu dem Hohn geschwiegen — draußen aber rannen dem alten Krieger die Thränen in den Bart.

Die Männer, welche in den Befreiungskriegen gefochten, welche die Schmach und Erhebung Preußens durchlebt, schauten düster vor sich hin und dachten: „Wird auch für diese Stunde eine Glocke von 1813 schlagen?“

Der junge Soldat sann auf Rache und knirschte; dem ältern ward es weh um's Herz.

„Gott erhalte den König!“ beteten Alle.

XI. Der Kaiserritt und der Anfang vom Ende.

Kein König seufzte je
Allein und ohn' ein allgemeines Weh.
Shakespeare.

„Preußen erhebt sich nicht mit Adlerschwingen, sondern mit Bodelschwingen!" hatte einst Förster ironisch gesagt. Die Nacht des 18. März ließ alle diese alten Namen verschwinden; der zierliche Herr von Savigny, der gepriesene Herr Eichhorn, der ritterliche Graf Stolberg, der besungene Herr von Bodelschwingh machten dem neuen Königsrathe Platz, den Graf Arnim jetzt für seinen Monarchen berief.

„Von den Ufern des Rhein," schreibt Sternberg,*) „wo die Deutschen seit undenklichen Zeiten ihre alten Sagen und ihren alten Wein beziehen, kamen die neuen Portefeuilleträger, um die leer gewordenen Stühle ihrer durch den mitternächtlichen Sturm hinweggewehten Vorgänger einzunehmen. Es waren jene practischen Männer mit dem kurzen, raschen Gange, dem aufgeworfenen Kopfe, der schwarzen Halsbinde und den bestäubten Stiefeln, Männer, die im frischen, freien Winde gezogen waren, der ihre Wangen röthete und ihre Brust zu kräftigem Athemzuge geschickt machte; Männer, die früh schon die Fabriken hatten sausen hören und hinter dem Comtoirtisch den Courszettel der Zeit studirt hatten — Männer, die das Parquet nicht liebten, weil sie fürchteten, darauf auszugleiten, die auf Sand und Kieselsteinen zu gehen gewohnt waren.

„Solche Männer kamen an und der Graf Arnim zog ihnen mit höfischem Lächeln und biederem Händedruck entgegen, indem er für einen Moment alle seine schönen Titel und alle seine schönen Bänder versteckte. Er war der gute Bürger Arnim, der den guten Bürger Camphausen bewillkommnete. Aber die alte Diplomatie, ist sie schlau — die neue Eisenbahn- und Fabrikaristokratie ist noch schlauer, Keiner glaubte dem Andern."

Graf Arnim war es vorzüglich, der am Morgen des 19. dazu rieth, den Kampf abzubrechen; aber er forderte nur ein theilweises Zurückziehen der Truppen — er bedachte nicht, daß hierdurch die Verbindung derselben zerrissen würde und der General Prittwitz sagen konnte: „Sie sind mir aus der Hand verschwunden!"

Das Volk proclamirte seinen „Sieg". Der König stand einem Volke gegenüber, das seine Zusage nicht hielt.

---

*) Erinnerungsblätter.

„Die über alle Beschreibung widrige Scene durfte unter keiner Bedingung stattfinden,“ fährt Sternberg fort; „es rührte sich aber kein Arm, als man den König zu diesem Anblick hinausnöthigte.

„Wo war da die preußische Ehre? Ein König, der seine Leibwache fortschickt, sich unbewaffnet dem Schutze seiner Bürger, seiner Landeskinder begiebt und diese lassen ihn vom berauschten Pöbel beschimpfen! Man hat Ludwig XVI. „le roi martyr“ genannt, hier war ein König, der diesen Beinamen in diesem Augenblicke mehr verdiente.“

Obwohl der Prinz von Preußen am 19. Berlin verlassen hatte und man „Sieg“ rief, verbreitete sich doch schon am 20. das Gerücht, der Prinz ziehe mit den Garden gegen die Stadt. Der Ruf: „Zu den Waffen!“ erscholl, die Thore wurden verrammelt und haushohe Barrikaden errichtet. Die Scene wiederholte sich am andern Tage, als es hieß: „Die Russen kommen!“

Am 21. verkündigte der Cultusminister Graf von Schwerin den Studenten, daß der König zu einem Umritt bewogen worden sei.

In der Uniform seiner Garde, die schwarz-roth-goldene Binde um den Arm, verließ der König das Schloß, umgeben von Prinzen und Ministern, Bürgerschützen, Studenten „im Wichs“, Alles aufgeputzt mit Bändern, Fähnchen und Cokarden — eine deutsche Parade, so zog er durch die Stadt, um das Werk der Versöhnung zu vollenden.

Am Palais des Prinzen von Preußen, da, wo der Grundstein zur Statue des Einzigen gelegt war, hielt der Urenkel des großen Königs folgende Rede:

„Ich trage Farben, die nicht mein sind. Aber ich will damit nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Einheit, Deutschlands Freiheit — ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott! Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte so oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzoge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volkes gestellt haben; und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen, daß der Wille des Volkes mich unterstützen wird!“

Unermeßlicher Jubel antwortete, man rief: „Es lebe der deutsche Kaiser!“

„Nicht doch, das will ich, das mag ich nicht!“ antwortete der König und zu den Studenten sagte er:

„In Ihnen sehe ich eine große Zukunft und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele Ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie ja des heutigen Tages eingedenk. Ich danke

Ihnen für den herrlichen Geist, der sich bei Ihnen in diesen Tagen bewährt hat!"

Dann sagte er in Bezug auf den Prinzen von Preußen, mit von Thränen erstickter Stimme: „er gebe sein königliches Ehrenwort, daß sein Bruder unschuldig sei an allen Handlungen, deren Böswillige ihn bezüchtigten, und daß gerade er es gewesen, der seine volle Zustimmung gegeben habe zu der neu betretenen Bahn."

Am Kölnischen Rathhause schloß der König diesen denkwürdigen Umritt mit den Worten:

„Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, daß ich nicht stark bin durch meinen gefüllten Schatz, sondern nur durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, diese Treue werdet Ihr mir schenken? Ich schwöre es Euch, ich will einzig nur das Gute für Euch und für Deutschland! Preußen geht fortan in Deutschland auf — ich übernehme die Leitung für die Tage der Gefahr!"

Der König begab sich nach Potsdam, um die Truppen zu sehen, die für ihn gefochten. Er begrüßte das Offiziercorps huldvoll, aber der Inhalt seiner Worte klang hart, ja fast wie ein Tadel.

„Ich bin nach Potsdam gekommen," sagte er, „um meinen lieben Potsdamern den Frieden zu bringen und ihnen zu zeigen, daß ich in aller Beziehung ein freier König bin, den Berlinern aber auch zu beweisen, daß sie von Potsdam aus keine Reaction zu befürchten haben und daß alle die beunruhigenden Gerüchte darüber durchaus ungegründet sind. Ich habe den gesunden und edlen Sinn meiner Bürger kennen gelernt; in Berlin ist bei dem Mangel an städtischen Sicherheits-Behörden tiefste Ruhe. Ich bin niemals freier und sicherer gewesen, als unter dem Schutze meiner Bürger. Was ich gegeben und gethan habe, habe ich aus vollster und freier Ueberzeugung gethan und längst vorbereitet, nur die großen Ereignisse haben den Abschluß beschleunigt und keine Macht kann und wird mich nun bewegen, das Gegebene zurückzunehmen. Auch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es zu Deutschlands Heil nothwendig ist, mich an die Spitze der Bewegung zu stellen."

Die Offiziere mochten bei dieser Rede eine Pantomime machen, als glaubten sie, daß der König so rede, weil er die Veröffentlichung erwarte, denn er fuhr in nachdrücklichem Tone weiter fort:

„In Berlin herrscht ein so ausgezeichneter Geist in der Bürgerschaft, wie er in der Geschichte ohne Beispiel ist, ich wünsche

daher, daß auch das Offizier-Corps den Geist der Zeit ebenso erfassen möge, wie ich ihn erfaßt habe und daß Sie alle von nun an ebenso als treue Staatsbürger sich bewähren mögen, wie Sie sich als treue Soldaten bewährt haben. Sollte in Berlin das Eigenthum gefährdet, oder die Ruhe und Ordnung gestört werden, so wird in dem Falle, daß die Bürgerschaft Militairhülfe verlangen sollte, Militair nach Berlin gezogen werden, um mit den Bürgern Hand in Hand gemeinschaftlich für Ruhe und Ordnung zu wirken. Ueber die weitere Gestaltung im Militairwesen sind die desfallsigen Anordnungen abzuwarten."

So hart diese Sprache auch gegen ein Offizier-Corps klang, welches Treue bis in den Tod und einen noch nie dagewesenen Gehorsam bewiesen, lag doch weniger etwas Verletzendes für die Personen darin, als die Erklärung, daß der Monarch mit dem früheren Systeme gebrochen habe und dem Offizier-Corps zu verstehen gab, daß es den Haß der Bürger mit verschulde.

Zur Erklärung dieser Rede, die man so oft mißgedeutet, dienen folgende heftige Worte, die der König an seine bisherigen Räthe zu derselben Zeit richtete.

„Ich bin auf's Aeußerste gegen Sie entrüstet," sagte er. „Sie sowohl wie alle Andern haben mir nie die Wahrheit gesagt, wenn Sie mir versicherten, daß man mit dem, was meine Minister mir vorschlugen und was ich genehmigte, völlig zufrieden sei und daß nur ein unbedeutender Haufe unzufriedener, unruhiger Köpfe sich dagegen auflehnte."

Die Worte des Königs erklären Alles, was in ihm vorgegangen seit der Nacht des Aufstandes bis zum deutschen Umritt — er sah, daß er von seinen Räthen über die Volksstimmung getäuscht worden, er sah, daß man die Armee bekämpft hatte und nicht ihn, daß das Volk ihm zujubelte, wo er sich zeigte, und daß Niemand daran dachte, den Thron zu stürzen.

Freilich — er hatte auch die Leichenschau durchleben müssen, aber sein weiches Herz dachte nicht an das, was man ihm gethan, sondern was er vielleicht verschuldet — und mit derselben Lebhaftigkeit, mit der er Alles ergriff, was früher ihm als das Beste vorgeschwebt, dachte er sich jetzt in die Rolle eines Bürgerkönigs, eines volksthümlichen Fürsten, der das Banner der deutschen Erhebung schwang.

Der König hatte vielleicht am Morgen des 19., als die Truppen fortzogen und Alles rathlos und ängstlich war, das Schlimmste befürchtet; er war in diesem Moment der Besiegte, er war in der Gewalt der Bürger, die er bekämpft hatte, und wenig Stunden später jauchzte man ihm entgegen und rief: „Es lebe der deutsche Kaiser!"

Mußte der König, für alles Edle empfänglich und immer nur das Gute glaubend, diese Begeisterung nicht für wahr, diese Verehrung nicht für echte Volksliebe halten?

Er that es, um abermals getäuscht zu werden; er war hart gegen seine früheren Räthe und gegen seine Truppen, um dem Volke Genugthuung zu geben, da zog man mit den Leichen vorüber — diesmal mit schauerlichem Pomp, und ließ den König wieder das Haupt entblößen.

Die Bürger, die ihn zum Kaiser ausgerufen, schützten die Majestät nicht vor einer Demüthigung, welche das Königthum ebenso traf wie die Person, und mehr noch das Volk, in dessen Schutz der Monarch sich begeben!

Wie es mit diesem Schutze aussah und bald mit der Ordnung in Berlin, entnehmen wir den Erinnerungsblättern.

„Die Arbeiter in den großen Eisengießereien waren es," schreibt Sternberg, „die vorzüglich die Agitationen unterstützten, die einige beliebte Führer der Volkspartei auf die Bahn brachten. Einen noch empfindlicheren Verlust als die davongelaufenen Lehrlinge und Gesellen fügten dem Erwerbe die Bürgerwachen zu, denn diese wurden von den Hausbesitzern gegeben, welche unterdessen, da sie mit der Muskete auf der Schulter auf den ihnen angewiesenen Plätzen umherwandelten, ihre Arbeitsstube und ihr Haus dem willkürlichen Verkehr abwechselnd schlechter und guter Freunde hingeben mußten, und dabei die Zeit verloren, die ihnen zum Ordnen ihres Haushalts und zum Betrieb ihrer Geschäfte nöthig war.

„Ich kannte einen alten Uhrmacher, einen ehrlichen, braven Mann, der trotz seiner siebzig Jahre es sich nicht nehmen ließ, auf die Wache zu ziehen, und während er in einem dünnen Paletot um das Wachthäuschen herumflatterte, benutzte seine junge Frau die Zeit, um nach den Uhren ihres Mannes bis auf die Minute das Eintreffen ihres Cicisbeo zu berechnen, der von der Wache abgelöst wurde, während ihr Mann aufzog.

„Es gab die ergötzlichsten Ein- und Mißverständnisse. Die junge Kaufmannschaft, die sich darin gefiel, die Lieutenants der Wache zu spielen, empfingen ihre Damen in den Localen der Haupt- und andern Wachen. Man trank Champagner, man amüsirte sich und der eigentliche Dienst wurde untergeordneten, oft für wenig Geld erkauften Individuen anvertraut.

„Nach und nach, wie der Eifer erkaltete, zogen sich auch die Meister von dem improvisirten Heldenthum zurück und überließen ihre Posten den Gesellen und Lehrlingen.

„Ich habe Gestalten auf den Wachtplätzen gesehen, die ebenso die Lachlust wie das Erbarmen rege machten. Wenn irgend an

einem Ende der Hauptstadt ein Tumult ausgebrochen war, so mußte es das andere Ende erfahren; dazu kamen die fortgesetzten falschen Gerüchte von neuen Aufständen, nahen Gefahren."

„Die Truppen waren fort," schreibt ein anderer Autor,*) „der Pöbel bejauchzte die Freiheit — aber es war die Freiheit ohne Gesetz, die er feierte, und je lauter er jubelte, desto banger zitterte der Bürger. Er trug jetzt die Waffen und mit Schrecken sah er, daß es wohl hübsch sei, sie zu tragen, aber daß es doch ein gefährlich Spiel sei, dieselben mit einer Verpflichtung zu führen.

„Er legte sich auf's Parlamentiren, und da man überall die Comödie gesehen, brauchen wir sie nicht zu schildern. Der Pöbel that, was er wollte und ließ sich durch die gutmüthige oder ängstliche Drohung der bewaffneten Friedfertigen nicht einschüchtern; er lachte sie aus und der Bürger lachte im Stillen mit, wenn ihn die Angst lachen ließ. Ein Blick auf den Zustand der Stadt, ein Blick auf das Treiben genügte, um die ganze Erhebung zu kritisiren.

„Die Revolution war weder kalt noch warm, sie war ein halb gelungener Schwabenstreich, dessen Niemand froh ward; sie hatte nicht gesiegt und wollte sich doch den Triumph nicht nehmen lassen.

„Der Pöbel selbst, welcher allein sich hätte wohl fühlen können, denn Niemand band ihm die Hände, schaute aus wie halbtrunken, er wußte nicht recht, ob er wache oder träume und wenn hier und da eine Brutalität versucht wurde, so wunderte man sich selbst darüber, daß sie gelang.

„Es war kein Blut in der Revolution, die ganze Erhebung war eine künstlich gemachte, war ein Rausch und die unvermeidlichen Nachwehen des Rausches — der unbehagliche Zustand am Morgen — blieben nicht aus. Die Truppen waren fort, aber sie waren in der Nähe; man wollte sie besiegt haben und doch zitterte man vor ihnen.

„Der Fürst willigte in Alles ein, man hatte ihn in der Gewalt, die Revolution war geglückt und dennoch schien es nöthig, die Sache von vorn anzufangen, damit sie Wurzel fasse. Dies ging aber nicht, denn es war kein Widerstand da.

„Es bildete sich ein Parlament; aber Niemand achtete seine Beschlüsse, Niemand glaubte daran, daß sie je Gültigkeit haben würden, und wenn dies wirklich einmal geschah, wunderte man sich darüber. Die Stadt hatte nie einen rechten Carneval gehabt, jetzt wunderten sich die Masken über die Maskenfreiheit.

*) E. Hermann, „die Revolution".

Der Bürger sehnte sich nach Ruhe, denn jedes Geschäft stockte, der Pöbel hatte sich ausgetobt und fühlte sich in seiner Freiheit so unbehaglich, wie der Stubenvogel, der im Winter auf's Dach entschlüpft ist, wenn man das Fenster geschlossen hat. Inzwischen hatte man einen Krieg angefangen und ein Theil der vielverspotteten Truppen bedeckte sich mit Ruhm.

„Doch ehe wir hiervon sprechen, führen wir den Leser an den Hof.

„Heute ist Jedermann courfähig, denn man macht dem Volke die Cour. Am Hofe sieht's wunderbar aus. Die alten Hofdamen zittern vor dem unparfümirten Publikum des sonst streng aristokratischen Parquets; sie müssen Handarbeiten für die deutsche Flotte und Krankenhäuser liefern, Bürgerwehrparaden ansehen: ihr Dienst ist derselbe, doch nicht so anmuthig, wie früher — es fehlt ihm der Nimbus.

„Die Prinzen sind bei den Truppen; von den alten Lieblingen sieht man nur wenige, sie nahen nur heimlich; der volksthümliche Minister macht sich breit, die Eintags-Excellenz parodirt die Grandezza des alten schwerbeladenen Pairs. Alles ist Carricatur und fühlt sich unbehaglich, selbst der alte Kammerherr weiß sich nicht mehr für alle Fälle zu sichern. Der Nothbehelf geht aus, es existiren keine Ceremonienbücher für das Benehmen in vorübergehenden Revolutionsperioden. Der Kammerherr ist in einer Lage, wie der Fisch auf dem Lande, wie das Messer in der Suppe; er fühlt sich unbehaglich, fast entbehrlich, schaudert und kein Auge fühlt Mitleid bei seinem unnatürlichen Zappeln. Er hat nichts als seinen Namen und seine Treue — beide sind aber außer Cours.

„Der Fürst, ebenso geliebt wie verfeindet, ebenso hingebend wie gequält, wohlwollender als man es geglaubt und verlangt, der Fürst ist der einzige Mann im Lande, der keine Partei ergreift, der Niemand haßt, der weder angreift, noch vertheidigt — er hält nur an Einem fest und das ist Der, der ihm die Krone anvertraute, damit er nicht der glücklichste Mensch seines Landes sei, damit der Leumund seine Person angreifen könne und er ein Kreuz trage wie jeder Andere. Er hat Alles, was das Muster eines Fürsten besitzen muß: Geist und Genie, Kraft und Willen; aber der Höchste gab ihm noch Etwas mit, welches Allem diesem die Waage hielt — ein Herz, und zwar ein Herz, welches für den Thron zu heiß, für das Scepter zu weich schlug; ein Herz, welches den Thron für einen Sorgenstuhl hielt, um welchen sich nur Kinder schaaren, das nur Vertrauen kannte und nur an Vertrauen glaubte — ein Herz, welches lieber zu viel Gutes als zu

wenig spenden und lieber selbst erliegen wollte, als einmal seinem Selbst untreu werden."

So sah es aus in Berlin, so standen König und Volk einander gegenüber nach der Revolution. Beide hatten den besten Willen, aber es ging nicht. Der alte Staat war nicht zertrümmert und wo man den neuen aufbauen wollte, standen die alten, festen Grundmauern im Wege.

Die Reactionspartei benutzte dies, um wieder Einfluß auf den König zu gewinnen.

„Die volksthümlichen Minister," hieß es, „erregen noch mehr Unzufriedenheit als die vormärzlichen; Constitution ist ein Unding für Preußen, die Demagogen sind die Einzigen, welche den Umschwung der Verhältnisse nicht bereuen!"

Die Reaction fand ihren Anhalt bei der Armee und im platten Lande; der Bauer lachte über den Freiheitsschwindel und fluchte über die Städter, weil sie dem Könige ihren Eid gebrochen. Es wurden höhere Steuern ausgeschrieben und das machte die Errungenschaften verhaßt.

Der König sah, daß er durch Nachgiebigkeit die Ordnung nicht herstellte, daß der Straßenpöbel die National-Versammlung beeinflußte und die Bürgerwehr gegen ihn nichts ausrichtete — er lieh sein Ohr wieder den alten Räthen, die seine religiöse Richtung benutzten und ihn anriefen, seine Königspflicht zu erfüllen und Gottes Ordnung im Lande herzustellen.

Es gab zwei Regierungen im Lande: eine Schatten-Regierung in Berlin und eine Camarilla-Regierung in Potsdam — was die eine that, untergrub die andere.

Der König sah den jammervollen Zustand des Landes, dessen Blüthe geknickt; Handel und Gewerbe lagen darnieder, der gesetzlose Zustand bedrohte die heranwachsende Jugend zu vergiften, und doch war kein Mittel da, ihn zu beenden; als gewaltsame Reaction — dies aber hieß das Gegebene zurücknehmen und ein neues Blutvergießen heraufbeschwören.

Der König wollte weder das Eine noch das Andere, und doch mußte Etwas geschehen — so konnte, so durfte es nicht bleiben!

In dieser Rathlosigkeit der Sorge betete er, daß der Höchste ihm einen Freund senden möge, der ihn verstehe. Die Reaction mit ihrer alten Treue stand ihm eben so fern, als der Clubb der Republikaner. Jene wollten das Mittelalter wieder heraufbeschwören, dieser alles Bestehende umstürzen — der König aber wollte den Fortschritt, den er angebahnt: Freiheit unterm Gesetz, Friede unter den Parteien. Aber wie Frieden dem Volke schaffen, das

von beiden feindlichen Parteien aufgewühlt, von jeder mit Gift und Haß getränkt wurde?

Unter den Tausenden, die dem Monarchen ihren Rath aufdrängten, war keiner, der alle Parteirücksicht vergaß, um ganz allein seinem Könige zu dienen, der sich auf den Standpunkt eines Fürsten versetzte, der sich selbst und dem ganzen Volke, jeder Partei gerecht werden wollte. Da bat eines Tages ein dicker Herr, vorgelassen zu werden — es ist derselbe, den wir in den ersten Märztagen zu Berlin gesehen, wie er den Polizei-Präsidenten aushorchte, es ist der Landrath von Hinkeldey.

Der Landrath betritt das Zimmer seines Monarchen und an die Stelle des gutmüthigen, nichtssagenden Lächelns tritt der Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht und begeisterter, fanatischer Hingebung.

„Was bringen Sie mir?“ frägt der König wohlwollend; „gewiß etwas Gutes, denn Sie kommen vom Lande. Die Treue des Landvolkes ist es, die mir die mangelnde Liebe der Städter ersetzt!“

„Majestät,“ verbeugte sich der Landrath tief, „in meinem Kreise ist ein Jeder bereit, für seinen König und Herrn zu sterben — aber mich führt etwas Anderes her — eine Bitte — ein Wunsch — aber ich wage es nicht —“

„Wagen Sie Alles,“ lächelt der Monarch trübe, „ich bin daran gewöhnt worden, sehr trübe Dinge zu hören.“

„Majestät,“ erhob Hinkeldey die Stimme, „ich wage es, Ihnen meine Dienste anzubieten in besonderer Weise. Ich habe mir die Parteien angesehen, habe überall hingehorcht und eine dunkle Ahnung sagt mir, daß mein König noch keinen Mann gefunden hat, der ihn verstanden, dessen Rath in seinem Herzen wiederklingt, der mit einem Worte ihm dient, wie er bedient sein will — ohne Parteigeist, ohne Gewalt.“

Der König schaute den Landrath an, sein Auge leuchtete hell und warm.

„Sie haben einen Plan,“ sagte er in seiner herzlichen Weise, „sprechen Sie sich aus. Ich habe der Getreuen Viele, die mir rathen und dienen wollen; aber bis jetzt hat noch Keiner das Rechte getroffen, denn ich will mein Wort nicht brechen — wie man mir auch mit Undank lohnt, ich will keine blutige Reaction, ich will Friede!“

„Majestät,“ antwortete der Landrath, „ich glaube den rechten Weg hierzu gefunden zu haben. Auch ich würde zu keiner blutigen Reaction rathen, denn man kann einen Aufruhr unterdrücken, aber nicht mit dem Schwerte den Geist des Aufruhrs tödten. Die Revolution, das kann ich Ew. Majestät versichern,

hat im Volke keine Wurzeln, sie ist ein Rausch, der sich bald austoben wird. Einen Trunkenen darf man nicht reizen; setzt man ihm Widerstand entgegen, so wüthet er — läßt man ihn sich austoben, so macht er sich lächerlich und schämt sich, wenn er erwacht, seines Betragens. Majestät," lächelte der Landrath fein, „ich glaube, der Rausch verfliegt schon; lassen Sie das Volk sich austoben, die Revolution sich lächerlich machen, sie wird dann nie wieder Anklang finden — und dann —"

Der Landrath stockte, aber das Auge des Königs ermunterte ihn, in seiner Rede fortzufahren; es ruhte auf ihm mit innigem Wohlgefallen und dem Ausdrucke tiefer Bewegung.

„Dann," fuhr Hinkeldey fort, „werden sich die Elemente scheiden, die kleine Zahl von Aufwieglern wird von den Verführten zurückgestoßen werden, die Truppen kehren zurück, man erklärt einen Belagerungszustand, ohne das Volk zu reizen, geht allmälig weiter — ein strenges, überaus vorsichtiges Auftreten der Gewalt stellt die Ordnung wieder her und eine tüchtige Polizei bemächtigt sich ohne Geräusch der Rädelsführer, entfernt die Aufwiegler und läßt jedes Aufflackern des etwa noch vorhandenen Zündstoffes im Keime ersticken."

„Der Plan ist sehr gut," antwortete der König, „und ich glaube, daß er gelingt. Inmitten der trüben und schweren Erfahrungen, die ich gemacht habe, fand ich doch immer noch einen guten Grund — mein Volk ist verführt, aber nicht verdorben, und ich hoffe, es wird ohne Kampf wieder zur Ordnung zurückkehren. Aber die Polizei, von der Sie reden und der Sie die Hauptaufgabe übertragen, wagt sehr viel. Sie kann zu weit gehen und die Krone bloßstellen, dann hat sie Niemand, der sie schützt, denn Preußen hat, wie Sie wissen, eine Constitution."

Der Landrath lächelte.

„Majestät," sagte er, „der Soldat kämpft für seinen König; im Bürgerkriege frägt er auch nicht danach, wer über ihn richten wird, wenn morgen die Revolution siegt, er frägt nicht, ob sein Opfer der Person Etwas nützt, er blutet, wenn dies nicht der Fall ist, für seine politische Ueberzeugung. Die Polizei, von der ich rede, muß ebenso denken und ihrem Prinzip treu sein, selbst gegen den Willen der Krone, und da sie von vornherein darauf gefaßt ist, den Opfertod zu sterben, so ist es ihr dann gleichgültig, von wem der Streich fällt."

„Warum den Opfertod?" fragte der König; „wäre der Fall nicht möglich, daß sie ihr Ziel erreichte und den Dank des Volkes erwirbt?"

„Die Polizei, Majestät, muß allen Haß, der jetzt noch gegen die Krone glüht, auf sich ziehen, und je mehr ihr das gelingt,

desto früher ist das Ziel erreicht — sie muß ein Stein des Anstoßes werden zwischen Fürst und Volk, um durch ihren Sturz die Kluft auszufüllen. Der Tag, an dem der Monarch die Polizei, die sich mit jedem Fluche gegen die Reaction beladen, die alle Vorwürfe auf sich genommen, dem Volke hingiebt — der Tag ist der Abschluß der Revolution, der Versöhnungstag zwischen Fürst und Volk!"

„Ich könnte einen solchen Vertrag schließen," murmelte der König sinnend, „wenn das Opfer nicht wäre. Der Treue, die, ohne Lohn zu erwarten, sich opfert, muß Gerechtigkeit werden, sie muß einen Preis finden —"

„Der schönste," rief Hinkeldey begeistert, „wäre mir der Dank meines Königs, das beseligende Gefühl, zu wissen, daß ich ihm diene und er meine Dienste anders richtet, als die Welt — stolzer als aller Ruhm macht ein Dankeswort, das still, aber herzlich gegeben!"

Als der Landrath den Monarchen verlassen hatte, sah man wieder das gutmüthige, nichtssagende Lächeln in seinem Antlitz; man hätte darauf geschworen, daß dieser Mann Nichts langweiliger finde, als die Politik.

Der König ging den Tag noch lange im Garten spazieren. Im einsamen Umherwandeln sucht der Monarch den Sturm der Gefühle, das wilde Aufflackern immer neuer Gedanken, die trübe Sorge und die brennende Sucht, Allen und Jedem zu helfen, mit einander in's Klare zu bringen.

Die Hände auf dem Rücken, wandelte er raschen Schrittes durch die buschigen Gänge des Schloßgartens von Charlottenburg, oft noch spät nach Mitternacht. Die Arbeit des Tages hat seine Nerven überspannt und der Gedanke an die Arbeit des morgen-Tages läßt ihm keine Ruhe.

Alles schlummert — er wacht und kämpft mit den Sorgen und denkt, wie er helfen kann, und dennoch wuchert Undank, wo er Thränen der Freude zu säen glaubte.

Wie jubelnd hatte man seine Thronbesteigung begrüßt — war er sich selber untreu geworden, daß man jetzt ihn kränkte? was hatte er gethan, um so gelohnt zu werden?

Dort im Mausoleum schlummert der todte Vater, aus dessen sterbenden Händen er das Scepter empfangen.

Die Liebe des Volkes hatte diesen König unerschüttert bis zum Todtenbette und zu Grabe geleitet und doch hatte er ihm Alles versagt, was der Sohn dem Volke gegeben — weshalb war man dem Todten treuer gewesen, als ihm?

Ist es eine Demüthigung Gottes für die Tage hohen Stolzes, wo man ihn vergötterte — oder liegt der Fehler in ihm?

Trägt er die Schuld dieses Wechsels der Volksstimmung? — Vielleicht ist es Beides; aber wenn eine Schuld in ihm liegt, so ist es eine unwissentliche Schuld, ein Mangel — —

„Landgraf, Landgraf, werde hart!" summt dem Könige das Lied Uhland's in die Ohren und er denkt an die Worte des Landraths.

„Ja," lächelt er bitter, „man fordert, daß ich hart werde, und wenn ich es sein werde, wird man mir daraus einen neuen Vorwurf machen!"

Es war drei Uhr Nachts, als sich der König zur Ruhe begab. —

XII. Das Gespenst der Jüdin.

So bricht das Herz und lebt, um stückweis fortzudauern.
Byron.

Man grämt vielleicht — man haßt sich nicht zu Tode.
Lenau, Nachlaß.

Schon am Morgen des 19. März hatten sich auf Befehl des Königs die Kerkerthüren des Zellengefängnisses zu Moabit geöffnet und die gefangenen Polen waren sogleich in Freiheit gesetzt worden.

Dembowski saß, nichts ahnend von dem, was in Berlin vorging, in seiner Zelle.

Die Kerker des Moabiter Gefängnisses sind nach der Construction der raffinirtesten Menschenzüchterei erbaut. Der menschliche Geist hat Großes erfunden; er lauscht der Natur ihre geheimnißvollen Kräfte ab und schafft Maschinen, welche unendlichen Nutzen bringen, er ist erfinderisch in der Nachahmung des Schönen, aber nirgends ist er raffinirter, als wenn es sich darum handelt, etwas zu schaffen, was die Natur zerstört. Man grübelt über Maschinen, die hundert Menschen auf einmal tödten, ersinnt Mordwerkzeuge aller Art und schafft die grausamsten Fallen, um eine Festung vor dem Angriff des Feindes zu schützen.

Im Mittelalter blühte die Kunst der Giftmischerei; es war eine Wissenschaft, den Menschen rasch oder langsam tödten zu können, ohne daß sich Spuren des Giftes zeigten; die Folterwerkzeuge waren künstliche Instrumente, um einen Menschen durch un-

sägliche Qual an jene Grenze zu führen, wo das Leben nur noch einen Athemzug hat — heute beschäftigen sich „Menschenfreunde" damit, Käfige zu construiren, in denen der Gefangene nicht nur der Freiheit beraubt ist, sondern auch schon der bloße Eindruck der Zelle Einfluß auf das verhärtetste Gemüth ausübt.

Es mag eine edle Absicht solchen Bestrebungen zu Grunde liegen, denn der Staat soll den Verbrecher nicht allein züchtigen, sondern auch zu bessern suchen; aber es wird immer Grauen erregen, wenn man einen Menschen sieht, der Pläne für Kerker zeichnet, und unwillkürlich — wenn man auch zugiebt, daß solche Kerker nöthig sind — denkt man doch schaudernd an die Möglichkeit, daß einen Unschuldigen das Loos einer solchen Haft treffen kann. —

Die Einzelhaft ist das modernste Prinzip der Männer, die den Besserungs-Anstalten vorstehen; die Einsamkeit soll das verstockte Herz mürbe machen, dem Verbrecher gespenstisch die Furien des Gewissens erscheinen lassen, und sein Ohr soll nichts vernehmen, als die Worte des Geistlichen.

Wir wollen nicht darüber streiten, ob eine solche Haft den Verstockten nicht verstockter, den Trotzigen nicht eher wahnsinnig, als nachgiebig macht, denn Reue verkürzt ja die Strafzeit nicht — wir denken bloß an das Gefühl des Schuldlosen, den man gewaltsam bessern will, an dessen Unschuld Niemand glaubt, weil das Gericht über ihn den Stab gebrochen.

Gott sei Dank, die Fälle, wo ein Gericht sich völlig täuscht, kommen selten vor, wo es sich um gemeine Verbrechen handelt, aber bei politischen Verbrechen fast täglich.

Die Gerichte sprechen Schuldige frei, wo nur irgend das Gesetz sich umgehen läßt, weil die Strafe überaus hart ist, und verurtheilt wird der, welcher nicht klug genug war, ein vorsichtiger Verbrecher zu sein.

Hingerissen vom Uebermuth, berauscht vom Geiste der Zeit, griff der Leichtsinn zu den Waffen, und büßt für den Hochverrath, während Derjenige, der diesen Geist heraufbeschwor, der Tausende verführte und in's Unglück stürzte, entweder bei Zeiten entfloh, oder zu feige war, seine Schwärmerei mit den Waffen zu verfechten.

Jene, die man verhaftete, sind nicht schuldiger wie Tausende aus der großen Masse; sie vergaßen es bloß, zur Zeit den Mantel nach dem Winde zu hängen — sie sind nicht unschuldig; aber sie verdienen eher Entschuldigung, als die Feigen und die Vorsichtigen.

Hochverrath ist Auflehnen gegen die herrschende Gewalt; der Royalist ist Hochverräther gegen die Republik, der Republikaner

Hochverräther gegen das Königthum. Die Republik köpft ihre Gegner, das Königthum läßt die Rädelsführer hinrichten, oder begnadigt sie zum Kerker.

Der politische Gefangene steht fast immer auf einer höheren Bildungsstufe, als der gemeine Verbrecher; was diesem nur unangenehm, ist ihm schon Folter.

Dembowski war schuldig wie alle Polen, die sich gegen die preußische Obrigkeit empört — er als Pole war stolz auf das, was er gethan. Er grollte dem preußischen Gesetze nicht — er knirschte, daß dieses Gesetz ihn erreicht, und die Trauer um das Vaterland ließ sein Herz bluten.

Man hatte den gefangenen Polen jede Erleichterung zu Theil werden lassen, die überhaupt bei einer Haft möglich ist — aber was ist diese Gunst gegen die Freiheitsstrafe?

Vier nackte Wände, zehn Fuß hoch ein Loch in der Wand, da scheint die Sonne hinein, um den Gefangenen daran zu erinnern, daß er einst frei gewesen und den Tag geschaut, um die Sehnsucht nach der Freiheit in ihm zu erwecken.

In der Thür ist eine Oeffnung — der Gefangene kann nicht hinaussehen, aber der Wärter hinein. Jeden Augenblick weiß der Gefangene sich beobachtet, er ist allein und ist es doch nicht — er schmachtet nach dem Anblick eines Menschen und wird vielleicht in diesem Augenblick von Neugierigen begafft!

Die Polen waren diesem peinlichen Gefühle nicht ausgesetzt, man gestattete ihnen sogar, Besuche zu empfangen; aber wer kam in den Kerker? was konnte man reden, das hier nicht gehört wurde?

Dembowski saß erst kurze Zeit — kurz, im Verhältniß zu dem Zeitraum, den er nach dem Urtheilsspruch hier noch zu verleben hatte, aber eine Ewigkeit für ihn, der die Stunden seiner Haft nach Minuten zählte.

Er hatte an Marie schreiben lassen, daß sie nach Berlin ziehen solle, damit er wenigstens von Zeit zu Zeit ihren Besuch empfangen könne.

Nach seiner Berechnung mußte sie schon seit vier Tagen in Berlin angekommen sein und dennoch war sie nicht bei ihm gewesen. War sie krank? War ihr etwas begegnet? Nicht nur der Freiheit war er beraubt, man nahm ihm auch die Möglichkeit, seine Familie zu schützen!

Die Sorge um Marie war eine Folterqual; erst jetzt fühlte er die ganze Schwere der Strafe. Was halfen ihm sein Reichthum, seine hohe Geburt in diesen Mauern? Er sah ein, daß er wie ein Knabe thöricht gehandelt habe, daß die polnische Erhebung nichts gewesen, als ein Rennen mit dem Kopf gegen die

steinerne Mauer der Uebermacht — er vergoß Thränen der Wuth über sich selbst.

Die Erleichterungen, welche den gefangenen Polen zu Theil wurden, diese Nachsicht der preußischen Regierung mußte auf einen edlen Charakter von niederschlagendem Eindruck sein — der Aufstand hatte nicht einmal den Groll des Feindes erregt, Polen war so ohnmächtig gewesen, daß man mit den Aufrührern Mitleid hatte!"

„O," seufzte er, „hättest du jene Thorheit nie begangen! Der Mann von Charakter fügt sich in's Unvermeidliche, der Knabe trotzt und man sperrt ihn ein — um ein unerreichbares Ziel hast du dein häusliches Glück geopfert!" — —

Es rasselte im Schloß der Kerkerthür.

Schon seit einigen Tagen war es Dembowski vorgekommen, als ob der Gefangenwärter unruhiger sei als gewöhnlich, sein Auftreten war unsicher — hatte der Mann ihm etwas Unangenehmes mitzutheilen?

Die Thür ging auf und die hohe Gestalt Poninski's erschien auf der Schwelle.

„Poninski!" rief der Graf, den Freund betroffen anstarrend, „Du hier?"

„Und mit einer Freudenbotschaft! Wie Du mich einst befreit hast, bin ich der Erste, der Dir Deine Freiheit verkündet!"

„Frei! frei!" jauchzte Dembowski, ihm in die Arme stürzend; „wo ist Marie? sie kommt nicht mit, mir die Freiheit zu verkünden?"

„Marie ist unwohl — aber habe keine Furcht," lächelte Poninski, als er den Grafen erbleichen sah, „mein Ehrenwort darauf, es hat keine Gefahr. Komme hinaus, draußen in der freien Luft will ich Dir Alles erzählen."

„Also wirklich — und Wem danke ich die Freiheit? Wer ste meine Ketten?"

„In Berlin ist Revolution, wir haben gesiegt und alle Kerker gesprengt —"

Dembowski starrte ihn an, er wähnte zu träumen. Maschinenmäßig folgte er dem Freunde, bebend, daß der Kerkermeister käme, um ihn zurückzuholen — aber er sah alle Kerkerthüren offen —

Draußen vor dem Thore stand das Volk, die Freigelassenen zu begrüßen.

Eine Truppe marschirte vorüber; die Menge wich zurück vor der starren, festgeschlossenen Masse, die schweigend und finster ihres

Weges zog, und erst als sie vorüber, hörte man Gezische und lauten Hohn.

Dembowski sah Poninski fragend an und dieser lächelte über die verwunderte Miene.

„Ja ja," sagte er, „es ist eine sonderbare Revolution, die wir gehabt haben; das Volk schwur allen Truppen den Tod und als es zum Kampfe kam, da verkroch es sich in den Häusern. Wenn der König gewollt hätte, dann wäre es uns schlecht ergangen, denn die Truppen siegten überall; aber er war so schwach, nachzugeben, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Er schickt die Truppen fort und wir sind Sieger ohne Sieg — er muß jetzt thun, was das Volk will."

Dembowski fragte nach den nähern Umständen und als Poninski ihm die Ereignisse der letzten Tage schilderte, da färbte hohe Röthe der Empörung sein Antlitz.

„Pfui!" rief er, „und anstatt diesen Fürsten auf Händen zu tragen, demüthigt man ihn — pfui über dieses Volk! bei Gott, es verdiente einen Tyrannen und ich schäme mich, einer solchen Revolution meine Freiheit zu danken."

„Was gehen uns die Preußen an?" zuckte Poninski die Achseln; „Du bist frei, und wenn Polen sich jetzt erhebt, dann wird der Tanz mit Preußen ein anderes Ende haben, als vor achtzehn Monden!"

Dembowski schüttelte den Kopf.

„Hast Du dort die Truppe gesehen?" fragte er; „das sind die Männer, die uns gegenüberstehen, nicht das großmäulige Volk von Berlin. Die Truppen sind dem Könige treu — das heißt, zehn Millionen Bauern stützen den Thron; unser Aufstand war noch erbärmlicher als diese Revolution, und Du hast noch Hoffnung?"

Poninski sah den Grafen betroffen an.

„Die Kerkerhaft," sagte er, „hat Dich sehr verändert. Wo ist Dein altes Polenblut geblieben?"

„Hier, tief in der Brust," seufzte der Graf; „es schlägt noch wie vor Jahren, aber an Stelle der Hoffnung ist Trauer in das Herz geflossen. Wo ist Marie?"

„Ich führe Dich zu ihr, aber" — und Poninski verkürzte seine Schritte — „ich habe noch vorher ein Wort mit Dir zu reden. Als Du mich aus dem Kerker befreitest, da schwur ich Dir, jede Privatrache aufzugeben, vorzüglich meinen Haß gegen Derville. Ich habe diesen Eid gebrochen, weil er nach meinem Leben trachtete."

„Woher weißt Du das?"

„Rebecca hat es mir selbst gestanden."

„Und was hast Du gethan?"

„Ich habe mich seiner Kinder bemächtigt, um ihn zu erschrecken — jetzt ist das Werk vollbracht, ich habe Dich befreit und nun sollst Du Derjenige sein, der ihm seine Kinder zurückgiebt. Verzeih'st Du mir den Wortbruch?"

Dembowski, der bei den ersten Worten geschaudert, reichte ihm die Hand.

„Die Freundschaft allein," sagte er mit Bewegung, „giebt Dir nicht diese Nachsicht — vor zehn Jahren warst Du unversöhnlich. Poninski, mische Dich in keinen Aufstand für Polen, beschließe Dein Leben bei mir und Marie, Du sollst uns ein lieber, theurer Gast sein —"

„Ich danke Dir," unterbrach ihn Poninski, der mit Mühe seine Bewegung bekämpfte, „aber kein Wort davon — Du machst mir das Herz schwer, denn mir war nimmer Häuslichkeit und ruhiges Glück beschieden. Wie ich angefangen, will ich enden; mein Leben, mein Blut gehört Polen, und wäre der Kampf Wahnsinn, ich würde rufen: Es lebe der Wahnsinn!"

Das Auge des alten Polen sprühte finster; es lag etwas Dämonisches in diesem wilden Ausbruch der Leidenschaft und doch klang mehr der Ton des Schmerzes als der Schrei des Hasses aus seinen Worten.

Die beiden Polen setzten ihren Weg fort, ohne daß Einer jetzt das Schweigen gebrochen hätte. —

Rebecca hatte von Derville schon früher erfahren, daß Poninski der Gräfin Dembowska ein Logis verschafft habe. Als sie tief verletzt das Haus ihres Gatten floh, lenkte sie ihre Schritte dahin, um dort nach der Adresse Poninski's zu fragen, ihn aufzusuchen, ihn zu beschwören, ihr die Kinder wiederzugeben und dann —

An das Weitere dachte sie nicht, ihr Herz war von der Gegenwart zu voll, um noch Platz für die Sorgen der Zukunft zu haben.

Rebecca kam über die erste Straße hinweg, aber das Gewühl der wogenden, fieberhaft aufgeregten Menge wurde immer stärker. Sie nahm einen Miethswagen; aber kaum war sie einige Schritte gefahren, als plötzlich der Ruf vom Schlosse her ertönte: „Verrath! Man mordet das Volk! Zu den Waffen! Baut Barrikaden!"

Ein Pöbelhaufe umringte den Wagen, trunkene Männer befahlen ihr barsch, auszusteigen; man zerschnitt die Stränge der Pferde, und kaum hatte sie den Fuß aus dem Wagen gesetzt, als man ihn umschleuderte, damit er eine Mauer gegen die Truppen bilde.

Rebecca konnte nicht vor- noch rückwärts, Niemand beachtete ihre Bitten, Niemand ihr Flehen. Sie flüchtete in ein Haus; dort tröstete man sie, daß der Aufstand bald von den Truppen niedergedrückt sein werde; aber Stunde auf Stunde verrann, das Feuern wurde immer heftiger — es hörte auf, es ward Nacht, aber die Barrikaden verschwanden nicht.

Eine arme Handwerkerfamilie hatte Rebecca ein Asyl gegeben.

„Ja ja," jammerte die alte Großmutter, während Alles im Zimmer betete und bebte, „das war es, was der große Komet prophezeit hat, und es wird noch schlimmer werden, Krieg und Pestilenz wird über die Menschheit kommen, weil sie Gottes und der Obrigkeit spottet. Der König ist zu gut — wozu hat er Kanonen? er sollte die Stadt in Brand schießen. Fluch über die, welche gegen ihren König aufstehen!"

Jedes Wort der Alten war für Rebecca ein Dolchstich. Ihre Eltern, ihr Gatte waren es, die einen solchen Aufstand seit langen Jahren ersehnt, die heute auf den Barrikaden fochten, und sie fand ein Asyl in diesem Christenhause, bei armen, aber ehrlichen Leuten. Sie mußte beben, von ihnen erkannt zu werden, und hätte in die Erde sinken mögen vor Scham bei jedem Wort, das die Entrüstung über die Emeute ausdrückte.

„Es wird eine Hungerzeit kommen," seufzte der Handwerker, „das Geld wird noch seltener werden und Niemand uns bezahlen. Aber es sind Fremde, welche das Volk aufgestachelt haben, Polen, Juden und Franzosen — denn der Preuße ist treu und er hat Ursache dazu; kein Land der Erde hat ein solches Fürstenhaus wie wir — Jedem, auch dem Aermsten, wird sein Recht vor dem Gesetz!"

Rebecca mußte zustimmen, um sich nicht zu verrathen, und in ihrem Herzen ließ ein Schauer das Ja erzittern. Was sie mit Schrecken sah, dies Gemetzel auf der Straße, die rohe Wuth des trunkenen Pöbels, war das nicht das Werk ihrer Verwandten, ihres Gatten?

„Die Fremden haben das Volk verführt," sagte die Alte, „und Gott wird sie strafen mit einem Fluche, der auf Kind und Kindeskind ruht!"

Rebecca zitterte, ihre Wange ward bleich. Traf diese Prophezeiung nicht auch sie? Hatte der Fluch nicht schon begonnen? Wo waren ihre Kinder?

Der Morgen brach an; Rebecca verließ ihre Zufluchtsstätte, sobald der Weg frei geworden — wo sonst das geschäftige Volk in friedlichem Verkehr gewandelt, da trat jetzt ihr Fuß auf Trümmer und ihr Auge schaute Lachen von Blut.

Das Haus ihres Bruders war halb demolirt. Die Hausthür war mit Aexten eingeschlagen, überall sah man Löcher von Kugeln, Blutspuren, zersplitterte Scheiben und dennoch drang ihr von oben lauter Jubel entgegen.

Moritz Meyer feierte mit einem Dutzend Glaubensgenossen den Sieg des „Volkes". Es waren Juden bei ihm, die sich während des Kampfes verkrochen, die ihr Geld vergraben und sich erst am Morgen aus den Kellern herausgewagt hatten.

„Es lebe die Republik!" lautete der Toast — ein Jahr später und man sah dieselben Leute sich kriechend um Hofgunst bewerben, um den Titel „Hoflieferant" betteln — man sah sie an der Spitze patriotischer Vereine zur Unterstützung verwundeter Soldaten und bedürftiger Krieger.

Rebecca ging durch die Küche, um eine Begegnung mit der Gesellschaft ihres Bruders zu vermeiden.

In der Küche, am Heerde, kauerte eine Gestalt, das gläserne Auge auf die Eintretende geheftet.

Das eisgraue Haar lose um die knochige Wange, die magere Brust halb nackt, mit zerfetztem Gewande, die Arme schlaff herabhängend, starrte dies geisterhafte Wesen Rebecca an, ohne sie zu erkennen, und Rebecca bebte, sie wähnte das Gespenst ihrer Mutter zu sehen.

Seit Jahren war die Tochter nicht in die Nähe der Mutter gekommen, obwohl sie schon oft das Haus ihres Bruders betreten hatte.

Esther Meyer war tiefsinnig und gerieth in Raserei, wenn Jemand ihre Einsamkeit störte, vor Allem, wenn Rebecca oder Haper sich ihr zu nahen wagten.

Am Tage des Kampfes war sie plötzlich in den untern Gemächern des Hauses erschienen und wir haben gesehen, auf welche Weise sie Antheil am Kampfe genommen.

Nachdem die Truppen das Haus verlassen, wo Esther plötzlich vor ihren Augen verschwunden, kletterte Esther vom Dache, wohin sie aus dem Boden geflüchtet, wieder zurück und nahm ihren Platz beim Heerde in der Küche wieder ein, um von Neuem siedendes Wasser zu bereiten. Die Truppen kamen nicht wieder und Esther saß noch jetzt an derselden Stelle, wo sie, auf jedes Geräusch lauernd, die ganze Nacht zugebracht hatte.

Rebecca schauderte — es graute ihr vor diesem stieren Blick und scheu flog sie bei dem Gespenst vorüber.

Ein gellendes Hohngelächter folgte ihr, die Wahnsinnige hatte sie erkannt.

In den Zimmern, welche Adda Meyer vor ihrer Verheirathung mit dem getauften Assessor Meyer, einem weitläufigen Ver-

wandten ihres Vaters, bewohnt hatte, fand Rebecca die Gräfin Dembowska noch unverbunden, denn Niemand hatte sich in der Nacht um sie bekümmert und auch jetzt war es unmöglich, einen Arzt zu erreichen. Meyer hatte zu seiner Tochter geschickt, aber diese war noch nicht gekommen und so war denn Rebecca die Erste, welche der verwundeten Polin ihre Hülfe brachte. Während sie den ersten Verband anlegte, kam Adda Meyer, das Antlitz hoch geröthet, das Auge strahlend.

Seit dem Tage, wo Rochov in ihrem Hause beinahe den Tod gefunden, hatten Adda und ihr Gatte tüchtig gearbeitet für die Revolution. Der Assessor, wie gesagt, ein getaufter Jude, vertröstete seine ärmeren Clienten auf die Revolution; Adda ließ Branntwein aufkaufen, um die „Volkshelden" zu begeistern, und stand selbst während der ganzen Nacht am Schänktisch, um die Kämpfer anzufeuern.

Als sie jetzt in triumphirendem Stolze das Gemach betrat und die verwundete Gräfin erblickte, glaubte sie nicht anders, als daß Marie am Kampfe Theil genommen und dabei verwundet worden sei. Ihre Theilnahme ward in begeisterten Worten laut, als Marie sie plötzlich unterbrach und ihr den wahren Sachverhalt schilderte.

„Sie eine Schwester jenes elenden Buben!" fuhr Adda zurück, als habe sie eine Viper berührt; „und mein Vater wirft Sie nicht auf die Straße, jagt Sie nicht aus der Stadt, wie man die Truppen hinauswirft, mit Schimpf und Schande?"

„Schone die Kranke," fuhr Rebecca entrüstet auf; „wenn Du keine Scham fühlst über das Geschehene, so entwürdige Dich nicht noch mehr durch den Hohn über eine wehrlose Kranke!"

Adda starrte Rebecca betroffen an; von ihr hatte sie am wenigsten eine Zurechtweisung erwartet.

„Die Frau Gräfin," höhnte sie spöttisch, „gehört freilich zur Aristokratie, aber es wundert mich doch, daß den stolzen Damen das Haus eines Juden zusagt — ich werde meinen Vater bitten, daß er Ihnen seinen Schutz nicht mehr aufdrängt!"

In diesem Augenblicke traten Dembowski und Poninski in's Zimmer.

Während Dembowski auf seine Gattin zustürzte und die Arme zärtlich um ihren Nacken schlang, war Adda zu Poninski getreten, um dem Polen mitzutheilen, daß Rebecca die Partei der Gräfin genommen.

Beim Anblick Poninski's war Rebecca erbleicht; sie fühlte, daß die Stunde der Entscheidung herannahe, sie bemerkte, daß sein Auge lauernd auf ihr ruhte — aber sie wagte es nicht, ihn vor Zeugen anzureden.

Da trat er auf sie zu.

„Frau Gräfin," sagte er in flüsterndem Tone, obgleich Adda das Zimmer verlassen, „ich bin sehr überrascht, Sie hier zu finden; wenn Sie doch nach Berlin zurückkehrten, warum nicht zu Ihrem Gatten? Ich hatte es — wie Sie vermuthen können — sehr nöthig, Sie noch zu sprechen und hier hätte ich Sie gewiß nicht gesucht!"

Rebecca ließ den Kopf sinken — sie schämte sich, ihm zu gestehen, unter welchen Verhältnissen sie das Haus Derville's verlassen.

„Ich mußte Ihnen doch mittheilen," flüsterte Poninski weiter, „wo sich Ihre Kinder befinden — oder glaubten Sie etwa, daß ich so herzlos wäre, länger, als es für meine Sicherheit nothwendig war, mit Ihrer Angst zu spielen? Nein, ich wollte nur während des Kampfes vor der Kugel eines „Freundes" sicher sein — jetzt ist der Sieg erfochten und mein Leben hat nicht mehr Werth als ehedem."

Rebecca's Augen füllten sich mit Thränen und ihr Herz wallte hoch auf.

Hatte sie diesen Mann verkannt, oder verleugnete er nur um ihretwillen den Character, der niemals Vergebung und Vergessen gekannt?

„Sie antworten nicht?" lachte er bitter, indem er ihre Bewegung mißverstand; „hat Derville vielleicht schon gegen mich Schritte gethan und glauben Sie durch Gewalt mehr zu erreichen? Rebecca, ich glaube, dazu kennen Sie mich hinreichend — sagen Sie Derville, daß er mich nicht reize, ich lasse es sonst auf das Aeußerste ankommen!"

Das Auge des Polen flammte bei diesen Worten in düsterer Gluth und Rebecca ersah aus seinem Unwillen, daß keine äußere Einwirkung ihn dazu bewogen hatte, ihr Versöhnung anzubieten. Sie ergriff seine Hand.

„Verzeihen Sie mir," flehte sie mit von Thränen erstickter Stimme, „ich habe sehr Unrecht an Ihnen gehandelt und mich niemals mehr getäuscht als damals, wo ich glaubte, Ihren Character zu verstehen. Heute büße ich dafür, denn ich lerne meinen Gatten verachten und — bereuen — verzeihen Sie mir!"

„Rebecca," rief er und seine Stimme bebte, „Du bittest mich um Verzeihung — Du verachtest ihn? — O," und er griff nach seinem Kopfe, „es ist mir, als ob es die Adern meines Gehirns sprengen will — ich kann noch nicht daran glauben, daß der Tag da ist, den ich so lang ersehnte, wo Du einsehen werdest, daß dieser Franzose ein Schurke ist! O, wie hatte ich mich auf

die Stunde gefreut, sie sollte mich rächen für das Weh von Jahren und jetzt bebe ich wie ein Kind!"

Das Auge des Polen ging über — es war die erste Thräne, die er seit langen Jahren geweint!

XIII. Der Dänenkrieg.

Und die Generale reden, Jeder auf seine Weis',
Und die Soldaten hören wieder auf ihre Art,
Doch bald will's ihnen dünken, als sei etwas apart,
Es war in aller Rede so ein gewisser Schwung,
Darum kam über Alle so gewisse Begeisterung.
Scheerenberg.

Die französische Revolution, welche ihren Brandstoff in alle Lande warf zündete auch den gährenden Haß der Deutschen gegen die Dänen.

Das Völkchen an der Eyder und Schley, ein deutscher Volksstamm unter dänischer Oberhoheit, hatte seit Jahrhunderten das drückende Joch ertragen, und während die Deutschen am Rhein den Franzosen zujauchzten, während die deutschen Mittelstaaten einander begeiferten, während in Preußen die Kinder französisch lernten, träumte dies Naturvolk bei seiner Grütze und seinen Rindern von einem großen Deutschland und knirschte, daß der Däne ihm seine Sprache aufdrängen wollte.

Der Däne that nichts Anderes, als was Preußen, Oesterreich und Rußland in Polen, der Oesterreicher in Italien und Ungarn, der Franzose im deutschen Elsaß, der Engländer in allen Welttheilen verübt — er wollte ein Stück Land sich fester verbinden und einem Volke die Nationalität rauben.

Der „meerumschlungene" Friese, der Holsteiner und der Deutsche in Schleswig ist aber eine zähe Natur; er fußt hartnäckig auf sein Recht, und schlägt lieber mit dem Kopfe gegen die Wand, als daß er nachgiebt.

Die Schleswig-Holsteiner protestirten seit hundert Jahren, auch jetzt, wo die deutsche Bewegung ihnen einen Rückhalt gab, begnügten sie sich mit einem Proteste; sie riefen ihrem Herzoge Vivat und dem Dänenkönige ein Pereat, obwohl Beide eine Person waren.

Der König-Herzog ward durch einen Aufstand der Dänen in Copenhagen bewogen, den deutschen Aufrührern endlich ein ernstes

Wort zu reden; Dänemark lebt von den deutschen Provinzen und mußte fürchten, seine Kornkammern zu verlieren.

Orla Lehmann, ein Abtrünniger, der für dänisches Geld gegen sein Vaterland intriguirte, gewann die Dame Rasmus, die zur Gräfin Danner erhobene Geliebte des Königs, den sonst milden Herrn zur Härte zu stimmen — man schickte die Deputation der Stände nach Hause, ohne sie vorzulassen.

Der Holsteiner ward böse und dachte an einen neuen Protest, als plötzlich der Herzog von Augustenburg mit einer Schaar Getreuen in der Festung Rendsburg erschien, die dänischen Wachen überwältigte und im Verein mit dem Grafen Reventlow und Herrn Beseler eine provisorische Regierung der Herzogthümer organisirte.

Damit war die Revolution ausgebrochen; der Bauer nahm keinen Antheil, aber in den Städten hegte man um so kühnere Erwartungen, weil der Herzog erklärte, daß ihm von Berlin aus Zusicherungen gemacht seien.

Die holsteinischen Truppen brachen ihren dem Könige von Dänemark geleisteten Eid, sie legten nicht nur die Waffen nieder, was ihnen Niemand verargt hätte, sondern sie zogen gegen ihren Kriegsherrn in's Feld.

Aus allen Gauen Deutschlands strömten Freiwillige herbei, um, wie sie sagten, das deutsche Land zu befreien. Studenten, brodloses Gesindel, Abenteurer aller Art, darunter aber auch Viele, die keine andere Triebfeder kannten, als ihre schwärmerische Begeisterung für das deutsche Recht.

Die Letzteren fanden sich sehr bald enttäuscht, denn die Mehrzahl ihrer Genossen wollte nur die Gastfreundschaft des Völkchens ausbeuten.

In allen Wirthshäusern rasselten die Herren mit ihren Waffen, sprachen von zukünftigen Heldenthaten, putzten sich mit bunten Schärpen, Bändern und Schleifen; aber anstatt in's Feld zu ziehen, kosteten sie die holsteinsche Küche und ließen es sich wohlschmecken am Heerd des Bauern.

Dänische Truppen rückten in's Land und die neu organisirte holsteinsche Armee zog ihnen mit einem Theile der Freischaaren entgegen, bei Bau kamen sie aneinander und nach kurzem Gefecht sah man die Befreier Deutschlands in wilder, athemloser Flucht Reißaus nehmen, und obwohl die Dänen so rasch nicht folgen konnten, war der Schrecken und das Entsetzen so groß, daß die Schaaren sich erst hinter den Mauern der Festung Rendsburg, also acht Meilen vom Schlachtfelde entfernt, wieder sammelten. Die Stadt Schleswig und das Danewirk waren den Dänen preisgegeben.

Der König von Preußen hatte unterdeß eine Division nach Schleswig beordert, der deutsche Bund folgte seinem Beispiel und Truppen aus aller Herren Länder zogen gegen die Eider.

Von der preußischen Garde, die in Berlin gegen die Revolution gefochten, wurde eine Brigade nach Holstein gesandt und sie war die erste regulaire Truppe, welche Rendsburg erreichte und dem Vordringen der Dänen Halt gebot.

Die so vielfach verhöhnte Truppe war plötzlich beliebt. In Hamburg rissen die Damen den Soldaten die preußische Cokarde von der Mütze, um sie als Broche auf dem Busen zu tragen, in Rendsburg wurden die Regimenter von weißgekleideten Jungfrauen empfangen; Jeder wollte einen Gast haben. „Das ist mein Preuße," hieß es, „den bewirthe ich!"

Die Freischaaren wollten die Truppen als Kameraden begrüßen, aber jetzt zeigte es sich, daß dieser Krieg einen Widerspruch in sich selber trug.

Soldaten, welche ihre Treue bewahrt, konnten nicht mit revolutionairen Truppen harmoniren, sie sahen gleichgültig auf die Sache, welche sie verfochten, da dieselbe mit der Emeute im Bunde stand, und dachten nur an ihre Waffenehre. Man sah die Truppen mit dem Bürger freundschaftlich verkehren, aber die Freischaaren und die holsteinischen Soldaten schroff vermeiden, und wer dies mit Ruhe beobachtete, mußte vorhersehen, daß die Erhebung sich durch die Verbindung mit der Umsturzpartei das Grab gegraben hatte.

Characteristisch für die Stimmung der Truppen ist folgende Anecdote.

Der Lieutenant Graf L. war bekannt als ein großer Gourmand. Auf dem Marsche durch Holstein fand er eine so vorzügliche Bewirthung, daß er endlich bei einer reich besetzten Tafel ausrief:

„Noch ein solches Frühstück und ich fange an, mich für die meerumschlungene Sache zu interessiren!"

Die Gradheit und Biederkeit des noch von der Cultur nicht angesteckten Volkes, das herzliche Entgegenkommen der Holsteiner waren es allein, was die persönliche Theilnahme der Soldaten erweckte, im Prinzip konnten sie mit der Erhebung nicht harmoniren und dies um so weniger, als besonnene Leute und vorzüglich der Bauer dieselbe schon jetzt verwünschten.

Die nationale Sache, für welche man heute sich warm interessirt, hatte damals Zuflucht zur Emeute genommen und das allein hat ihr den Untergang bereitet, denn wie überall trat auch dort die Reaction in's Leben.

Der Krieg war noch nicht von Preußen erklärt, die Sol-

daten glaubten auch nicht daran, denn es war so oft von Krieg gesprochen, daß man das Wort schon für eine Fabel hielt, und die Freischaaren riefen: „Verrath!"

„Die Truppen," hieß es, „sind nur hier, um den Aufstand zu unterdrücken, der König von Preußen ist ein Freund der Dänen!"

Da plötzlich kam nach Rendsburg der Befehl an die Truppen, vorzurücken.

Wir entnehmen die Beschreibung dieses denkwürdigen Ostertages von 1848 der Schilderung eines Augenzeugen.*)

„Heute (22. April) herrschte ein ganz besonderes Leben. Die Unteroffiziere laufen geschäftig umher, immer wieder kommt ein neuer Befehl des Hauptmanns, der in die Korporalschaft getragen werden muß, und die Hälfte der Leute schleppt Munition aus den Wagen in's Revier.

„Plötzlich kommt ein neuer Befehl; die Compagnie soll „feldmarschmäßig auf den Allarmplatz rücken".

„Seufzend wähnt der Soldat, es gelte einen Uebungsmarsch, und da er nichts im Quartier lassen darf, hängt er den schwerbepackten Tornister um die Schulter, nimmt die Muskete und wandert vor's Haus des Unteroffiziers, um in der Corporalschaft anzutreten.

„Die Wirthin frägt, wann er wiederkomme, aber er zuckt mit einem wehmüthigen Blick auf das warme Bett die Achseln — er weiß es allein, was ein Nachtmarsch bedeutet, und wenn er ihn beschreiben sollte, brauchte er Stunden dazu. Wiederkommen, daran denkt er beim Ausmarsch nicht, die Beschwerden liegen zu nahe vor ihm und der alte Oberst, wenn er einmal draußen ist, macht so kühne Manövers, daß Niemand, er selbst kaum, ihr friedliches Ende berechnen kann.

„Die Compagnie rückte auf den Stellplatz, das Bataillon formirte sich und verließ an der Tête des Regiments beim Dunkelwerden die alte Veste.

„Das Regiment war ungefähr zwei Stunden marschirt, da machte es Halt und verwundert schauten die Soldaten einander an, denn es wurden nicht nur keine Tirailleurzüge formirt, wie das bei Manövers unumgänglich nöthig war, und auch in der Instruction stand, sondern die Compagnieen wurden auseinandergezogen und rückten dann in die verschiedenen Gehöfte des Dorfes.

„Jetzt wußte man, daß es einen Reisemarsch galt, und das Gemunkel der Rendsburger Bürger beim Ausmarsch: „es gelte,

*) E. Hermann, „Deutsche Revolution".

die Dänen zu bekämpfen, der Krieg sei erklärt", gewann immer mehr an Wahrscheinlichkeit, denn auch andere Truppen kamen an und gingen weiter. Cavallerie, Infanterie und Geschütz, Alles zog in der stillen Nacht gespenstisch vorüber, und eine dunkle Ahnung der kommenden Dinge beschlich die Brust des jungen Soldaten.

„Die Compagnieen wurden zugweise in Scheunen untergebracht und bald lag das junge, sorglose Volk in süßem Schlummer auf der Streu und träumte von der Mutter und der Heimath in der fernen Provinz, wo man das Exerciren, die Märsche und das Wachethun nicht kennt, wo die schmucke Dirne das Essen auf's Feld bringt, wenn die Garben gebunden werden und das Erntefest nahe ist.

„Der Offizier lag auf der Streu im Zimmer des Wirthes — er träumte von Ruhm und Ehre, Orden und baldigem Avancement.

„Der Oberst gedachte der Regeln der Tactik, der kitzlichen Umgehungen und schrieb einige Zeilen auf ein Papier, welches er sorgfältig in der Brusttasche barg, damit man es finde und seiner Familie bringe, wenn eine von den „blauen Bohnen" sein altes Leben treffen sollte.

„Der General blieb die Nacht durch auf — er studirte Pläne, schrieb Ordres und reichte sie dem gähnenden Adjutanten zur Besorgung.

„Der Feldpastor hatte ein Bett ausgeschnüffelt und der Medicus ein Fläschchen Rum im Medicinkarren gefunden, welches er, mit süßem Wasser verdünnt, den Herren Collegen vorsetzte, um noch ein Stündchen über das schlechte Gehalt, die Politik und die Möglichkeit, daß die Armee geschlagen werde, gemüthlich zu plaudern.

„Noch hatte sich die Sonne nicht aus dem Nebelbett erhoben, die Erde noch nicht den frostigen Reif von den Feldern geschüttelt, als es sich überall auf den Strohlagern reckte wie ein tausendarmiger Polyp.

„Die Schläfer waren geweckt worden und der erfahrene Soldat war der Erste auf den Beinen, um sich einen Theil des vorhandenen Frühstücksmaterials zu sichern. Die guten Folgen hiervon sollten sich bald zeigen, denn nur mit Mühe war noch eine Milchschüssel zu erlangen, und selbst für Geld konnte der verwöhnte Freiwillige nicht mehr erreichen als einen hölzernen Löffel, um damit in die gemeinschaftliche Milchschüssel der Corporalschaft zu fahren und eine schwimmende Brodkrume herauszufischen. Der Ekel überwand seinen Appetit und schon wollte er den Andern seinen Antheil überlassen, als der Feldwebel ihm zuflüsterte:

„Essen Sie, es setzt einen Marsch und da giebt es nichts — oder wollen Sie marode werden?“

„Marode — zurückbleiben, wenn es galt, sich emporzuschwingen — das war eine Mahnung, welche Alles niederschlug, und mit einer Selbstüberwindung, welche er sonst kaum für möglich gehalten, vertilgte der junge Freiherr eine solche Quantität der vielfach belöffelten Suppe, daß ein Gourmand sich das Recept des Essens ausgebeten hätte, wenn er Zeuge dieses seltsamen Appetits gewesen wäre. Von der Milchschüssel ging es zum Gewehr und in wenig Minuten standen die Colonnen geschlossen da, fröstelnd im Morgennebel, aber erwartungsvoll der kommenden Dinge.

„Dort auf der Höhe hielt der Herr General zu Pferde, um ihn, mit gesenktem Degen, die hohen und niederen Herren Offiziere in den knappen Röckchen, den kleinen Tornister auf dem Rücken, und sie lauschten fröstelnd und neugierig der langen Rede, ob unter den vielen guten Lehren kein einziges Wort verborgen sei, welches der Phantasie gestattete, von einer nahen Veränderung der Rangliste zu träumen.

„Es ist möglich,“ schloß der General seine Rede, „daß wir heute vor den Feind kommen, und ich hoffe, daß alsdann die Armee ihren alten Waffenruhm bewähren und sich so zeigen wird, wie der Fürst und das Vaterland mit Recht von ihr erwarten können.“

„Die ersten Worte des Schlußsatzes allein waren bedeutungsvoll, der Nachsatz hatte bisher so oft Hoffnungen begleitet, daß er bereits zur stehenden Phrase geworden war — aber „es ist möglich, daß wir heute vor den Feind kommen!“ so hatte man noch nie gesprochen, das Wort „heute“ ersetzte die traurige Vorstellung von künftigen, unabsehbaren Zeiten.

„Mit strahlenden Mienen kehrten die Offiziere zu den Colonnen zurück, sie trugen den Degen heute ganz anders wie sonst und ihr Schritt war ein anderer.

„Grenadiere,“ nahm der Chef des Bataillons das Wort, „wir werden wohl vor den Feind kommen und dann werde ich sehen, ob Ihr brave Kerls seid!“ — „Wir werden eine Schlacht haben,“ sagte der Hauptmann, „da bitt' ich mir aus, daß die Compagnie sich hervorthut und zeigt, daß sie die beste ist!“ so lief das große Wort herunter wie eine Lawine und überschüttete mit tausend Möglichkeiten das Herz des Einzelnen.

„Die Colonnen setzten sich in Bewegung, der General sprengte vorüber und sein Auge ruhte wie prüfend auf den Mienen der jungen Soldaten, die heiter und guten Muthes dahinzogen. Der Recrut allein dachte an tausend Dinge, welche er vom Kriege gehört hatte, der ältere Soldat lachte und meinte: „Es wird so

schlimm nicht sein!“ — er wußte es ganz genau, daß die Vorgesetzten vor jeder Uebung gar gefährliche Worte machten und nachher immer lobten.

„Das Wort Schlacht war für ihn ein hohler Schall, er hatte ja noch keinen Feind gesehen, und — wenn wirklich einer da sein sollte, nun — „die Danskes werden uns auch nicht auffressen!“ calculirte der Pommer.

„Ein leichter Regenschauer und die Sonne des Ostermorgens brach durch die Wolken.

„Um den Ruhetag wären wir gekommen und heiß wird es auch werden!“ murmelte ein Grenadier, während der Kamerad, die Pfeife stopfend, ironisch lächelte und ihn damit tröstete, daß er morgen dafür desto mehr Zeit habe, das Gewehr ordentlich zu putzen.

„Es ward immer heißer und der gute Humor der Leute fing an auszugehen, als noch immer keine Anstalten zu einer Rast, in der Militairsprache „Rendezvous“, gemacht wurden.

„Die Danskes sind verfl . . . weit!“ brummte ein Corporal, als es in der Ferne plötzlich laut wurde und das dumpfe Gedröhne einzelner Kanonenschüsse plötzlich in Jedem das Gefühl der Mattigkeit verscheuchte.

„Der Soldat fing an, ernstere Betrachtungen zu machen und an die Worte Schlacht und Kampf zu glauben. Immer bestimmter, dröhnender wurde der dumpfe Ton und bald hörte man schon das Knattern des Kleingewehrfeuers heraus. Adjutanten sprengten heran und zurück.

„Links heran!“ donnerte es und im raschen Trabe überholte eine reitende Batterie die Colonne. Rechts auf dem Flügel jagte es noch stürmischer, ein Regiment der Reserve-Cavallerie wurde im Galopp herangezogen — eine dichte Staubwolke umhüllte die Colonne — es rasselte fort und als der Staub sich verzogen, war die Division verschwunden.

„Es ging immer weiter, ohne Rast; schon sah man in der Ferne den blauen Pulverdampf und das Blinken der Waffen — immer näher dröhnte der Lärm des Gefechts und plötzlich donnerte das Commando: „Halt! Gewehr ab! Deckt Euch!“

„Deckt Euch — wozu? Ein leises Gezisch, immer schärfer, immer näher, plötzlich ein Knall, war die Antwort — die erste Granate war über das Bataillon weggeflogen und unwillkürlich zusammenfahrend, sich bückend, hatte das Bataillon sie mit einer Verbeugung empfangen.

„Dies Jahr wird also doppelt gezählt!“ lächelte der alte Hauptmann, welcher schon die erdiente Pension berechnete, während der Lieutenant sich auf die Höhe schlich, um seine strategische

Erfahrung durch einen tactischen Ueberblick zu bereichern; aber Kugel auf Kugel zischte durch die Luft und rief ihm die dumpfe Mahnung: „Zurück!" entgegen.

„Da brachte man die ersten Verwundeten — zerschossene Jugend, blutende Tapferkeit — aus dem Gefecht; es war ein ernster, mahnender, aber auch erhebender Anblick, und in der Brust des Einzelnen wallte es auf, das Herz begehrte vorwärts, die Ruhe im Kanonenfeuer war abspannend, unheimlich. Hier war nur Tod, aber kein Ruhm zu holen, der Tapferste will Thätigkeit in der Gefahr.

„Endlich ertönte das Commando, und festgeschlossen wie nie, mit schlagenden Tambours, die Fahne entfaltet, schritt das Bataillon in die Arme der Schlacht, die es hineinrissen in's blutige Gewühl, um es erschöpft, todesmatt und blutend am Abend des Tages loszulassen, wo es dann ruhen und seine Todten zählen konnte.

„Dort brannte ein Vorwerk, dort sprühte das Geschütz von der Höhe Tod und Verderben, dort empfing die Stürmenden prasselndes Gewehrfeuer, hier ächzte der Verwundete und über ihn weg rasselte das Geschütz — dort jubelte der Sieg und über die blutige Ebene brannten die glühenden Strahlen der Ostersonne von 1848.

„Die Dänen hatten keinen Angriff erwartet; während die Vorposten von Danewerk zurückgeworfen wurden, saß die Reserve noch im Quartier — der Generalmarsch und der Kanonendonner schreckte sie auf. Ganz Schleswig eilte auf die Höhe an der Schley, um dem Kampfe zuzusehen, der die weite Ebene erfüllte.

„Die preußische Garde nahm die Stadt, trotz der Kanonen von Gottorp, mit dem Bajonnet; die Linien-Division unter Bonin umging Schleswig und fiel den Dänen in den Rücken.

„Der Damm, welcher zum Schlosse Gottorp führt, war unterminirt, aber das Pulver fing nicht, die preußische Garde drang hinüber — der Sieg war erfochten.

„Da lag die heitere Stadt am Ufer der Schley und wie tausend Schlangen umzüngelten sie die glitzernden Reihen der Bajonette — die stolze Danebrog sank von den Zinnen der alten Gottorp und der Jubelruf der Befreiten scholl durch das Hurrah des deutschen Sieges — ein Ostergruß aus der blutigen Trift.

„Der Abend zog seine Schatten über das weite Feld und wiegte die Gefallenen zur ewigen Ruhe, die Krankenwagen rasselten heran, und dort am lodernden Feuer des Bivouacs gedachte der Krieger des gefallenen Kameraden und murmelte ein wehmüthiges Soldatenlied leise vor si hin." —

In der Nacht nach dem Siege kamen die deutschen Bundes-

truppen und die Freischaaren — von den letzteren hatten sich nur einzelne Tapfere den preußischen Truppen angeschlossen, um zu fechten — Beide verfolgten den fliehenden Feind.

In dem Dörfchen Bustorf, hart am Eingange der Stadt Schleswig, hatte man in einer Scheune die Schwerverwundeten gelagert. Die Todten auf dem Schlachtfelde hatte bereits der habsüchtige Bauer geplündert und ihrer Kleider beraubt.

Während dort nackende Leichen mit blutig klaffender Wunde auf grünem Rasen lagen, sah man hier Deutsche und Dänen, Freund und Feind neben einander unter der Obhut des Arztes. Dem Einen hatte die Kanonenkugel die Schulter, dem Andern Arm oder Bein fortgerissen — hier hatte die Flintenkugel gewüthet, der blutete ohnmächtig, der wand sich vor Schmerz, der murmelte sein letztes Gebet — —

Ein junger Reiteroffizier in der Uniform der Garde naht der Scheune.

Als Adjutant eines Generals hat er jeden Athemzug der Schlacht gesehen, die Uniform ist mit Koth und Blut befleckt — todtmüde schreitet er daher und sein Auge ist trübe. Das Regiment, bei welchem sein Bruder steht, hat an der heißesten Stelle gefochten, die brennende Ziegelei erstürmt und die Dänen in die Schley geworfen. Am Abende der Schlacht hat er nach dem Bruder geforscht, aber ihn nicht gefunden.

„Er fiel auf der erstürmten Schanze, es ging über ihn hinweg!" sagten die Kameraden.

Der Reiteroffizier hat das ganze Schlachtfeld durchsucht, aber die Leiche des Bruders nicht gefunden — jetzt naht er der Scheune. Schmerzgestöhn dringt ihm entgegen — er schaudert.

Leise öffnet er die Thür, sein Fuß tritt auf Blut; wo er hinblickt, sieht er verzerrte, qualzerrissene Züge — plötzlich weicht die Farbe von seiner Wange; er sieht einen Kranken, bei welchem der Arzt mit dem Messer kniet — er hält den Athem an, um den Mann nicht zu stören — er sieht den Schnitt, sieht das Blut des Bruders sprützen, hört die Säge, welche den Knochen zersägt — sein Bruder ist ein Krüppel.

Der Kranke hat nicht gezuckt; die Lippen zusammengebissen, hat er den furchtbaren Schmerz ertragen, ohne einen Laut von sich zu geben — jetzt bricht er ohnmächtig zusammen.

„Wer ist das?" ruft der Arzt unwillkürlich aus, als er das Messer fortlegt, „ich habe keinen Schrei gehört und doch war er bei Sinnen — eine solche übermenschliche Seelenkraft habe ich noch nie erlebt!"

„Es ist mein Bruder!" antwortet der Reiteroffizier; „aber sagen Sie mir, ist er gerettet?"

„Ich will's hoffen!“ zuckt der Arzt die Achsel und schreitet zu dem nächsten Patienten — er hat Eile. Das Messer, noch warm von dem Blute des Einen, muß schon an das Fleisch des Andern; hier fällt ein Bein, dort ein Arm, dort wühlt die Sonde in der Brust nach dem tödtlichen Blei.

Bernhard von Rochov drückt dem ohnmächtigen Bruder die Hand und verläßt das Haus — der Dienst ruft ihn hinweg, er darf nicht am Lager des Bruders weilen.

Es ist gräßlich, wenn in der Hitze des Gefechts die Cavallerie über die Verwundeten hinwegsprengt, oder die Artillerie die Leichen zermalmt — da sieht die Aufregung kaum, was sie thut — fürchterlich aber ist es, die Opfer einer Schlacht zu sehen und von dem Freunde, dem Bruder scheiden zu müssen, ohne ihn pflegen zu können, ohne zu wissen, ob er heute oder morgen endet!

Hier stöhnt der Schmerz, hier bricht das Auge — draußen jubelt der Sieg und die Trompeten schmettern lustig Fanfare in die milde Frühlingsluft.

Die deutschen Truppen zogen bis nach Jütland hinauf, bei Düppel feierte der Tod noch einmal blutige Ernte, dann ward es still und der Kanonendonner schwieg. Die Dänen hatten sich auf ihre Inseln zurückgezogen, blockirten mit ihren Schiffen die deutschen Häfen und lachten darüber, daß ihre rebellischen Provinzen jetzt gezwungen seien, die fremden Hülfstruppen zu ernähren; gleichzeitig suchten sie Hülfe bei fremden Mächten.

„Deutschland führt einen Krieg!“ das klang so märchenhaft, daß anfangs Niemand daran geglaubt hatte, denn die politische Börse zu Frankfurt am Main hatte bisher immer nur wie eine Pagode mit dem Kopfe gewackelt.

Aber freilich 1848 war Deutschland ein Krater; es war, als wäre der alte Barbarossa im Kyffhäuser erwacht, und die Mächte schauten einander bedenklich an, Frankreich ward eifersüchtig, Rußland und England desgleichen — der Czaar drohte sogar mit Krieg, wenn Preußen nicht über die Eyder zurückgehe.

„Zurück!“ rief die Reaction, „hinter Euch ist der Feind, besiegt die Revolution, anstatt in Schleswig zu fechten!“ und der junge preußische Adler, der so kühn die Fittige erhoben, schlich bedächtig in sein Nest zurück.

„Der Friede war geschlossen,“ schreibt E. Hermann,*) „die Garden räumten das dänische Gebiet und ihre Fahne flatterte wieder der Heimath zu.

„Es war kein froher Triumphzug nach stolzem Siege, diese

*) Deutsche Revolution.

Rückkehr durch das deutsche Land, welches so ehrlich vertraut hatte und jetzt der Rache des Feindes preisgegeben war, denn der Sieg hatte nichts errungen, als ein einziges Blatt Lorbeer, den Kranz warf man fort und mit banger Ahnung kommender Dinge sahen die deutschen Lande auf die deutschen Krieger.

„Stumm und ernst zog die Colonne durch jene Stadt, welche sie stürmend genommen, blutend dem Feinde entrissen hatte und deren Heil mit dem ersten Lorbeer verwachsen war, welches der junge Soldat hier pflückte — kein Mensch war am Fenster, kein Lebewohl, kein Händedruck, und doch wußte es Jeder, daß man ihm die eiserne Pflicht nicht anrechnete, daß man ihm nicht grollte, denn ihn zog ja nichts Anderes fort, als der Gehorsam, als die kalte Disciplin, welche dem Herzen kein Urtheil und keine Regung gestattet."

In Berlin hatte man die Truppen vor den Besiegten weichen lassen, hier geschah fast dasselbe, denn höhnend zog der Däne wieder in das deutsche Land ein — was ihm die Tapferkeit der Preußen entrissen, gab ihm die Feigheit der Diplomatie zurück — Deutschland hatte einmal aufgebraust und der Rausch war verflogen, es fiel ihm ein, daß es keine Flotte habe und daß Dänemark eine Seemacht sei! —

XIV. Das Gespenst der Reaction.

„Säß' meines Gatten Leib auf Hereford's Speer!"
Shakespeare.

Da in allen Ländern Unruhe war, verstand es sich von selbst, daß die Polen wiederum einen Aufstand versuchten.

„Preußen kämpft in Deutschland für die deutsche Nationalität, es kann also das Nationalgefühl eines andern Volkes nur billigen," hatte Poninski zu Dembowski gesagt, als dieser ihn von dem thörichten Vorhaben zurückhalten wollte; „es ist kein Krieg gegen Preußen, den wir wollen, sondern gegen Rußland!"

Damit reiste der unermüdliche Pole ab, indem er Rebecca dem Schutze seines Schwiegersohnes überließ.

Mieroslawski war kaum durch die königliche Gnade aus dem Kerker befreit, als er schon nach Posen eilte, um sich an die Spitze der Sensenmänner zu stellen.

Die Polen, welche anfangs nur ihr Augenmerk auf Warschau

gerichtet hatten, konnten ihren Haß gegen die Deutschen nicht bezähmen und begannen wieder mit Brutalitäten gegen wehrlose Beamte und Gutsherren.

Der preußische Commissarius, General Willisen, trat mit einer Milde auf, welche als Schwäche erscheinen und den Aufständischen Muth geben mußte; General Colomb dagegen erstürmte Xions, und wenn auch die Insurgenten in einem folgenden Gefechte siegten, so wurden sie doch bald durch die Uebermacht gänzlich aufgerieben.

Mieroslawski entfloh; eine Deputation der Polen, welche in Paris die Hülfe der französischen Republik nachsuchte, wurde, da sie zuletzt drohte, von Lamartine ausgewiesen —: seit in Europa Alles revolutionirte, hatte Polen die Sympathieen der Völker verloren.

Die Riesenmacht Oesterreichs war in einem Tage gebrochen — das Kaiserreich kämpfte mit der nationalen Erhebung seiner Völker und mit der Empörung um die Existenz.

Das Wort Kossuth's im ungarischen Reichstage zu Pesth: „Der Fluch eines erstickenden Dampfes lastet auf uns, jenes tödtlichen Windes, der aus den Bleikammern des Wiener Regierungssystemes geht, nervenlähmend jedes Geistes Fluch. Aber im Namen der ewigen Jugend der Nation protestiren wir gegen die Schwäche und Verknöcherung jenes greisenhaften Systems, die büreaukratische Politik der Unbeweglichkeit wird zur Auflösung der Monarchie führen!" hatte sich furchtbar bewahrheitet.

Italien und Ungarn sagten sich los, Böhmen wurde nur durch die Energie des Fürsten Windischgrätz gehalten, der, trotz dem, daß man seine Gemahlin am Fenster erschossen und seinen Sohn tödtlich verwundet hatte, mit eisiger Ruhe seine Kräfte sammelte und durch ein kurzes Bombardement von Prag den Aufstand mit einem Schlage erstickte.

Wenige Monate später und der Fürst ward zu gleichem Zwecke nach Wien gerufen. Die Stadt trotzte und rechnete auf die Hülfe der Ungarn. Fürst Windischgrätz ließ schwere Batterieen aufführen und bombardirte die Kaiserstadt wie eine feindliche Festung.

Acht Stunden hindurch regnete es Bomben, Granaten und Brandraketen, die Verwüstung war furchtbar und Nachmittags 2 Uhr rückten die Sturmcolonnen des Fürsten unter diesem eisernen Hagel gegen die Stadt.

Das Regiment Latour, dessen Chef — der Kriegsminister Latour — von den Empörern feige ermordet worden, ging mit umflorten Fahnen den Sturmcolonnen voran, um den Chef zu

rächen; es entstand ein Gemetzel, Mann gegen Mann, die Flamme loderte aus den brennenden Häusern.

Bem vertheidigte die Leopoldstadt; wüthende Weiber zogen mit Stöcken in der Hand durch die Straßen, um den Feiglingen Muth einzubläuen — die Kanonen donnerten noch immer, die Glocken läuteten Sturm — endlich, nach vierundzwanzig Stunden hartnäckiger Gegenwehr, capitulirte die Stadt.

Der Fürst forderte unbedingte Unterwerfung, und auch hierzu mußte sich die Stadt verstehen, sie ergab sich auf Gnade und Ungnade.

„Hiermit," schreibt Held,*) „hatte der Kampf ein Ende; die Nacht vom 29. zum 30. October verlief ruhig und am Morgen rückten die kaiserlichen Truppen von allen Seiten, ohne Widerstand zu finden, gegen die innere Stadt heran, um ihren triumphirenden Einzug zu halten, während der Stephansthurm von einer unermeßlichen Volksmenge umwogt war, welche sehnsuchtsvoll nach oben blickte, weil sie von dort aus noch im letzten Augenblicke die Verkündigung des Evangeliums erhoffte, durch welches Wien aus der gräßlichen eisernen Umarmung eines Windischgrätz erlöst werden konnte. Und siehe da! es fielen plötzlich aus der Höhe Zettel herab, auf denen mit Bleistift die frohe Botschaft geschrieben stand: „Die Ungarn kommen!" Und: „Die Ungarn kommen!" hallte es jubelnd durch die Volksmassen wieder, und wie ein electrischer Strom durchzuckte die ganze Bevölkerung Wiens die Kunde: „Die Ungarn kommen!" Da schnellte der niedergedrückte Körper des Wiener Volkes wie ein vom galvanischen Drahte berührter Leichnam plötzlich in die Höhe und der immer von neuem ertönende Ruf: „Die Ungarn sind da!" hauchte ihm die Seele ein, die ihn zum Wiederbeginn des Kampfes mit erneutem Eifer antrieb.

„Noch einmal entbrannte am Vormittag des 30. October die blutige Schlacht zwischen den Wiener Volkskämpfern und den andringenden kaiserlichen Truppen. Es war nichts als eine Fortsetzung des am vorigen Abende unterbrochenen Gefechts, aber sie wurde von Seiten der Truppen mit noch viel größerer Wuth, mit einer wahrhaft bestialischen Wildheit geführt.

„Windischgrätz bot alle seine Mord- und Brandwerkzeuge auf, um nicht nur die Menschen, sondern auch ihre Wohnungen und ihr Hab und Gut auf ewig zu vernichten. Das Bombardement richtete unerhörte Verwüstungen an und mehrere der wichtigsten öffentlichen Gebäude wurden nebst ungezählten Privathäusern durch Kugeln und Flammen in Trümmer gelegt.

---

*) Lehrjahre.

„Zwei Mal organisirte Bem einen großen Ausfall aus den Thoren, um den Ungarn eine günstige Diversion zu machen, allein die Mehrzahl der Ausfallcorps wurden von den Truppen zurückgeworfen und nur einzelne kleine Schaaren, in ihrer Mitte Bem selbst, konnten sich in die Reihen des ungarischen Heeres retten."

Die Ungarn wurden vor den Thoren Wiens von Jellachich geschlagen; jetzt bat die Stadt um Gnade, aber der Fürst verweigerte dieselbe, da die Stadt die Capitulation gebrochen, und ließ sie mit Sturm nehmen.

Die Truppen drangen stürmend und plündernd in die verwüsteten Straßen — das Regiment Latour riß den Candelaber nieder, an welchem man die Leiche seines Chefs gehängt — Wien war bezwungen.

Das Standrecht wurde proclamirt.

Robert Blum, der Mann, dessen wir schon einmal Erwähnung gethan, war das bedeutendste Opfer des Wiener Kriegsgerichtes.

Geboren zu Cöln am 10. November 1807, an dem Tage, welcher der Geburtstag Luther's, Schiller's und Scharnhorst's ist, war er erst Gürtlerlehrling, dann Theaterdiener, dann Kassirer, dann Schriftsteller, endlich Vorstand der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig.

Als Mitglied des deutschen National-Parlaments war er nach Wien gesandt worden und hatte sich dort an die Spitze des Aufstandes gestellt. Das Standrecht beachtete das Gesetz nicht, wonach Mitglieder des deutschen Parlaments nur von demselben gerichtet werden durften, und erklärte damit zum ersten Male öffentlich die Nichtigkeit desselben — Robert Blum wurde in der Brigittenau erschossen.

Das deutsche Parlament protestirte nachträglich gegen diesen Act und vergaß, daß es dadurch seine Ohnmacht bethätigte; überdem war der Protest lächerlich, denn der Krieg — und in Wien war offener Kampf — hebt jedes andere Recht auf: Wenn Robert Blum als Gesandter und Parlamentsglied respectirt werden wollte, durfte er sich an keinem Kampfe betheiligen, am wenigsten bei einem solchen, der jeden Rechtsboden dadurch verloren hatte, daß die Capitulation gebrochen worden war; in solchem Falle ist es Kriegsrecht, auch gefangene Offiziere zu füsiliren.

Der Kaiser Ferdinand dankte ab und der Sohn der Erzherzogin Sophie, Franz Joseph, bestieg den Thron.

Während dies in Oesterreich vorging, hatte sich im südlichen Baden ein Verein organisirt, um eine deutsche Republik herzustellen.

Friedrich Hecker zog mit 1200 Mann gegen Freiburg und

wähnte, das deutsche Volk werde bei seinem Erscheinen zu den Waffen greifen und überall seine Fürsten vertreiben. Eine Abtheilung badenscher und hessischer Truppen zog ihnen entgegen; der General Friedrich von Gagern wollte den Versuch machen, die Republikaner zur Vernunft zu bringen, wurde dabei hinterrücks erschossen und die Wuth seiner Truppen jagte die Freischaaren in alle Winde.

Georg Herwegh flüchtete bei dieser Gelegenheit, indem er sich unter dem Rocke seiner, auf einem Bauernwagen sitzenden Frau versteckte.

In Preußen trat die National-Versammlung zusammen; sie tagte anfangs in der Singacademie, welche der Volkswitz sogleich „l'academie des singes"*) taufte.

Der Hof verhielt sich sehr gleichgültig; die Prinzen kamen zur feierlichen Eröffnung in Droschken, der König verlas die Thronrede sehr rasch und hastig.

Schon kurze Zeit nach dem Zeughausscandal kehrte der Prinz von Preußen, trotz des Einspruchs der Demagogen, nach Berlin zurück; er erschien in der National-Versammlung und erhielt als „Abgeordneter des Wirsitzer Kreises" vom Präsidenten das Wort.

Alles war voller Erwartung; aber der Prinz sprach es weder aus, daß er seine Ueberzeugung geändert, noch daß er die Ansichten der jetzigen Regierung theile. Er äußerte in kräftigen Worten, daß er mit Treue, Gehorsam und Gewissenhaftigkeit dem Vaterlande seine Dienste auf dem Wege weihen werde, den der König vorgezeichnet habe.

Kurze Zeit darauf, vorzüglich hervorgerufen durch die schmähliche Plünderung des Zeughauses durch den Pöbel und durch die Excesse der Arbeiter, trat die Berliner Schutzmannschaft in's Leben und Herr von Hinckeldey wurde zum Polizei-Präsidenten ernannt.

Erzherzog Johann von Oesterreich spielte in Frankfurt die kurze Rolle eines deutschen Reichsverwesers, die Berliner Nationalversammlung konnte es jedoch nicht durchsetzen, daß die preußischen Truppen demselben huldigten.

Die Spaltung zwischen der Versammlung und dem Hofe wurde noch größer, als das Parlament Miene machte, das Königthum „von Gottes Gnaden" zu streichen und als der Stein'sche Antrag: „die reactionairen Offiziere zu entlassen", angenommen wurde. Die Krone erklärte, die Beschlüsse des Parlaments nicht auszuführen und damit war der Krieg erklärt — das Parlament warf sich jetzt in die Arme der Revolution.

*) Academie der Affen.

Der General von Wrangel wurde zum Commandeur in den Marken ernannt und er kündigte dies mit den Worten an:

„Meine Aufgabe ist, die öffentliche Ruhe in diesen Landen, da, wo sie gestört wird, wiederherzustellen, wenn die Kräfte der guten Bürger dazu nicht ausreichen."

Man forderte eine Erklärung, Wrangel verweigerte dieselbe und sagte: „Die Soldaten seien die Brüder der Bürger und zwischen Brüdern müsse Verträglichkeit herrschen; aber," setzte er hinzu, „die Soldaten haben scharfgeschliffene Schwerter an der Seite und die Kugeln im Laufe!"*)

Der König hatte auf seiner Reise nach dem Rhein, wo er den Reichsverweser begrüßte, die bittersten Erfahrungen gemacht. Der Empfang in Düsseldorf grenzte an Brutalität, die Bürgerschaft konnte dem Monarchen kaum Platz vor dem Pöbel machen, und wenn er auch an den meisten Punkten gefeiert wurde, so mußten doch solche Erscheinungen diesen Eindruck verwischen und sein Ohr der Camarilla geneigt machen, die ihm unausgesetzt zuflüsterte: „Ziehe das Schwert!"

Aber der König schwankte noch immer; die Nothwendigkeit, Ruhe und Ordnung herzustellen, kämpfte gegen die Erinnerung an sein fürstliches Wort. „Der Rausch wird sich austoben!" war seine Hoffnung und sein frommes Gemüth duldete die Demüthigungen als eine ihm von Gott auferlegte Buße.

Die Rheinreise und das letzte Auftreten des Parlaments erschöpften endlich das Maß seiner Langmuth; er fühlte, daß es nicht persönlicher Groll war, der ihn antrieb, jetzt der Revolution Halt zu gebieten, sondern daß seine Pflicht als König dies verlangte.

Aber wie sollte er dies Halt gebieten? Die Armee stand schlagfertig da, sie harrte seines Winkes — aber auch der Bürger war gerüstet und der König wollte keinen Bürgerkrieg, sondern nur Herstellung der Ordnung.

Der 15. October, der Tag seines Geburtsfestes, nahte heran — es war das erste Geburtsfest, das er als constitutioneller Monarch feiern sollte. Die Berliner Bürgerschaft bat ihn, nach Berlin zu kommen, um ihren Gruß zu empfangen.

Der König erschien, aber er war in keiner festlichen Stimmung. Der Anblick der Hauptstadt, der Bürgerwehr, des veränderten Treibens und vor allem jener Balcon, von welchem er zuerst die ihm so schwer abgerungenen Verheißungen gegeben und wo er dann den Dank des Pöbels in Hohn und Spott erfahren — Alles stimmte ihn bitter und mit bewölkter Stirn fuhr er nach

*) Förster.

Bellevue, um dort die Glückwünsche des Parlaments zu empfangen, das damit umgegangen war, ihm den Purpur des Königthums von Gottes Gnaden zu entreißen.

„Er verglich die augenblickliche Lage der Dinge," schreibt Förster, „mit den Zuständen vor einem Jahre und er fühlte die Zornader schwellen. Er glaubte das Aeußerste, was je einem geborenen Herrscher geboten ward, erduldet und durch seine Langmuth die zürnende Gottheit versöhnt zu haben. Sein stolzes Herrscherbewußtsein regte sich wieder, wenn er der treuen Heerschaaren gedachte, die, seines Winkes gewärtig, ihn umringten. Er war zur That entschlossen, er glaubte an den Sieg und vertraute auf sein Recht und auf die göttliche Gnade.

„In dieser Stimmung, vor der jede Rücksicht auf die Zeit und den Ort verschwand, empfing der König die Deputationen, welche kamen, ihm zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen. Ihre Ansprachen und die königlichen Antworten waren nach dem constitutionellen Brauch vorher verabredet und festgestellt worden. Aber als der Präsident der Nationalversammlung, Grabow, seine Anrede beendigt hatte, fühlte sich der König, dem die Natur überhaupt die Eigenschaften eines gekrönten constitutionellen Automaten versagt hatte, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, seinem übervollen Herzen endlich einmal Luft zu machen. Mit stolzer Würde und weithin schallender Stimme erwiderte er:

„Vergessen Sie nicht, daß wir Etwas vor Andern voraus haben: eine Macht, die man dort nicht mehr zu kennen scheint, eine angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden! Danken Sie Gott, daß Sie noch eine Obrigkeit von Gottes Gnaden haben!"

„Der Präsident Grabow senkte den Blick zur Erde.

„Halten Sie den Kopf oben!" rief ihm der König zu. „Ich habe einen starken Arm!"

„Noch drohender waren die Geberden und die Worte, mit denen er die Deputationen der Bügerwehr entließ.

„Vergessen Sie es nicht, meine Herren," rief er, das Haupt stolz zurückwerfend und die Arme auf der Brust verschränkend, „vergessen Sie es nicht, daß ich es bin, der Ihnen die Waffen in die Hände gegeben hat!"

„Dieser Auftritt machte einen erschütternden Eindruck auf alle Anwesenden. In den verstörten Mienen der Abgeordneten las man Schrecken und düstere Besorgniß. Die letzte Hoffnung auf eine friedliche Lösung des Zerwürfnisses war verschwunden. Man hatte das erste Donnergrollen der Gegenrevolution vernommen. Und so sehr auch die Deputirten sich bemühten, Stillschweigen über den üblen Empfang zu beobachten, um nicht den zündenden

Funken n das offene Pulverfaß zu werfen, die Zornworte des Königs flogen von Mund zu Munde und erzeugten eine düstere, gewitterschwüle Stimmung. Sie entlud sich am folgenden Tage in der Nationalversammlung durch einen zornigen Ruf des Abgeordneten Schramm:

„Die Krone hat gestern die Vertreter des Volks in's Antlitz geschlagen!"

„Zwar wurde der Ordnungsruf über den Sprecher verhängt, aber die Thatsache selbst stellte Niemand in Frage. Die amtlichen Lügenberichte, die den Gratulationsact im rosigsten Lichte erscheinen ließen, fanden nirgends Glauben, um so weniger, da der König selbst mit großer Offenherzigkeit in der schriftlichen Antwort auf die Glückwunsch-Adresse der Berliner Stadtverordneten seinen Entschluß ankündigte.

„Er habe," hieß es darin, „in aller Langmuth den Ausdruck jeder Gesinnung zu Stande kommen lassen, um sein Volk zu prüfen, ob es der wahren Freiheit würdig sei, der es unter seiner Führung theilhaftig werden solle, und er habe erkannt, daß der Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit, wie für wahrhaft deutsche Sitten und Einrichtungen, bei dem größten und besten Theile seines Volkes noch nicht erloschen sei, sondern nur der **Anregung** bedürfe, um sich zum Segen Aller zu entfalten." —

„Die Schwäche der demokratischen Partei, den Royalisten lange ein Geheimniß, war mehr und mehr an's Licht gekommen, seitdem die Reaction in voller Waffenrüstung auf dem Kampfplatz stand und angriffsweise verfuhr.

„Die letzten Beschlüsse des Parlaments hatten im ganzen Lande einen Sturm des Unwillens erregt. Die Geduld des Königs war erschöpft — der Sturz des kühnen Nebenbuhlers sollte dem Volke Anregung geben, das Nessusgewand der Revolution abzulegen und sich wieder in den Schlafrock der deutschen Gemüthlichkeit zu hüllen."

Der Pöbel führte den letzten Beschluß der Nationalversammlung — den Bürgerwehr-Gesetzentwurf — auf einem Esel durch die Straßen der Stadt und verbrannte ihn dann. Dies gab Hinkeldey Veranlassung, von der Bürgerwehr Bürgschaft dafür zu fordern, daß solche Unordnungen nicht wieder vorkämen, welche diese nicht leisten konnten und sonach wurde befohlen, Militair in solchen Fällen zu requiriren.

In Sanssouci erschien ein böser Geist — der Professor Heinrich Leo aus Halle, der Mann, der den Ausdruck „scrophulöses Gesindel" für die Demokratie erfunden; die Camarilla drang auf

gewaltsames Einschreiten, der König war dazu entschlossen, aber er sträubte sich, dies auf einem blutigen Wege zu thun.

„Die Nationalversammlung steht unter dem Terrorismus des Straßenpöbels!“ das war der Rechtsgrund zu den ersten Gewaltacten, zu denen der König sich widerstrebend bestimmen ließ; aber noch einmal sollte ein gütlicher Versuch gemacht werden. Die Niederlage der Aufständischen zu Wien ließ Berlin erzittern, diese Stimmung wollte der König benutzen.

Am 31. October machte Waldeck noch den Antrag, die Regierung aufzufordern, den bedrängten Wienern gegen ihren Kaiser zu Hülfe zu eilen, und schon waren rings um Berlin ähnliche Heeresmassen zu gleichem Zwecke concentrirt!

Am 1. November entließ der König die Minister und beauftragte den Grafen Brandenburg, ein neues Ministerium zu bilden. „Brandenburg in der Nationalversammlung und die Nationalversammlung in Brandenburg!“ mit diesem Wortspiel des Königs war sein Entschluß gefaßt, das Parlament gleichzeitig nach der Provinz zu verlegen.

Das Parlament schickte ein Mißtrauensvotum über das zu erwartende Cabinet an den König, aber der Monarch weigerte sich lange, die Deputation zu empfangen. Endlich that er es, nahm die Adresse in Empfang und wollte das Zimmer verlassen, als Jacoby mit echt jüdischer Frechheit vortrat und rief:

„Wir sind nicht allein hieher gesendet, um Ew. Majestät die Adresse zu überbringen, sondern auch, um Ihnen im Namen der Nationalversammlung Aufklärung zu geben über die Lage des Landes. Wollen Ew. Majestät uns dazu Gehör geben?“

„Nein!“ erwiderte der König, indem er der Thür zuschritt,*) worauf Jacoby in dem Tone eines Comödiantenhelden rief:

„Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!“

Der König verzieh diese Aeußerung des Königsberger Abgeordneten in Betracht, daß demselben die allergewöhnlichste Bildung mangele, und das um so lieber, als die übrigen Deputirten das Wort des jüdischen Arztes nicht billigten.

Am Abende kam eine neue Deputation, welche um eine Antwort bat; aber der König verweigerte sie, „da er ohne Beirath seiner Minister keine Antwort geben wolle und dürfe.“

„Ich bin constitutioneller als die Abgeordneten selber!“ lächelte er. „Ich habe mich nun einmal auf dieses constitutionelle Schein- und Schaukelsystem eingelassen, und so will ich denn auch vor der Hand noch dabei bleiben. Sie, meine Herren,

---

*) Vgl. Förster.

sind fünf Monate alt, für Ihre Verhältnisse ist das schon ein recht hübsches Alter; aber meine Dynastie ist vier Jahrhunderte alt und eben so alt ist auch die ständische Gliederung. Und so wahr Gott lebt, meine Herren, Sie sollen sie wieder haben!“

Graf Brandenburg bildete das Ministerium der „rettenden That“, dessen Seele der Freiherr Otto von Manteuffel wurde.

Als Graf Brandenburg der Nationalversammlung die Mittheilung machte, sie habe ihre Sitzungen abzubrechen und sei nach Brandenburg verlegt, entstand ein Tumult. Die Minister und die Rechte verließen sogleich den Saal, die Linke unter Unruh protestirte.

Der Minister-Präsident ließ darauf dem „Regierungsrath“ von Unruh erklären, daß ein ferneres Bestehen des Clubbs verfassungswidrig und Ungehorsam gegen den König sei. Der Clubb Unruh beschloß den „passiven Widerstand“, der, wie Förster richtig sagt, active Feigheit wurde.

Der Polizei-Präsident von Berlin ließ dem Commandanten der Bürgerwehr in der Nacht zum 10. November sagen, wenn er die Versammlung nicht bis Morgens 6 Uhr aufgelöst habe, werde Militair einschreiten.

Rimpler antwortete: „Er werde das Parlament zu vertheidigen wissen.“

Die Nationalversammlung blieb die Nacht über im Sitzungssaale. —

XV. Der Todtenbund.

„Wer außer einem Hunde und einem Weibe ist denn noch dankbar?“
Bulwer.

„Kein Blutvergießen, Wrangel!“ soll der König zu seinem Generale gesagt haben, als er ihm endlich die entscheidende Ordre übergab.

Am Morgen des 10. November rückten die Garden zu allen Thoren Berlins ein, marschirten ungestört bis in das Herz der Stadt und besetzten die öffentlichen Plätze.

Die Bürgerwehrtrommel hatte Allarm geschlagen, aber Niemand war gekommen. Die Straßenjugend schaute die Truppen an und wunderte sich, daß es keinen Scandal gab; aber jetzt erst

sah man, welche Scheu vor diesen „geschlagenen" Truppen bestand, denn man ließ sie ruhig die Gewehre zusammensetzen, ohne auch nur Widerstand zu versuchen.

Berlin lachte über seinen eigenen Zustand. Die ganze Revolution erschien ihm wie ein Traum und es kam sich darin eben so kläglich als komisch vor.

Die demokratische Partei sprach von Widerstand, der Demagoge Held machte den Vorschlag, Berlin solle sich verproviantiren. Die Volksleiter von 1848 kannten das Volk so wenig, daß sie glaubten, es werde zu den Waffen greifen und wochenlang Widerstand leisten, vielleicht gar die Truppen zurückschlagen.

Dr. Cohnfeldt „Buddelmeyer" bewitzelte den Vorschlag Held's mit dem Aufruf:

„Berlin verproviantire Dir, Dein großer Held hat Hunger!"

Ganz Berlin lachte.

Im Schauspielhause beendete der Clubb Unruh seine Comödie. Während der Bürgerwehr-General dem General Wrangel die schrecklichen Folgen seiner Willkür ausmalte, erließ der Clubb eine Proclamation an das Volk.

„Was bedeutet die Truppenaufstellung?" fragte Rimpler den General Wrangel.

„Meine Truppen," lächelte dieser ironisch, „wünschen in ihre Quartiere zu rücken. Sie kommen in der friedlichsten Absicht.*) Hindern Sie sie nicht daran!"

„Dem stehe nichts entgegen," versetzte Rimpler, „die Bürgerwehr habe sich nur wie gewöhnlich um das Haus aufgestellt, um die Nationalversammlung zu schützen."

„Die schütze ich auch," spottete der General, „und werde sie schützen, und sollte ich acht Tage und acht Nächte hier stehen bleiben. Meine Truppen sind gewöhnt, Strapazen zu ertragen und werden bivouakiren!"

Zorniges Murren der Massen unterbrach diese Worte. Der General suchte nun einzulenken.

„Wir wollen nur Ruhe und Ordnung, das wollen Sie auch, ich reiche Ihnen deshalb meine Hand."

Die Nationalversammlung ließ dem General sagen: „sie bedürfe neben der Bürgerwehr keines anderen Schutzes", worauf die Antwort kam: „der General kenne hier keine Nationalversammlung, dieselbe sei vertagt und nach Brandenburg verlegt."

Rimpler fragte: „ob die Versammlung ungehindert das Haus verlassen könne?"

„Ja," hieß es darauf, „hinaus kann Jeder, wieder hinein

---

*) Vgl. Förster.

kommt Keiner. Sobald der Letzte hinaus ist, lasse ich das Haus zuschließen!"

Der Clubb verließ das Haus; die Soldaten wurden bei den Bürgern einquartiert, als ob das friedlichste Einvernehmen bestände — und es war auch fast nicht anders, denn die Mehrzahl der Berliner war froh, daß die alte Ordnung wiederkehrte und der ewige Straßenunfug aufhörte. Der Clubb Unruh tagte jetzt heimlich, beschloß alles Mögliche, zuletzt die Steuerverweigerung.

Der König löste die Bürgerwehr auf und gab seinem Volke die Versicherung, daß ihm nichts an seiner Freiheit verkümmert werden solle; es wäre sein heiligstes Bestreben, ein guter, constitutioneller König zu sein.

Während man diese unerwartete Proclamation in den Straßen las und der Ungläubigste jetzt von dem guten Willen des Königs überzeugt wurde, tagte der Clubb Unruh im Schützenhause.

Eine Abtheilung Soldaten räumte den Saal; der Vicepräsident Plönnies trieb den passiven Widerstand so weit, daß er sitzen blieb, und er wurde daher von Grenadieren hinausgetragen.

Die Stadt ward in Belagerungszustand erklärt, die Truppen nahmen dem Volke ohne Widerstand die Waffen ab, und wo man auf Wiedervergeltung und Rache gefaßt war, da gewährte der König eine Verfassung, welche alle Märzverheißungen erfüllte; Der König hatte sie ausgearbeitet, er hielt sein fürstliches Wort! aber ein Partei von politischen Renegaten, die jetzt ihren Royalismus bethätigen wollte, benutzte die Macht der Polizei, um rache-schnaubend ihre Gegner zu verfolgen und das schöne, edle Beginnen des Königs dem Volke zu verkümmern.

Unter dem Vorwande, die Elemente des Aufruhrs zu ersticken, dem Könige stets von neuen Verschwörungen sprechend, übten sie Haß und Rache, traten jedes Recht mit Füßen, achteten nicht die gegebene Verfassung und nahmen dem Volke den Glauben an seinen König.

„Am rücksichtslosesten," schreibt Förster, „trat die Reaction in Berlin auf, wo sie sich auf den Belagerungszustand stützte und in den Civil- und Militair-Behörden mächtige Werkzeuge fand. Alle Gewaltmittel des alten Polizeistaates wurden aufgeboten, um die Hauptstadt für ihre revolutionaire Erhebung zu züchtigen und von den demokratischen Elementen zu reinigen.

„Während die Behörden durch massenhafte Ausweisungen, Verhaftungen, Zeitungsverbote, Haussuchungen und Conzessionsentziehungen die Bevölkerung einzuschüchtern versuchten, wetteiferten die reactionairen Vereine und Tagesblätter in dem Bestreben, nicht nur die Gegner der Regierung, sondern überhaupt alle Män-

ner von unabhängiger Gesinnung als Verschwörer oder Hochverräther zu verdächtigen. Die Angeberei ward völlig gewerbsmäßig betrieben, als ein patriotisches Unternehmen gepriesen und belohnt. Jeder Polizeispion oder Denunciant geberdete sich als Staatsretter und nahm für sich das Verdienst und die Ehre eines solchen in Anspruch. Kein Mittel war der Kreuzzeitungspartei zu schlecht, kein Gesetz ihr heilig, keine Lüge zu plump oder zu ungereimt, wenn es galt, die verhaßten Gegner der allgemeinen Verachtung preiszugeben und sie noch vor dem entscheidenden Wahltage aus dem Felde zu schlagen. Durch sogenannte „Enthüllungen", als deren Verfasser ein armer Schreiber vorgeschoben ward, versuchte man die friedliche Bevölkerung in Schrecken zu versetzen und mit Haß und Abscheu gegen die Demokraten zu erfüllen. „Es sei, behauptete man, „nichts Geringeres im Werke gewesen, als im November einen bewaffneten Aufstand herbeizuführen und unter Mordbrand-Plünderung die Fahne der „rothen Republik" zu entfalten."

Schlimmer noch als dies war der Urtheilsspruch der Reaction, der bald zur stehenden Sprache wurde: „ein Demokrat." Wo Jemand sein bestes Recht gegen einen hochgestellten Mann vertheidigte, eine Behörde, vorzüglich die Polizei angriff oder nur klagte — genügte das Wort: „er ist ein Demokrat", ihn zu verdächtigen und die Reaction auf ihn zu hetzen.

Herr von Hinckeldey schuf ein Polizeisystem, welches die gefährlichste Macht im Staate wurde und, mächtiger als die Regierung, diese oft leitete. Sein Vortrag beim Könige war entscheidend für die Stimmung des Monarchen. Gewiß von den besten Absichten beseelt, ward er ein Tyrann, der nicht nur ein Schrecken der Uebelgesinnten, sondern auch ein drückender Despot für jedes ihm nicht huldigende Element wurde. Seine Beamten kannten keinen Vorgesetzten als ihn, sie respectirten kein Recht, keine Verfassung — Menschen verschwanden in den Kerkern der Stadtvoigtei und wurden dort festgehalten ohne Verhör; Leute wurden ausgewiesen ohne Richterspruch. Der Polizeirath Stieber hatte noch im Jahre 1860 die kühne Offenheit, von diesem Systeme vor Gericht einzugestehen, daß er keine Mittel scheute, zum Zweck zu gelangen, „daß er," wenn ihm Hinckeldey befohlen hätte, den Minister von Manteuffel zu verhaften, er im Nothfalle das ganze Ministerium arretirt hätte. Ein ehemaliger Lieutenant, Namens Patzke, ward Polizei-Oberst der Schutzmannschaft; wie ein Pascha vollzog er die Befehle seines Sultans und paradirte in den Straßen, als wäre die Polizei und er vor allen von „Gottes Ungnaden" auf die Erde geschneit, zu richten und zu strafen. — Doch

wir kehren, nachdem wir die politischen Umrisse gegeben, zu unserer Erzählung zurück.

Baron Haper tritt ungemeldet bei seinem Bruder ein. Es ist am 10. November, die Bürgerwehrtrommel rasselt draußen und Moritz Meyer greift nach der Büchse, denn er hat sich die Ehre nicht nehmen lassen, Waffen für's Vaterland zu tragen und er findet, daß ihn die bunte Schärpe vorzüglich kleidet.

„Laß die Büchse stehen," lächelte Haper, „denn die Garden rücken in die Stadt und Du könntest in's Gefecht kommen."

„Die Garde rückt ein?" erbleicht Moritz und läßt die Büchse fallen, „das wird geben ein entsetzliches Gemetzel und es wird noch schlimmer werden mit den Geschäften, als es gewesen ist lange Zeit."

„Laß es gut sein," lächelte Haper, „wir verdienen, sage ich Dir, Hunderttausend. Ich habe gekauft vor acht Tagen fünf Häuser zu einem Spottpreis; wenn die Reaction siegt, werden die Grundstücke auf den alten Werth steigen."

„Aber sie wird nicht siegen — das Volk —"

„Das Volk gafft die Truppen an," unterbrach ihn Haper, „das Volk hat einen Carneval gehabt und ist lange überdrüssig der Freiheit, es wird gar keinen Kampf geben, denn die Gojims sind feige."

„Dann wird man uns einsperren und anklagen wegen Hochverrath," jammerte Meyer, „sie werden Standrecht proclamiren! Aus meinem Hause ist am 18. geschossen worden, die Esther, das unselige Weib in ihrem Wahnsinn, hat uns alle compromittirt, es wird bekannt werden, daß ich auf den Rochov geschossen."

„Höre auf zu jammern," lachte Haper, „das ist vergessen. Schau her." Damit wies er auf seinen Hut, auf welchem die deutsche Cocarde der preußischen Platz gemacht hatte. „Jetzt heißt es klug sein. Ich werde mich melden lassen bei Hinckeldey und ihm angeben die Pläne des Todtenbundes, schicke Du tausend Thaler an den Treubund, schicke den Soldaten Wein und Cigarren, dann ist Alles gemacht, und Du kannst noch Commerzienrath und Hofbanquier werden."

„Die Garde! die Garde!" unterbrach sie der Eintritt Ada's, welche mit vor Unwillen glühendem Antlitz in's Zimmer stürzte — ihre Empörung hatte keine anderen Worte.

„Und mit ihnen vermuthlich der Rochov!" lächelte Haper, „schöne Frau Nichte; wenn Du nicht in die Stadtvoigtei willst, dann vertröste Deinen Unmuth auf eine andere Zeit."

„Und Niemand setzt sich zur Wehre?" knirschte sie; „feige, feige ist das Volk, es verdient geknechtet zu werden!"

„Man wird es knechten," lächelte Haper, „sei unbesorgt. Die

Pfaffen werden regieren, aber der Jude wird lachen, denn er allein hat das Geld in der Tasche. Lache, Adda, lache vor Wuth, das ist das Beste, was Du thun kannst!"

Mit diesen Worten verließ Haper das Haus, um sich wieder auf die Straße zu begeben. Er sah mit spöttischem Lächeln zu, wie man die National-Versammlung auflöste, er hörte das drohende Gemurmel des Volkes und sah die kalte Ruhe der Truppe. Als er bei dem General Wrangel vorüberkam, zog er tief den Hut und rief:

„Es lebe Vater Wrangel!"

Der General nickte freundlich — Haper ging weiter. Er kam zur Stadtvoigtei und bat den Castellan, ihn beim Präsidenten zu melden.

Der alte Hausdiener schaute den Baron argwöhnisch an, als könne er demselben nicht trauen, dann that er achselzuckend seine Pflicht.

Herr von Hinkelbey empfing den Baron, das gutmüthige, nichtssagende Lächeln in den wohlgenährten Zügen. Sein Auge musterte mit einem raschen, geübten Polizeiblick die Person des Fremden — die Cocarde am Hute konnte ihm nicht entgehen.

„Was bringen Sie?" fragte er, „ich habe Eile."

„Herr Präsident, es heißt, die Truppen sollen bei den Bürgern einquartiert werden, ich komme, Ihnen mitzutheilen, daß eine großartige Verschwörung im Werke ist. Warnen Sie den General — die äußerste Vorsicht ist nöthig!"

„Sie meinen?" lächelte der Präsident. „Darf ich fragen, woher Sie so genau unterrichtet sind?"

„Ich habe mich aus wahrem Patriotismus selbst in den Clubb aufnehmen lassen und bringe Ihnen ein Verzeichniß aller Mitglieder."

„Und was beanspruchen Sie für diesen Dienst?"

„Nichts, Herr Präsident, ich erfülle nur meine Pflicht als guter Patriot, dies Bewußtsein ist mir Lohn genug!" — damit überreichte er Hinckelbey die Liste.

Der Präsident nahm dieselbe, ohne einen Blick hineinzuwerfen.

„Herr Baron," sagte er mit seinem freundlichsten Lächeln, „ich danke Ihnen außerordentlich für Ihren guten Willen, aber, offen gestanden, ich liebe dergleichen Anzeigen nicht. Sie haben sich in guter Absicht bei einem verbrecherischen Clubb betheiligt, das ist sehr gewagt, ich bitte, dies künftig zu unterlassen, damit ich nicht in die Lage komme, weitere Notizen von Ihnen zu erhalten. Ich wünsche keine, denn es giebt keine Verschwörungen, von denen ich nicht Alles, sogar ihre Angeber kenne. Meine Po-

lizei braucht keine Hülfe, sie würde nur Argwohn schöpfen. Aber für diesmal meinen besten Dank. Ihr Diener, Herr Baron!"

Damit war Haper entlassen, verdutzt über einen Empfang, den er am wenigsten erwartet hatte. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so schellte Hinckeldey. Ein Beamter der geheimen Polizei trat ein. Hinckeldey übergab ihm den Zettel, den er von Haper erhalten.

„Dieser Clubb," sagte er, „ist heute Nacht aufzuheben, der Baron Haper vorzüglich zu überwachen und bei der ersten Gelegenheit, die er dazu giebt, zu verhaften."

„Eingebildeter Narr," brummte Haper, als er die Treppe hinabstieg, „er verschmäht meine Hülfe — gut, er soll mich kennen lernen."

In einer kleinen Gasse der Königsstadt liegt ein Keller in den uralten Gewölben der City von Berlin. Ein industrieller Schankwirth hat in demselben eine Tabagie etablirt; die hinteren Räume dienen seit langen Jahren zu Vorrathskammern für Hehler, das Auge der Polizei dringt nicht tiefer als bis in die schmutzigen Winkel der Schankstube.

Blousenmänner in wüstem Aufzug verkehren hier, aber seit die Revolution ausgebrochen, ist der Keller ein Schlupfwinkel für die rothen Brüder geworden. Der Todtenbund hält allnächtlich hier die geheime Sitzung.

Das Einrücken der Truppen läßt die rothen Brüder wiederum das Tageslicht schauen, der Keller, dessen Schankstube von Gästen strotzt, hat die geheime Thüre geöffnet und die Verschworenen kommen einer nach dem andern.

Waldeck ist verhaftet — Lindenmüller ist arretirt — Karbe ist verfolgt! lautet die Klage; jeder Bruder bringt eine neue unheilvolle Botschaft und bei jeder Kunde werden die Mienen finsterer, murmelte der Fluch lauter.

Der Todtenbund berathet, aber er findet keinen Rath, denn es fehlt der Masse an Muth, das Volk will nicht kämpfen. Der Vorsitzende will die Sitzung schließen, da tritt der Russe Bakunin vor. „Kein Schluß!" ruft er, „wenn das Schwert zu feige ist, muß der Dolch treffen. Tod den Tyrannen. Schwören wir, nicht zu rasten, bis unser Dolch eine Brust getroffen. Fluch den Feigen, Fluch der Hand, welche zittert. Der Dolch des Bruders treffe den Verräther."

Die Versammlung schaudert, Keiner antwortet, da erschallt ein gellendes Gelächter. „Bist Du still, Mäuseken?" rief es mit schneidender Stimme „und hast so wacker genagt? Wenn es Deutschlands Einigkeit gilt, zittern Männer vor einem kühnen Streich?" Und wieder lachte es gell auf.

„Wer ist das?“ ging ein leises Geflüster schaudernd durch die Reihen.

„Ein invalider Unteroffizier von der Artillerie — heißt Seseloge — ist verrückt; der Ehrgeiz ist ihm in den Kopf gestiegen! hat nicht Offizier werden können!“ flüsterte es zurück.

Ein Mann drängt sich durch die Reihen. „Verrath!“ ruft er mit scheuer Hast — „wir sind verrathen — Fliehet!

„Baron Haper!“ erbleicht der Vorsitzende, als er den Mann erkennt.

„Das Haus ist umstellt — öffnet die geheime Thüre zu den unterirdischen Räumen!“ tönt gedämpft die Stimme des Präsidenten, man hört eine rostige Thüre knarren und während im Schanklokale die Stimmen der Polizeibeamten laut werden, flüchten die rothen Brüder durch einen unterirdischen Gang.

Der Baron Haper erreicht auf einem Umwege seine Wohnung; aber kaum hat er dieselbe betreten und will die beschmutzten Kleider ablegen, so öffnet sich die Thür und ein Mann tritt auf ihn zu.

„Was wollen Sie? wie kommen Sie unangemeldet herein?“ frägt Haper betroffen.

Der Fremde zieht eine Karte aus der Tasche.

„Ich bin der Polizeirath R. Sie sind verhaftet, Sie werden mir auf der Stelle folgen!“

„Verhaftet?“ erbleicht Haper; „auf wessen Befehl? Hüten Sie sich, eine Ungesetzlichkeit zu begehen!“

Der Beamte lächelt und statt der Antwort winkt er ihm, zu folgen. Als Haper zögert, weist er auf die Thür, in welcher zwei Criminal-Beamte erscheinen.

„Wenn Sie Aufsehen vermeiden wollen,“ sagt er, „so zwinen Sie mich nicht, Gewalt zu brauchen. Folgen Sie gutwillig, Sie können sogar auf Ihre Kosten einen Wagen beanspruchen!“

„Gewalt?“ erröthet Haper vor Entrüstung; „ich bin ein österreichischer Baron!“

„Meinetwegen ein mexikanischer Fürst. Vorwärts!“

Baron Haper wird nach der Stadtvoigtei geführt, man visitirt seine Taschen, nimmt ihm seine Papiere, sein Geld ab, dann wird er in eine Zelle eingeschlossen, erhält eine Nummer und man überläßt ihn seinem Nachdenken.

Am folgenden Morgen liest Hinkeldey den Namen des Barons auf der Liste der Verhafteten. Er stutzt.

„Aus welcher Ursache ist der Mann schon jetzt arretirt?“

„Wir sahen ihn aus dem P.'schen Keller gehen, er hat die Verschworenen avertirt.“

„Das ist ungeschickt!“ zürnt der Präsident; „da der Fang nicht gut ausgeführt wurde, hätte man ihn noch brauchen können. Will ihn sprechen.“

„Er ist also doch ein doppelter Schurke!“ lächelte der Präsident für sich.

Haper tritt ein. Der Präsident erwartet einem demüthigen Blick zu begegnen, aber diesmal täuscht er sich im Charakter.

„Herr Präsident,“ ruft der Baron, heftig auf ihn zutretend, „man hat mich gestern wider jedes Gesetz verhaftet, ich fordere Genugthung, Bestrafung des Beamten und Schadenersatz!“

„Sie fordern sehr viel,“ lächelt Hinckeldey, „mehr, als ich geben kann. Aber wer sagt Ihnen denn, daß Sie Ihrer Haft entlassen werden?“

„Ich bin nicht in Neapel,“ zuckt Haper die Achseln, „hier in Preußen giebt es noch Gerichte!“

„Welche Hochverräther bestrafen!“ entgegnete Hinckeldey und das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, das Auge wurde finster und drohend. „Sie haben Verschwörer zur Flucht verholfen —“

„Können Sie das beweisen?“ lächelte der Baron. „Ich habe Ihnen im Gegentheil Anzeige von der Verschwörung gemacht. Kein Gericht wird Ihrer Anklage Glauben schenken!“

„Ich glaube es, das ist genug.“

„Der österreichische Gesandte wird mich zu schützen wissen —“

„Ah — Sie sind ein Fremder. Gut. Sie werden binnen 24 Stunden Berlin verlassen.“

„Sehr wohl,“ lächelte Haper immer spöttischer, „damit kommen Sie nur meinen Wünschen zuvor. Ich habe Aufträge, für zwei Millionen Hypotheken anzukaufen, Ihre Ausweisung macht es mir unmöglich, den Auftrag zu vollziehen.“ —

Hinckeldey stutzte. Das Geld war sehr knapp, trotz seiner Gewißheit fühlte er, daß seine Pflicht gegen Berlin es verlangte, hier den persönlichen Groll dem allgemeinen Wohl zu opfern. „Können Sie dafür Beweise bringen?“ fragte er.

„Sobald ich meiner Haft entlassen bin.“

„Dann will ich diesmal im allgemeinen Interesse nachgeben, Sie mögen noch vier Wochen hier bleiben, um Ihre Geschäfte abzuwickeln, aber ich werde Sie strenge überwachen lassen.“

„Diese freundliche Warnung nehme ich mit Dank an, Herr Präsident!“ und Haper veränderte jetzt den spöttischen Ton in ein scheinbar offenes Wesen. „Ich sehe die Ursache nicht ein, weshalb Sie mich durchaus zu einem Gegner der Reaction machen wollen. Ich bin entfernt davon, großen Patriotismus zu heucheln, ich gestehe Ihnen offen, daß ich allein nach meinem Interesse handle und dies geht mit der Reaction Hand in Hand. Ich bin Ihnen

entgegengekommen, Sie haben mit einer Ungesetzlichkeit geantwortet, jetzt bin ich im Vortheil. Aber ich werde keine Klage führen, denn dies würde mir schaden, man würde mich einen Demokraten schelten und das wäre mir in heutiger Zeit sehr unlieb. Hierin sind Sie also im Vortheil; vergleichen wir uns mit einander und meine Dienste werden Ihnen nicht unnütz sein, ich habe überall Verbindungen, es liegt mir viel an einem raschen Siege der Reaction. Sie streben dasselbe an. Warum wollen Sie also mein Gegner sein?"

Hinckeldey hatte das Auge von dem Sprecher nicht abgewandt. Es entstand eine kurze Pause. „Warum," fragte er plötzlich, „haben Sie die Verschworenen von der Ankunft der Polizei avertirt?"

„Vorausgesetzt daß ich dies gethan," lächelte Haper, „wäre das ein Verbrechen, wenn der Polizei-Präsident von Berlin mir vorher die Versicherung gab, daß er alle Verschwörungen kenne, Alles wisse? War es nicht vielleicht eine Ungeschicklichkeit der Beamten, daß sie eine Versammlung aufheben wollten, die vielleicht noch nicht reif dazu war? Ich hätte dies annehmen müssen, da Sie meine Anzeige schroff zurückwiesen. Hätte ich es gethan, so hätte ich vermuthlich Ihnen heute auch davon Anzeige gemacht und Sie hätten mich alsdann nicht verspottet."

„Verspottet keinenfalls," entgegnete Hinckeldey, „aber es steht in Frage, ob ich Sie deshalb willkommen geheißen hätte."

„Sie weisen also auch jetzt meine Dienste zurück?"

„Ganz gewiß. Ich bin Ihnen dankbar für Ihr Anerbieten, aber Se. Majestät der König haben mich zum Polizei-Präsidenten ernannt und nicht dabei den Wunsch ausgesprochen, daß ich mir dazu einen Compagnon suche. Ich wiederhole Ihnen, daß ich meine Gewalt allein ausübe, daß ich allein die Polizei in Händen haben will und Jeden, der sich hineinmischt, geschähe es auch in der besten Absicht, als meinen Gegner, als einen Gegner des Staats ansehen werde."

„Sie identifiziren sich mit dem Staate?" lächelte Haper.

Hinckeldey gab keine Antwort.

„Sie werden also in vier Wochen Berlin verlassen haben?" fragte er nach kurzer Pause.

„Wenn das Ministerium oder Se. Majestät im Nothfalle mich nicht unterstützen — ja."

Hinckeldey lächelte.

„Sie wollen mich verklagen," sagte er, „das ist mir lieb. Ich werde Ihnen zu diesem Zweck die Ausweisungsordre schriftlich zuschicken, und da Sie vermuthlich die Verwendung des öster-

reichischen Gesandten benutzen werden, so will ich für diesen eine Abschrift beilegen."

Damit machte er eine Bewegung, als sei Haper entlassen; aber der Baron ging nicht. Haper fühlte, daß er diesen Mann unterschätzt habe, daß es von unberechenbarem Vortheil für ihn sei, diesen Charakter zu gewinnen.

„Herr von Hinckeldey," sagte er, „ich bin Millionair; Sie verringern durch meine Ausweisung die Steuer-Einnahme; aber noch mehr. Ich hatte große Projecte für Berlin; eine Disconto-Gesellschaft, eine wohlorganisirte Feuerwehr, Wasserleitungen nach englischem Muster, Alles das ist in Berlin nothwendig und durch meine Verbindungen kann das Geld dazu geschafft werden. Sie können Ihren Namen für die Stadt unsterblich machen, können der Wohlthäter Berlins und selbst ein reicher Mann werden."

„Herr Baron," antwortete Hinckeldey, dessen Auge bei den Worten Haper's einen eigenthümlichen Glanz erhielt, „Sie sind ein industrieller Kopf, ich mache Ihnen mein Compliment. Sie haben meine Pläne errathen; wir würden einander sehr gut verstehen und könnten einander sehr nützlich werden, wenn es nicht einen Punkt gäbe, in welchem wir ganz verschiedene Ansichten haben und über den wir uns nie verständigen können — das ist Ihr Charakter und der meinige im Punkte des persönlichen Interesses. Ich will nicht reich werden, sondern meine Kräfte opfern, Sie wollen noch reicher werden, als Sie es sind. Meine Pläne gehen dahin, die Industriellen auszubeuten und die Stadt zu bereichern; die Summen, welche Sie bei den Unternehmungen verdienen möchten, will ich dem Publikum zu ersparen suchen; Sie sehen also, daß wir Gegner sind."

Damit verbeugte er sich leicht und Haper fühlte, daß jeder weitere Versuch an dieser Hartnäckigkeit scheitern müsse.

„Die Reaction wird siegen, sie hat ihren Mann gefunden," murmelte er für sich, „es giebt noch immer Narren, die sich opfern!"

XVI. Die Falschmünzer.

Als der Graf Derville am 18. März Rebecca vergeblich suchte, gereute ihn seine Härte und eine Ahnung sagte es ihm, daß die Beleidigung ihm das Herz seines Weibes für immer entfremdet habe. Während des Straßenkampfes zitterte er für ihr

Leben, aber nachdem der erste Sturm verraucht, als er kälter über die Sache nachdachte, trat Bitterkeit an die Stelle des Schmerzes. Er suchte sich zu überreden, daß Rebecca nach einem längst überlegten Plane gehandelt habe.

„Sie will dich los sein, darum die Lüge von der Entführung ihrer Kinder; sie wollte einen Vorwand, um zu ihrem Buhlen zurückzukehren. — Mag es sein," lachte er bitter, „das Weib, das meine Schwelle verlassen, wird dieselbe nie wieder betreten!"

Moritz Meyer kam zu ihm mit der Botschaft Rebecca's, daß sie sich in den Schutz ihrer Verwandten begeben.

„Möge sie dort bleiben," entgegnete der Graf mit eisiger Kälte, „ich erdulde durch diese Schande nur die gerechte Strafe dafür, daß ich einer Jüdin Vertrauen schenkte, der lüderlichen Tochter einer lüderlichen Mutter!"

Moritz Meyer wechselte die Farbe, sein Auge wurde stechend.

„Sie schmähen meine Schwester und meine Mutter?!" sagte er, an den Säbel fassend, mit dem er sich, wie Jedermann, bekleidet hatte.

„Wollen Sie mich etwa fordern?" lachte Derville höhnisch, und froh, Jemand zu haben, an dem er seinen Groll auslassen konnte.

„Bin kein Narr!" antwortete der Jude, einen klagenden Ton annehmend; „aber es ist nicht recht, daß Sie mich kränken, wo ich geschlagen bin von Trübsal. Was soll die Rebecca bei mir, seit ich geworden bin ein armer Mann!"

Derville erbleichte; er fühlte, daß dies ein Hieb sei, der auf seine Brust gezielt war.

„Arm? Sie sind Millionair! Gestern waren Sie es noch! Glauben Sie nicht, daß ich mich betrügen lasse; ich kündige Ihnen hiermit mein Vermögen, und da Sie Verluste zu haben scheinen, werde ich gerichtliche Hülfe in Anspruch nehmen!"

„Thuen Sie, was Ihnen beliebt!" lächelte der Jude mit stechendem Blick. „Ich bin nicht Schuld an der Revolution. Sie haben Ihr Geld in Oesterreichern und die sind Maculatur."

„In Oesterreichern?" fuhr Derville auf und es schwindelte ihm vor den Augen; „wie konnten Sie Oesterreicher kaufen — aber das ist nicht wahr. Sie möchten mir einen Verlust aufschwindeln, den Ihre Thorheit gemacht —"

Meyer zuckte die Achseln.

„Ich habe Ihre Vollmacht," sagte er, „zu kaufen und zu verkaufen. Ich habe gekauft vor vier Wochen Oesterreicher und es auf Ihr Conto eingetragen; Sie haben den Kauf gutgeheißen, ich habe Ihren Brief. Die Papiere fielen, da konnte ich ohne Auftrag nicht verkaufen, Sie haben mir keine Ordre gegeben — jetzt stehen Ihnen die Papiere zu Diensten."

„Meyer," rief Derville mit bebender Stimme, „Sie wollen mich nur erschrecken! Ein Mann, wie Sie, handelt nicht so blind. Sie haben oft genug ohne Ordre verkauft; sagen Sie, daß Sie gescherzt haben, und ich will Rebecca um Verzeihung bitten, will thun, was Sie wollen!"

„Das wäre gewesen ein schlechter Scherz — es thut mir leid, aber es ist wahr. Auch ich habe verloren!"

Derville starrte den Juden an, seine Augen füllten sich mit Blut; wie ein Tiger stürzte er auf ihn zu und packte ihn mit den Fäusten an der Gurgel; seiner selbst nicht mächtig, hätte er ihn erwürgt, wenn nicht ein plötzliches Geräusch ihn aufgeschreckt hätte.

Er ließ die Arme sinken; der Jude schrie um Hülfe. Derville ward es grau vor den Augen, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Diener stürzten herein.

„Haltet ihn," schrie Meyer, „er hat mich ermorden wollen; ich gehe auf's Gericht, er soll es büßen!"

Damit eilte er auf die Straße.

Die Drohung Meyer's gab Derville die Besinnung wieder. Er war nicht nur ruinirt, er war auch ein Verbrecher. Er zweifelte keinen Augenblick, daß der Jude Ernst machen werde. Er erinnerte sich, daß das Antlitz des Juden schon blau geworden, die Spuren seiner Finger mußten am Halse zu sehen sein; nur die schleunigste Flucht konnte ihn retten.

Die Diener bestätigten seine Vermuthung. Ein Auflauf, hieß es, bilde sich vor dem Hause. Derville stürzte an's Fenster, hinter die Gardine. Die Menge wies drohend hinauf.

„Tod dem Aristokraten! Greift den Mörder!" hörte er schon einzelne Stimmen.

Der Graf riß seine Pistolen von der Wand und flüchtete durch das Hinterhaus.

Eine Stunde später fuhr er bereits mit dem Cölner Zuge nach der französischen Grenze.

„Eine kurze Abwesenheit," rechnete er, „wird unter den jetzigen Zeitverhältnissen deine Handlung bald vergessen machen, und um gegen Meyer zu prozessiren, mußt du vorher Geld schaffen. Ein Abenteurer kann dies nicht besser, als indem er sich an eine Größe hängt, indem er das Factotum eines Machthabers wird."

Graf Derville dachte an Louis Napoleon.

In Frankreich hatte sich die Republik constituirt, es war jedoch keine blutige, wie jene von 1793; die besitzende Classe hatte die Oberhand. Der Sieg des Bürgerthums erzeugte eine

furchtbare Erbitterung bei den Demagogen; es bildeten sich Clubbs, deren Namen, wie: „scharlachrothe Bergmänner“, „Vehmrichter“, „Todtengräber“, „geschorene Hämmel“, „Erbarmungslose“, „Rächer“, „Geier“, „Heißhungrige“ u. s. w.,*) ihren Zweck verriethen; die Arbeiter versuchten mehrmals Aufstände, aber die tapfere Haltung der Nationalgarde vereitelte diese Versuche, bis es den Sozialen gelang, im Juni einen Massenaufstand zu bewerkstelligen.

Es war eine furchtbar schwüle Stimmung in Paris, haushohe Barrikaden wuchsen aus der Erde. Man schrie nicht, lärmte nicht, trommelte nicht, schreibt der Historiker,**) man läutete nicht mit den Glocken, aber unter diesem Schweigen des Ingrimms rüstete man sich überall zu einem Kampfe der Verzweiflung gegen die mit Erbitterung gehaßten Männer des Besitzes, die jetzt nur noch als Blutsauger der Armen galten. Auf den Barrikaden wehten rothe Fahnen mit dem lakonisch drohenden Motto: Brod oder Tod! und zu Waffen suchte man jedes Werkzeug hervor, was nur zur Vernichtung von Menschen dienen konnte.

Wir verzichten auf eine nähere Beschreibung dieses furchtbaren Kampfgewühls, wie es sich in den ersten Tagen allmälig über die belebtesten Theile von Paris verbreitete, weil wir dergleichen Scenen schon zu oft haben schildern müssen und sie sich am Ende ebenso gleichen, wie die Scenen der militairischen Feldschlachten. Wir bemerken nur, daß auf Seiten der Insurgenten wenigstens 40,000 Köpfe, zum großen Theil wuthentbrannte, rachedurstige Weiber im Kampfe standen, daß aber die Waffenmacht, welche die Regierung an Linientruppen und Nationalgarden nach und nach entfaltete, sich mehr als auf das Doppelte jener Zahl belief.

Die revolutionaire Bourgeoisie, an ihrer Spitze die National-Versammlung der Republik, hatte den General Eugen Cavaignac zum Dictator ernannt und dieser schmetterte den Aufstand mit Kartätschen nieder, unerbittlich, bis jedes Bollwerk in Staub gesunken.

Während dieses furchtbaren Kampfes standen zwei Männer oben auf der Gallerie, welche die Thürme der Kirche Notre Dame umgiebt. Die alte Kirche, welche Victor Hugo in seinem Romane „Quasimodo“ verherrlicht, erhebt sich an der Seine, dicht an der äußersten Grenze der City; von ihren Thürmen überschaut man das ganze, unendliche Häusermeer.

Die beiden Männer sind sehr verschieden von einander; der

*) Held u. Corvin, Weltgeschichte.

**) Ebendaselbst.

eine ist klein, hat einen sanften, verschleierten Blick, der andere schlank, hoch, elegant, von dem Aussehen eines Stutzers.

„Majestät,“ flüstert Graf Derville dem kleinen Manne zu, der über diese Anrede lächelt, „ich glaube, es wäre angemessen, wenn Sie hinabeilten und sich dort an die Spitze jenes Volkshaufens stellten. Ihr Name allein würde den Sieg garantiren.“

„Nein,“ schüttelte der Kleine den Kopf, „ich müßte auf der andern Seite stehen, und das mag ich nicht. Das Bürgerthum kann allein den Thron stützen; Cavaignac arbeitet für mich, denn er schlägt den Aufstand nieder und das vergossene Blut macht ihn verhaßt.“

Das Gemetzel wurde unten so fürchterlich, daß selbst der Graf Derville schauderte; aber der kleine Mann verzog keine Miene, er schaute hinab, als verfolge sein Blick den Verlauf eines Schachspiels — er sah nicht das Blut, nur die Massen. Plötzlich richtete er sich auf.

„Cavaignac hat gesiegt,“ murmelte er, „die Wegnahme der Brücke entscheidet, das war der letzte Trumpf — die Rebellen sind umzingelt. Jetzt kann nur noch Blut fließen, der Sieg ist entschieden, die Sache wird langweilig.“

Drei andere Herren kamen von der Gallerie des Thurmes der großen Glocke heran. Es waren die Herren Morny, Persigny und St. Arnaud.

„Man ruft „vive l'Empereur!“ in St. Antoine,“ sagte Morny, „Du mußt hinunter, Dich zeigen — das ist der Moment!“

Der kleine Mann gähnte.

„Die Herren vergessen,“ sagte er, „daß ich in London bin. Dies sind keine Kämpfe für mich; Frankreich muß einig sein in dem Rufe, der mich begrüßt; ich würde jetzt nur in eine falsche Stellung gerathen, würde hier Freunde gewinnen und dort Feinde.“

Unterdessen dauerte unten das Gemetzel fort. Der Gelehrte Arago wollte die Arbeiter beruhigen, aber man antwortete:

„Herr Arago, wir achten Sie, aber Sie haben niemals Hunger gelitten, Sie wissen nicht, was Noth ist!“

Der alte ehrwürdige Erzbischof von Paris erschien mit dem Kreuze vor der Barrikade; er stürzte, von zwei Kugeln getroffen, blutend nieder.

Das Gemetzel endete erst am folgenden Tage und nach ihm begann das Standrecht. Cavaignac ließ die Aufrührer schaarenweise über's Meer deportiren.

Monate vergingen; die Emissaire Napoleon's arbeiteten für ihn, die Gordon bestach, Derville intriguirte in den Freimaurerlogen. Fünf Depärtements wählten den Bürger Louis Bonaparte in die Nationalversammlung.

Jetzt erschien er und sprach unbedeutende Worte; er legte es darauf an, daß man ihn für unfähig hielt, über ihn lachte und jede Befürchtung niederschlug, er könne die Pläne seines Onkels verfolgen.

Die Versammlung faßte den Beschluß, Frankreich einen Präsidenten zu geben. Lamartine, Cavaignac, Napoleon und Ledru-Rollin waren die Candidaten, aber von sieben Millionen Stimmen waren sechs Millionen für Napoleon.

„Es war gegen vier Uhr Nachmittags," schildert Victor Hugo den denkwürdigen 20. Dezember; „schon fing es an, dunkel zu werden. Die große Halle der Nationalversammlung war in ein Dämmerlicht getaucht, so daß man die Armleuchter von den Decken herunterließ und Lichter auf die Tribünen setzte. Der Präsident gab ein Zeichen; eine Thür zur Rechten öffnete sich und herein trat mit raschen Schritten ein junger schwarzgekleideter Mann, mit dem Orden der Ehrenlegion auf der Brust, und bestieg die Tribüne. Aller Augen waren auf diesen Mann gerichtet. Bleiche kränkliche Züge, hohle Wangen, noch schärfer markirt durch die Schatten des Lampenlichts, die Nase groß und lang, die Oberlippe vom Bart beschattet, eine Locke herabhängend über die schmale Stirn, das Auge klein und matt, die ganze Erscheinung furchtsam und unfrei — das war der Bürger Carl Louis Napoleon Bonaparte. „Frankreich," sagte der neue Präsident der Republik, „sieht in meinem Namen eine Bürgschaft für die Befestigung der Republik; was thut mehr noth, als eine Regierung, welche die Uebel nicht mehr auf die Seite schiebt, sondern heilt. Ich werde mir die Achtung der hochherzigen Nation erwerben." Darauf leistete er den Eid, die Republik nicht anzutasten. Der Mann des Straßburger Attentats und der komischen Scene von Boulogne hatte kaum den Platz erreicht, von welchem er den letzten Schritt thun konnte, als er auch schon sein großes Schachspiel in der Politik begann. Was Louis Philipp vorzüglich gestürzt hatte, war ihm wohl bewußt; er kannte den Character der Nation, die es nie vergiebt, wenn man ihre Ehre antastet. Die klägliche Stellung, welche Frankreich unter den Großmächten durch die Neutralität Louis Philipp's gehabt, die erbärmliche Rolle, die es in allen großen Fragen dadurch gespielt, daß der König einen Krieg scheute, die war es, welche Louis Philipp stürzte, so stürzte, daß er ohne Kampf — wie eine faule Frucht vom Baume — abfiel bei dem ersten Sturm. Louis Napoleon führte Friedensliebe im Munde, aber er verstärkte die Armee, er schaffte den Arbeitern Brod und haschte nach politischen Fragen, um Verwirrung unter die Großmächte zu bringen und den Einfluß Frankreichs geltend zu machen. Die Wiedereinsetzung

des Papstes in sein weltliches Gebiet verschaffte ihm den mächtigen Beistand der Kirche; die Unruhen in Italien gaben ihm Veranlassung, gegen Rom zu marschiren. Der Schiffer Guiseppe Garibaldi, flüchtig seit der Erhebung von 1834, hatte in Amerika für die Freiheit gefochten, 1848 nach Europa zurückgekehrt, ward er Unterfeldherr Mazzini's; jetzt vertheidigte er Rom gegen die Franzosen mit einer Schaar, in welcher seine Frau als Hauptmann diente. Oudinot mußte die offene Stadt förmlich belagern; nach tapferer Gegenwehr schlug sich Garibaldi durch, seine Frau Leonta — eine geborene Creolin von Monte Video — starb auf dem Zuge und ward bei Nacht unter den Cypressen eingescharrt, Garibaldi entfloh nach Amerika.

„Das war der erste Streich, der Napoleon in Berührung mit seinen Kampfgenossen von 1833 brachte. Der Präsident der französischen Republik hatte den Eid vergessen, welchen er den Verschwörern des jungen Italiens geleistet."

Die Closerie de Lilas ist ein bekanntes Tanzlokal in der City von Paris, welches einen eigenthümlichen Character hat. Das Local ist fast ausschließlich von Studenten besucht, welche hier die Grisette der City, das Kind des Handwerkers, für das frivole Leben des modernen Babylons zustutzen. Die Grisette, welche sich noch mit einem Einkommen von fünfzig Francs monatlich zufrieden fühlt, zieht, wenn sie hier ausgebildet worden, auf die andere Seite der Seine, coquettirt dort mit Herzögen, Grafen und Bankiers, verlangt Equipage, Diamanten und eine Loge im Theater.

Die Closerie de Lilas war zu Ende des Jahres 1848 ein Versammlungsort der vorsichtigen Republikaner, jener Männer, welche die Polizei des Präsidenten am meisten zu beobachten hatte, denn auch ihnen hatte ja der flüchtige, verbannte Napoleon einst den Eid der treuen Brüderschaft geleistet. Alle Diejenigen, welche keinen offenen Widerstand wagten, Besitzende und Feige, Legitimisten, welche unter der Maske revolutionairer Gesinnung für das Königthum intriguirten, und rothe Republikaner fanden an einem Orte, wo die Tanzmusik zur Freude ermunterte, wo man nur der Venus huldigte, ein Asyl vor den Argusaugen der Polizei.

Während man unten im großen Saale zum Cancan die Reihen bildete und die Pärchen in Sinnenlust verschmolzen, saßen oben in der Loge die Verschworenen. Ein grüner Domino tritt in die Loge, Niemand kennt ihn, die Verschworenen fahren zusammen, es kann ein Verräther sein!

Der Fremde nimmt die Maske ab; die Männer erkennen einen Herrn, den man lange Zeit in der Gesellschaft Louis Napoleon's gesehen. Es ist der Graf Derville.

„Wir sind sicher", lächelt ein finsterer Mann, dessen tief geschnittene Züge, die südliche Gluth im Auge, den Italiener verrathen; „ich — Orsini — bürge für ihn."

Das Wort führte den Grafen ein, diese Bürgschaft war entscheidend.

Derville brauchte es nicht zu sagen, weshalb er aus einem Anhänger ein Feind Louis Napoleon's geworden. Der Präsident hatte ihm keinen Posten gegeben, Louis Napoleon traute dem Manne nicht, der ihn in Straßburg verrathen.

Eine Dame, ebenfalls maskirt, hat den Arm um Orsini's Nacken geschlungen, ihre schönen Haare machen die Maske unnütz, ihre Silberstimme verräth sie vollends. Es ist die schöne Anna Gordon, auch sie hat Napoleon verstoßen, seit er die Hand nach der Krone ausgestreckt — der Präsident der Republik hat das Weib dem Elende preisgegeben, das sich für den verbannten Kaiserneffen geopfert.

„Anna Gordon!" ruft Derville überrascht.

„Ja", höhnt Orsini, „der Republikaner Bonaparte, der mit seinem Blute den Eid unterschrieben, für die Freiheit Italiens zu fechten und Tyrannen zu hassen, ist ein Tyrann geworden, schickt Söldlinge nach Rom und wird jetzt wohl um eine Prinzessin freien."

„Aber man wird ihm keine geben!" spottete Derville, „der Neffe ist nicht der Onkel."

Die Gordon schüttelte den Kopf und ihre Augen schossen Blitze. „Man hat ihm die Hand einer legitimen Prinzessin überall versagt, und diese Schwäche hätte ich ihm vergeben können, aber er liebt eine andere, die Coquetterie einer eitlen Spanierin hat ihm treue Liebe vergessen lassen und dieses Weib ist klug, die Gräfin Montijo spielt ihm gegenüber die Spröde!" lächelte die Gordon bitter. „Louis hat sie um ihre Hand gebeten, nur dem Kaiser, nicht dem Präsidenten, war ihre Antwort."

„Er ist es noch nicht!" murmelte es finster drohend durch die Reihen.

„Und wenn er es wird", rief Orsini, „dann soll mein Dolch den Weg auch durch den Purpur finden, das schwöre ich, so wahr ich an die Zukunft Italiens glaube."

Die Gordon schlang ihren Arm um seinen Nacken und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen. „Bei dem Stoße", flüsterte sie, „grüße ihn von Anna Gordon!"

„So kann nur ein Weib hassen!" flüsterte ein kleiner dicker Herr dem Grafen Derville zu.

„Ich kenne das!" murmelte der Graf.

Die Gräfin Montijo war nicht die einzige Dame, welche Napoleon mit Galanterien beehrte. „Ganz Paris", erzählt Vehse, „war vor einigen Jahren von zwei überaus schönen Polinnen in Aufruhr gebracht. Sie waren Beide verheirathet und hießen Laura Swejkowska und Luise Przcdziecka, sie waren die Töchter eines Juden Lehmann aus Hamburg, in den sich eine polnische Gräfin Potocka so sterblich verliebt hatte, daß sie diesen unschätzbaren Mann seiner ersten Frau mit 200,000 polnischen Gulden mit Freuden abkaufte. Madame Laura, die eine Tochter der Potocka, soll lange Zeit die Huldigungen des Kaisers der Franzosen erhalten haben. Nach der Rückkunft der beiden Schwestern nach Südrußland brachten sie den ganzen Adel dort in Aufruhr, Südrußland theilte sich buchstäblich in „Lauristen und Luisisten", überall hin folgte ihnen ein förmlicher Hof von Herren. So von Huldigungen umgeben, sah ich im Winter 1857 zu Nizza Madame Luise in der Fremdenliste als Comtesse Przczdziecka aufgeführt, in ihrer Loge im Theater royal; eine allerdings noch jetzt sehr schöne Frau von marmorweißem Teint und rabenschwarzen Haaren, so schön und reich, daß sie denen der heiligen Maria Aegyptiaca wohl gleich kommen können. Eine andere große Dame dieser russisch-polnischen Gesellschaft, die junge Gräfin Nesselrode, Schwiegertochter des greisen russischen Staatskanzlers, eine Tochter des Generals Grafen Zakrewski, ehemaligen Ministers des Innern und späteren Generalgouverneurs von Moskau, sie ist das Original zu der Dame aux perles von Dumas fils, mit welchem sie in Paris eine Liaison angeknüpft hatte. Der junge Graf Nesselrode, der die Eigenschaften seines Vaters nicht besitzen soll, hatte lange die größte Noth, seine Frau aus diesem gefährlichen Paris zu entfernen, zuletzt schlug er ihr nach dem Diner einmal eine Spazierfahrt vor, fuhr nach dem Bahnhofe und setzte sie telle quelle étoit in den Waggon und fort ging's bis nach Warschau. Dumas verfehlte nicht ihr sofort nachzureisen; er kam aber nur bis Mislowitz, einem kleinen schlesischen Städtchen an der polnischen Grenze, das der Frau von Thile gehört, der Tochter des reichen Parvenu Winckler. In Mislowitz sorgte der alte Staatsmann, daß der Franzmann nicht weiter kommen konnte.

Dumas blieb acht Wochen in Mislowitz und schrieb hier zum Zeitvertreib seinen neuen Roman." Eine andere Polin, die Prinzessin Caroline W. . . . . ., war von ähnlicher stürmischer Leidenschaft für den Clavier-Napoleon Franz Liszt ergriffen, sie wurde dessen eifersüchtige „compagne" und lebte mit ihm auf der „alten Burg zu Weimar — ein holder Tiger" — wie man sie nannte.

Weniger abenteuerlich war das Verhältniß Louis Napoleon's

zu der schönen Spanierin, es endete, als er ihren Wunsch erfüllt hatte und Kaiser geworden war, mit — einer Ehe. —

„Sie haben lange in Deutschland gelebt, haben die Frauen dort auch dies Temperament?" fragte der dicke Herr den Grafen Derville.

„Einzelne!" antwortete Derville. „Ganz vorzüglich die Jüdinnen."

„Juden?" lächelte der Dicke, „ja, das glaube ich wohl, die haben auch kein deutsches Blut."

„Nein, nur jüdisches."

„Sie scheinen wenig tolerant zu sein!" bemerkte der dicke Herr, den Grafen fixirend.

„Ich habe Ursache dazu. Ein Jude, der mir verpflichtet war, der mir Dank schuldete, hat mich auf die infamste Weise um mein ganzes Vermögen betrogen, hat mich zum Bettler gemacht."

„Das ist sehr böse, vorzüglich wenn man den Grafentitel führt."

Derville seufzte. „Mehr noch als das", sagte er nach einer Pause, „kränkt mich der Verlust aller Mittel deshalb, weil er mich ohnmächtig macht. Ich kann mich nicht einmal rächen, mein Dasein wird zwecklos. Ich habe eine große Rolle gespielt, war gewöhnt, meine Pläne durchzusetzen — jetzt sind mir die Hände gebunden und ich bin zu alt, um von Neuem anzufangen."

„Dazu ist man niemals zu alt!" flüsterte der Dicke. „Ihr Titel und Ihre Verbindungen sind Hebel, die andern Leuten sehr fehlen. Sie müssen freilich keine Gewissensscrupel haben, sich über gewisse Vorurtheile hinwegsetzen können."

Derville lächelte.

Der dicke Herr, dessen Auge den Grafen unablässig scharf beobachtet hatte, gewann durch dieses Lächeln volles Vertrauen. Er war Menschenkenner und dieses Lächeln Derville's sagte ihm mehr, als Worte es vermocht hätten.

Er ergriff die Hand des Grafen und führte ihn bei Seite. „Herr Graf", sagte er, „ich habe einen Plan, durch welchen in kurzer Zeit Millionen zu verdienen sind. Mir fehlt nichts zum Gelingen dieses Planes, als ein Mann wie Sie. Wollen Sie auf halben Gewinn mein Compagnon sein?"

„Ich bin durchaus kein Geschäftsmann — ich fürchte, Sie werden mich nicht gebrauchen können."

Der dicke Herr lächelte. „Gerade dies", sagte er, „erhöht Ihren Werth für mich. Sie sind Cavalier. Ihre ganze Thätigkeit wird sich darauf beschränken, in der Welt umherzureisen, sich zu amüsiren und Geld zu verschwenden."

Derville sah den dicken Herrn an, als zweifle er an der Vernunft desselben.

Der dicke Herr lächelte. „Wir sind Republikaner", sagte er, „also offene Gegner der Staaten. Es ist thöricht, wenn Orsini glaubt, mit dem Dolche etwas zu nützen. Er setzt sein Leben gegen das Leben eines Tyrannen ein und vergißt, daß morgen ein Anderer die Stelle des Getödteten ersetzt. Man kann den Staaten auf eine viel weniger gefährlichere Weise beikommen und sie viel besser untergraben. Ein solches Mittel habe ich und ich frage Sie nur, nennen Sie dasselbe ein Verbrechen, würden Sie sich davor scheuen, wenn z. B. eine entehrende Strafe darauf steht?"

„Entehrende Strafen stehen auch auf jeden Hochverrath", antwortete Derville; „aber ich würde mich dadurch nicht für entehrt halten."

„Nun wohl", lächelte der Dicke, „mein Plan ist echt republikanisch — er untergräbt alle Staaten Europa's. Ja", fuhr er fort, als Derville ihn ungläubig ansah, „ich übertreibe nicht und werde Ihnen das Geheimniß enthüllen, sobald Sie mir einen Eid geschworen, dasselbe zu bewahren. Wollen Sie, dann können wir uns gleich an Ort und Stelle begeben." —

„Der Eid verpflichtet mich nur zur Verschwiegenheit?"

„Zu nichts Anderem", lächelte der Dicke, „Sie können hernach zu- oder absagen — obwohl ich nicht glaube, daß Ihnen mein Plan mißfällt."

Derville erklärte sich bereit. Beide verließen die Loge, nahmen einen Fiacre und fuhren nach dem Montmartre.

Der dicke Herr, welcher sich Augustin genannt, stieg zuerst aus und bat Derville, ihm zu folgen, indem er rasch in ein Haus schlüpfte.

Augustin führte Derville, durch einen langeu dunklen Corridor, in einen nur matt erleuchteten Hof, wo eine Equipage mit geschlossenen Fenstern und herabgelassenen Vorhängen bereit stand. Die Herren stiegen in diesen Wagen und derselbe fuhr in scharfem Trabe davon.

Aus den Biegungen, die der Wagen um die Straßenecken machte, schloß Derville, daß derselbe im Kreise fuhr, und als Augustin ihn fragte, ob er eine Ahnung habe, wo er sich befinde, konnte derselbe dies mit gutem Gewissen verneinen.

Der Wagen rasselte durch ein Hofthor und über Holzwerk; als er anhielt und die Herren ausstiegen, befand sich Derville in einem matt erleuchteten Flur. Augustin ließ ihm keine Zeit, sich umzuschauen, er führte ihn eine dunkle Wendeltreppe hinauf und Beide traten in eine ziemlich geräumige Halle.

„Jetzt," begann Augustin, „sind wir an Ort und Stelle. Sie sollen das Geheimniß erfahren, nachdem Sie den Eid ge-

leistet, ich wiederhole Ihnen, daß Sie völlig Herr Ihres Willens sind und daß, wenn Sie nur schwanken, ich Sie sogleich heimführe.“ Damit reichte er ihm ein Blatt Papier, Tinte und Feder.

„Hier,“ sagte er, „ist der Eid, den Sie schwören und unterschreiben müssen.“

Derville las die furchtbare Formel und schauderte, aber es stand nichts darin, was er nicht hätte beschwören können, denn der Eid band nur seine Zunge.

„Herr Graf,“ begann Augustin, als Derville geschworen und die Formel unterschrieben, „ich sprach von einem Plane, die Staaten Europa's zu untergraben und uns Millionen zu verschaffen. Man ruinirt einen Staat, indem man seinen Credit untergräbt, und dies geschieht dadurch, daß man ihn zu verzweifelten Finanzoperationen zwingt und das Geld entwerthet. Ich bin Falschmünzer.“

Derville lächelte wie Jemand der sich in den größten Erwartungen getäuscht sieht. „Ist das der ganze gefährliche Plan?“ sagte er, „ich finde, daß er nicht neu ist und glaube, die Staaten Europa's werden durch Sie nicht zu Falle kommen.“

„Lassen wir dies dahin gestellt,“ lächelte Augustin geheimnißvoll; „ich frage Sie jetzt, wollen Sie mein Compagnon sein?“

„Ich verstehe nichts von der Kunst.“

„Sie sollen nur Geld ausgeben. Die Fabrication ist meine Sache.“

Derville schwankte nicht lange. „Ich bin bereit,“ sagte er, „wenn das Geld täuschend nachgemacht ist, nur die Güte desselben kann meinen Entschluß bestimmen; für den Gewinn von Tausenden setze ich mich keiner Gefahr aus, wohl aber, wenn ich Aussicht habe, reich zu werden.“

„Dann sind wir einig!“ frohlockte Augustin. „Sie sind der rechte Mann, ich habe mich nicht getäuscht. Folgen Sie mir.“

Augustin führte den Grafen, indem er an einer verborgenen Feder drückte, die eine Thür aufspringen ließ, wieder eine lange Wendeltreppe hinab, und Beide gelangten in einen unterirdischen Kellerraum. Hier mußte der Graf eine neue Formel unterzeichnen, in der er sich der Falschmünzergesellschaft verpflichtete, und nun zeigte ihm Augustin die Werkstatt.

Derville sah mit Erstaunen eine Reihe von Gewölben, in denen Maschinen aufgestellt waren, die durch nur wenige Arbeiter bedient wurden. Hier wurde russisches, dort preußisches, dort österreichisches, französisches, italienisches, englisches Papiergeld fabricirt, so täuschend, daß man die ersten Banknoten, welche überall als Muster dalagen, nicht von den Fabricaten unterscheiden konnte.

In den hinteren Sälen wurden Silbermünzen aus einer Masse geprägt, welche das edle Metall ebenfalls täuschend wiedergab, in anderen wurden Goldmünzen durch Scheidewasser um einen Theil ihres Gewichtes verringert.

„Nun,“ lächelte Augustin, als Derville seine Bewunderung dieses großartigen Institutes durch wiederholte Ausrufe des Erstaunens kundgab. „Handelt es sich hier um Tausende oder um Millionen? Wir fabriciren täglich den Werth von fünfzigtausend Francs in Papier und zweitausend Francs gewinnen wir in Silber und Gold. Es kommt Alles darauf an, raschen Absatz zu erzielen und in den verschiedenen Ländern Zweig-Etabissements unserer Fabrik anzulegen, damit wir corrigiren können, sobald ein Fehler an unserer Waare bemerkt wird. Sie haben Verbindungen mit großen Bankhäusern?“

„Die besten,“ frohlockte Derville, in dem Gedanken, sich an Meyer rächen zu können. „Und wie wollen wir uns mit einander stellen?“

„Ganz einfach, Herr Graf,“ antwortete Augustin, „Sie übernehmen für sich allein die Gefahr der Ausgabe des Geldes, ich die der Fabrication. Werden Sie verhaftet, so verschweigen Sie meinen Namen, werde ich arretirt, so kenne ich Sie nicht. Ich gebe Ihnen persönlich oder durch einen Vertrauensmann so große Summen als Sie wünschen, aber jährlich nicht unter einer Million, Sie erstatten mir die Hälfte im guten Gelde zurück und erhalten darauf neue Waare. Ist Ihnen dieser Vorschlag genehm?“

Derville schlug ein und als er das Haus verließ, hatte er achtmalhunderttausend Francs in Werthpapieren in der Tasche.

Als er zu Hause noch einmal die Banknoten prüfte, zitterte seine Hand als er die Worte las: „Wer wissentlich falsche Banknoten in Umlauf setzt, wird mit Zuchthaus bestraft.“

Er las diese Androhung auf den verschiedenen Papieren in allen Sprachen.

„In ein Zuchthaus kann man dich nur bringen,“ lachte er, „und Geld öffnet alle Pforten. Ich werde nicht eine Million jährlich ausgeben, sondern zehn Millionen, und in zwei Jahren werde ich mich von Herrn Augustin trennen.“

Der Graf Derville fuhr zu einem Banquier und beauftragte ihn, für einmalhunderttausend Thaler Actien zu kaufen. Er nannte ein sehr gesuchtes Papier und da er absichtlich ein gebrochenes Französisch sprach, wähnte der Geschäftsmann, es mit einem reichen Russen zu thun zu haben. Als er am andern Tage Derville die Papiere brachte, war seine einzige Besorgniß, der fremde Graf könne das Geld nicht vorräthig haben. Derville, der seine Pisto-

len zu sich gesteckt, zählte mit fester Hand das falsche Geld auf, der Banquier steckte es ein, ohne eine Miene zu verziehen.

„Wollte Gott!" seufzte der Graf aufathmend, als der Banquier ihn verlassen, „das wäre Moritz Meyer gewesen, ich wollte keinen Groschen mehr von Augustin nehmen!"

Am andern Tage, nachdem er die verkauften Actien bei verschiedenen Banquiers wieder versilbert und für weitere einmalhunderttausend Francs Papiere gekauft hatte, verließ er Paris und fuhr nach Cöln. Mit Fieberangst griff er täglich nach den französischen Zeitungen, um zu sehen, ob der Betrug entdeckt sei und er verfolgt werde, aber er hatte nichts zu befürchten. Das Geld hatte damals einen so raschen Cours, daß es nach acht Tagen schon in der zehnten Hand war, und der Banquier somit nicht mehr verantwortlich gemacht werden konnte.

Als vierzehn Tage verflossen waren und Derville sich vollständig sicher fühlte, kehrte er nach Paris zurück und ließ wieder den Banquier kommen, um neue einmalhunderttausend Francs, die er vorgeblich für einen Güterverkauf erhalten, in sicheren Papieren anzulegen.

„Herr Graf," lächelte der Banquier, „Sie haben kein Vertrauen zu mir?"

Derville erbleichte. „Wie meinen Sie das?" fragte er und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne.

„Ich habe Acten wieder in die Hand bekommen, die ich an Sie verkaufte. Der Herr Graf spielen an der Börse und mit Glück, denn die Actien sind gefallen, warum haben Sie mir nicht den Verdienst des Umsatzes gegönnt?"

Derville, der schon bei den ersten Worten seine Fassung wieder erlangt, lächelte. „Sie haben mir also doch in die Karten gesehen," sagte er, „nun, von jetzt ab will ich Ihnen treu bleiben."

Kaum hatte er die Actien erhalten, so fuhr er nach London, um sie dort zu veräußern. Es war gefährlich, daß schon ein Banquier Kenntniß davon hatte, daß er in kurzer Zeit große Summen umsetzte.

Von London zurückgekehrt, hatte er die falschen achtmalhunderttausend Francs in einer Zeit von sechs Wochen umgesetzt.

Er brachte Augustin die Hälfte des Geldes, ließ sich die gleiche Summe in falschem Gelde geben und verließ Frankreich, um nach Berlin zurückzukehren.

XVII. Alte Liebe.

Das Herz ist mannigfaltig
Und wunderbar gemacht,
Das eine schlägt gewaltig,
Das andere leise und sacht.
In seinem Pochen und Schlagen,
Hat's nimmer und nimmer Ruh'.
Es ist ein Horchen und Fragen,
Von einem dem anderen zu.
E. Hermann.

Es ist Zeit, daß wir der anderen Personen unseres Romanes gedenken.

Seit dem Ausbruche der Revolution in Berlin war Kurt von Rochov täglich im Hause Teskow's; der alte Herr schlich heimlich über die Straße, es graute ihm vor dem Treiben und sein Groll über die Schwäche der Regierung hatte keine Worte. Er verzweifelte an der Zukunft seines Vaterlandes. Der alte Teskow dachte ähnlich, nur daß er seine Gedanken laut werden ließ. Er war Mitglied des Treubundes geworden, und die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen, wenn Bertha ihm die Kreuzzeitung vorlas — jenes Blatt, welches im Jahre 1848 wirklich etwas, wie Sternberg schön sagt, von einer zerschossenen Fahne hatte, das allein das alte Preußenthum kühn und ritterlich der Revolution gegenüber vertrat — um später, seiner Glorie entkleidet, ein gehässiges und giftiges Denunciantenorgan und endlich ein Blatt zu werden, das sich bemüht, die Eintracht zwischen Fürst und Volk zu untergraben, indem es seinen Gläubigen von 1848 stets neue Gespenster zeigt. Anno 1848 vertrat die Kreuzzeitung, wie gesagt, den echt preußischen Volksgeist, den selbst der Taumel des heißen Sommers nicht verderben konnte, es war ein Labsal und ein Trost für die gebrochenen treuen Herzen, welche sich Preußen nicht denken konnten ohne einen absoluten Monarchen, und die die Stimmung Berlins für den Ausdruck der Majorität des Volkes hielten. Wenn Bertha des Abends die Zeitung vorlas, die hier von Beweisen der Treue, dort von der Hoffnung berichtete, daß das Blatt sich wenden müsse, dann jubelte Teskow laut; aber Rochov saß stumm und brütend, er horchte nur auf, wenn sie von den Siegen der Truppen las. Eines Abends kam Rochov nicht, er hatte den Brief Bernhard's erhalten, der ihm die Verwundung seines älteren Bruders berichtete. Die Zeitung erklärte der Familie sein Ausbleiben, es war endlich die monatliche Liste der Verwundeten von Schleswig gekommen.

Bertha's Stimme zitterte, als sie den Namen Rochov las.

„Also deshalb kommt er nicht,“ murmelte Teskow, „der arme alte Kamerad, Unglück auf Unglück bricht über ihn herein; die alte Eiche wird morsch, der Sturm wird sie zertrümmern und ich werde dann ganz verlassen sein.“

„Vater, ich bin ja bei Dir!“ kos'te Bertha mit leisem Vorwurf, indem sie den Arm um ihn schlang.

„Ja Du!“ seufzte er, „und Du hast Niemand als mich! Wenn ich einmal heimgehe, dann bist Du ohne Stütze!“

„Vater, Du zürnst mir!“

„Nein,“ lächelte er trübe, „aber es thut mir weh, daß ich Sorge habe um Dich. Bertha, Du warst zu hart gegen den Georg.“

Sie senkte den Blick zur Erde. „Ich folgte meinem Gefühl, aber jetzt fühle ich, daß ich Unrecht that, schon seit dem Tage bereue ich es, wo die Truppen Berlin verließen. Er hätte ein freundliches Wort verdient, jetzt gäbe ich viel darum, könnte ich es ihm sagen.“

„Du liebst ihn also doch?“ schaute der Alte auf, „o Bertha, dann hast Du ein grausam Spiel mit seinem und dem eigenen Herzen getrieben!“

„Ich habe nie aufgehört, ihn zu lieben, aber ich konnte ihn nicht achten. Die Erinnerung drängte sich immer wieder vor meine Seele, und ließ das Herz kalt werden. Aber in jener schrecklichen Nacht, da war es mir, als könne eine Kugel ihn treffen und er dann scheiden, ohne mich verstanden zu haben, vielleicht voller Bitterkeit gegen mich; jener Kampf hat mich Alles vergessen lassen; wenn ich die Truppen bewunderte, dachte ich an ihn, wenn ich betete, an ihn, wenn ich zitterte, zitterte ich für ihn; da zogen sie verschmäht und verspottet hinaus, und ich mußte ihm ein Lebewohl zurufen, hätte es mir auch das Leben gekostet. Er hätte ja sonst denken müssen, daß auch ich spottete. Aber er hat mich nicht gehört, jetzt liegt er schwerverwundet, ohne Hülfe, ohne Pflege, und wer weiß, ob ich ihn je wiedersehe. Das ist es, was mich weich stimmt und mich vielleicht mehr eingestehen läßt, als der Stolz es erlaubt — es ist nicht der Wunsch, ihn zu besitzen, es ist der Schmerz, daß er unversöhnt, vielleicht Groll im Herzen, stirbt —“

Teskow sann eine Weile nach, plötzlich schaute er auf.

„Bertha,“ sagte er, „es ist stets eine Ehrensache deutscher Frauen und Jungfrauen gewesen, die Verwundeten zu pflegen. Mir ist das Leben in Berlin unerträglich und dem alten Rochov würden wir eine große Freude machen, ja wir sind es ihm beinahe schuldig, daß wir ihn bei der Pflege seines Sohnes unterstützen. Soll ich ihm sagen lassen, daß wir nachkommen?“

Bertha's Antlitz war wie mit Blut übergossen. Sie wollte sich sträuben, aber kein Einwand kam von Herzen und es war ihr ganz Recht, als der alte Herr der Berathung mit den Worten: „es ist mein Wunsch!" plötzlich ein Ende machte.

Noch hatte Teskow das Billet an Rochov nicht aufgesetzt, als er schon von diesem ein Schreiben mit der Nachricht erhielt, daß er zur Pflege seines schwerverwundeten Sohnes nach Schleswig abgereist sei.

So sehr auch Bertha sich beeilte, sie war erst am folgenden Tage reisefertig. Teskow und seine Tochter waren nicht die Einzigen, die nach Schleswig fuhren, Viele, deren Verwandte in Schleswig gefochten, reisten dahin, theils um ihre Gatten oder Brüder wiederzusehen, theils um sie zu pflegen, theils auch — um Kränze auf die Gräber zu legen! Aus allen Städten Deutschlands wurden Packete mit Liebesgaben nach Rendsburg geschickt, ganze Kisten mit kostbaren Erfrischungen, Charpie, Leinwand und auch Geld. Aber niemals war eine solche Theilnahme weniger nöthig, als in dem Schleswig'schen Kriege, denn die Damen von Rendsburg und Schleswig, von der ärmsten Bürgerfrau hinauf bis zur stolzen Majoratstochter, wetteiferten in Sorgsamkeit und Ausdauer an den Krankenbetten der verwundeten Krieger.

Rochov fand seinen Sohn in guten Händen. Eine Kaufmannsfamilie hatte Georg aufgenommen und mit Rührung sah der alte Herr, daß die Armuth der guten Leute sie nicht abhielt, dem Kranken jede Erleichterung zu verschaffen, die ihm der Arzt gestattete. Der Kaufmann litt es nicht, daß Rochov im Gasthof wohnte, und als dieser ihn bat, dann wenigstens eine Entschädigung anzunehmen, da war der ehrliche Deutsche tief verletzt.

„Ihr Herr Sohn", sagte er, „hat für uns geblutet und ein Glied seines Körpers verloren. Sie erhalten statt eines blühenden Sohnes einen Krüppel zurück, und Sie wollen mir Geld dafür bieten, daß ich Ihnen ein Zimmer gebe, um bei Ihrem kranken Sohne zu wohnen? Nichts davon, Sie sind mein Gast, und wenn Sie mich hoch erfreuen wollen, so nehmen Sie mit dem vorlieb, was ich geben kann!"

Die Tochter des Kaufmanns, Wanda, ein junges blühendes Mädchen, saß am Bette des Kranken; sie wich nicht von der Stelle — so oft, wie Rochov kam, fand er sie dort und der Arzt sagte ihm, daß sein Sohn, wenn er leben bliebe, ihrer Sorgfalt das Meiste verdanke.

Rochov drückte dem Mädchen dankend die Hand, er bat sie, ihre Gesundheit zu schonen, aber sie lächelte. Es war eine patriotische Begeisterung, welche die Schleswig'schen Frauen an die

Krankenbetten fesselte, gemischt mit den Gefühlen des Dankes und der Bewunderung. Sie hatten, nachdem sie lange den Hohn der Dänen ertragen, von der Höhe jenseits der Schlei das Gefecht mit angesehen und der Eindruck der Schlacht, das stete siegreiche Vorgehen der Preußen hatte in ihnen eine Begeisterung entfacht, die in den reinen unverdorbenen Gemüthern zur edelsten Poesie wurde. Rochov konnte das Mädchen nicht genug ansehen, das seiner Schönheit den Namen: „die Rose von Schleswig" verdankte und ihre Schönheit erschien ihm gleich der eines Engels überirdisch, da er sie am Krankenbette sah. —

„Das wäre ein Wesen, welches Georg glücklich machen müßte," dachte er unwillkürlich — „aber" — schauderte er, „diese blühende Schönheit und Er — ein Krüppel!" — Da trat der Vater Wanda's herein und bat ihn hinauszukommen, es seien Fremde aus Berlin da. —

„Fremde aus Berlin?!" Rochov eilte hinaus und sah Teskow und Bertha vor sich.

Dieser Beweis aufrichtiger Freundschaft lockte ihm Thränen in's Auge und doch war es ihm, als müsse dieser Besuch störend kommen.

„Wie steht's?" fragte Teskow.

„Schlimm! Er liegt im Wundfieber, das Bein ist amputirt worden."

„Amputirt!" schauderte Bertha mit leisem unterdrücktem Schrei — als der Blick Rochov's sie wie ein Vorwurf traf — in diesem Blicke sagte er ihr: „Du schauderst! es giebt Andere, welche ihm sein Unglück zur Ehre anrechnen, denen der Krüppel stolzer erscheint als der Gesunde!"

„Wir kommen, Dich in der Pflege Deines Sohnes zu unterstützen", sagte Teskow, „aber es scheint, er ist hier gut aufgehoben."

„So gut, als ein Vater es nur wünschen kann — aber diese Theilnahme wird Georg, wenn er seine Besinnung wieder erhält, sehr freudig überraschen und gewiß zu seiner Genesung beitragen."

„Kann ich ihn denn nicht sehen?" fragte Teskow.

Rochov öffnete statt der Antwort die Thür und führte den Besuch in's Krankenzimmer.

Als Teskow das schöne Mädchen am Krankenbette sah, ward sein Auge trübe, Bertha erröthete verwirrt.

Wanda erhob sich und ging auf Bertha zu, nachdem sie Teskow's Gruß erwidert hatte.

„Sie sind die Schwester des Kranken?" fragte sie mit flüsternder Stimme.

„Nein!" antwortete Bertha kaum hörbar.

„Dann sind Sie gewiß die Braut!" fuhr Wanda mit Bewegung fort, und als sie Bertha erröthen sah, glaubte sie ihre Frage dadurch bestätigt und, ihre Hand ergreifend, sagte sie mit vor Rührung zitternder Stimme: „Fräulein, er hat für eine gerechte Sache geblutet, Gott tröste Sie und ihn!"

Damit führte sie Bertha an's Krankenbett. „Er wird leben bleiben, Gott wird unser Gebet erhören! Lassen Sie mich mit Ihnen wachen und ihn pflegen, das ist das Geringste, was wir thun können, das ist unser einziger Trost bei dem Anblick so vielen Weh's."

Die beiden alten Herren sahen einander an und keiner schämte sich der Thränen im Auge — Bertha, von den verschiedensten Gefühlen bestürmt, war keines Wortes mächtig, aber plötzlich, als Wanda schon durch ihr Schweigen verlegen wurde, sank sie laut schluchzend dem Mädchen um den Hals.

Während Bertha im Krankenzimmer blieb, war Teskow Rochov auf dessen Stube gefolgt.

„Rochov", begann er, „ich sehe, daß Bertha und ich eine Thorheit begangen haben. Wir sind hier überflüssig."

„Teskow", antwortete der Baron, „Du bist mein alter Kamerad, wir verstehen einander, zu Dir kann ich offen reden. Georg liebt Deine Tochter und wenn er die Augen aufschlagen wird, dann wird ihr Anblick ihn zwar erschüttern, aber die Erschütterung wird wohlthätig sein, bis er sich fragen wird, was sie hergezogen — dann erfährt er, daß es Theilnahme und Freundschaft ist, aber nicht Liebe, und das wird ihm wieder an's Herz gehen und ihm sehr schaden. Das junge Mädchen pflegt ihn wie eine Geliebte — ich dachte schon —"

„Sprich es nur aus", lächelte Teskow trübe, „Du hofftest, daß sie ihn Bertha vergessen lassen werde?"

„So ist es — seit er ein Krüppel geworden, kann er zwar auf ein solches Glück nicht hoffen, aber dies Mädchen scheint darüber hinwegzusehen." —

„Hm" — brummte Teskow, — „ja, Du hast ganz Recht — es scheint mir auch so, als könnte sie das —"

„Kamerad", unterbrach ihn Rochov, der ihm scharf in's Auge gesehen, „Du verbirgst mir Etwas! Hast Du Geheimnisse vor Deinem Freunde? Ich habe offen gesprochen, nun rede Du auch."

„Ich denke an Bertha!" sagte Teskow.

„Bertha hat ihm einen Korb gegeben, als er gesund war, jetzt ist er ein Krüppel."

„Sie hat ihn damals geliebt und liebt ihn heute erst recht."

„Das glaubst Du!“ schüttelte Rochov ungläubig den Kopf.

„Das weiß ich. Sie hat es mir gestanden. Deshalb bin ich hier. Bertha wollte ihn pflegen.“

„Dann“, antwortete Rochov, „habe ich keine Bedenken mehr. Eine freudige Ueberraschung kann ihm nicht schaden. Aber hast Du es auch bedacht — Georg ist ein Krüppel!“

„Fasse immer an den Hut, wenn ich einen Stelzfuß sehe, der's mit Ehren geworden. Aber das hübsche Mädchen da ist mir im Wege — zwei Weiber an einem Bette thut nicht gut.“

„Das ist ihre Sache!“ lächelte Rochov.

Der alte Teskow antwortete nicht, aber man sah es ihm an, daß ihm die Sache zu Herzen ging.

Bertha und Wanda wurden bald mit einander vertraut. Bertha vermied es, fast ängstlich von ihrem Verhältniß zu Georg zu reden und ließ Wanda in dem Glauben, daß sie die verlobte Braut des Verwundeten sei. Einige Tage später, als der Arzt Hoffnung gab, daß Georg alle Gefahr überstanden, überredete sie ihren Vater zur Heimreise, noch ehe sie ein Wort mit Georg gewechselt, der, nach Ueberwindung des Wundfiebers, in einen wohlthätigen Schlummer gesunken war. Der Entschluß zur Abreise kam so plötzlich und unerwartet, daß Wanda, davon betroffen, argwöhnte, die Freundin verletzt zu haben. Aber der Abschied Bertha's von ihr war so herzlich, daß ihr dieser Zweifel wieder benommen wurde. Um so unerklärlicher blieb es ihr, daß eine Braut das Krankenbett des Geliebten verlassen konnte, ohne seine völlige Genesung abgewartet zu haben, und entfernt, das Richtige zu vermuthen, quälte sie ihr Herz mit einem Argwohn, vor dem sie schauderte, der aber immer wieder als das einzige Mögliche sich ihr aufdrang.

Sie konnte sich das Benehmen Bertha's nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß die vornehme Braut sich ihres Wortes für entbunden ansah, als sie einen Krüppel gefunden. Verachtung gegen Bertha beschlich ihr Herz und der Blick, mit welchem sie jetzt Georg betrachtete, gewann eine immer zärtlichere Natur. Die Theilnahme, die sie bisher für den Kranken gehegt, verwandelte sich in Interesse für die Person, sie schaute ihn an und fragte ihr Herz, ob es ebenso hätte handeln können, wie Bertha, und das Herz antwortete Nein!

Georg erwachte aus seinem Schlummer. Was er in dem Fieber phantasirend gesehen, was während der ganzen Zeit seiner schweren Krankheit an seinem Bette vorgegangen, war ihm so nebelhaft, wie die Erinnerung an einen Traum. Wanda erschien ihm wie ein Engel, der an seinem Bette über ihn gewacht und es war ihm, als träume er noch, als müsse dies Bild vor seinen

offenen Augen wie alle die Bilder des Traumes zerfließen, da schaute er seinen Vater, er sah, wie dieser dem schönen Mädchen zunickte und Beide ihn anblickten, als fragten sie, ob er wache.

Der alte Rochov fragte endlich mit leiser Stimme: „Georg — erkennst Du mich?"

„Ja, mein Vater — Du bist's — also ich träume nicht!" antwortete er, sich umsehend nach Wanda, welche, sobald er die Lippen geöffnet, das Zimmer verlassen hatte, um die erste Begrüßung zwischen Vater und Sohn nicht zu stören — „aber sage mir — wo bin ich — wer war der Engel?"

„Ja wohl ein Engel", lächelte Rochov, „diesem Mädchen hast Du viel zu verdanken, es hat Dich mit seltener Aufopferung gepflegt. Aber wie fühlst Du Dich — ist Dein Kopf klar?"

„Wohl — sehr wohl — aber einen Schmerz im Bein — ich hatte einen fürchterlichen Traum — als ob man mir das Bein — —"

Georg stockte — maschinenmäßig hatte er nach der Stelle getastet wo er den Schmerz fühlte und die Hand hatte in die Luft gegriffen — er schauderte — was er geträumt, war Wirklichkeit — allmälig kehrte die Erinnerung zurück, das fehlende Bein war ein zu deutliches Zeichen, daß der Traum sich an die Wahrheit gehalten. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Krüppel zeitlebens in den ihm fehlenden Gliedmaßen Schmerzen fühlt; so klagt ein Mann, dem der Arm fehlt, bei Veränderung des Wetters über Schmerzen in den Fingern; der Krüppel, der beide Beine verloren, klagt über Reißen in den Füßen — der zerschnittene Nerv lebt fort und läßt den Menschen glauben, er fühle das Glied, das ihm fehlt. So auch Georg. Er fühlte Schmerzen im Bein, und erst, als er mit der Hand hintastete, kehrte ihm die Erinnerung zurück, welche er so lange für einen bösen Traum gehalten.

Der alte Rochov sah, was in der Seele des Sohnes vorging, aus dem Zucken in seinem Antlitz und er trat näher, um, seine Hand ergreifend, ihm Trost zuzusprechen. Die Bewegung des Vaters ließ Georg noch an etwas Anderes denken, es war die Bewegung eines Gelähmten, eckig, schwerfällig — Georg dachte jenes Tages, wo er dem Vater gegenüberstand und seinem Zorne trotzte wegen einer Jüdin — der Fluch dieser Jüdin hatte ihn jetzt getroffen: „Elend sollst Du werden und gebrechlich —!"

Georg zog die Hand des Vaters an seine Lippen. „Gott legt mir eine schwere Buße auf", sagte er, „für eine große Schuld; er ist gerecht."

Das Antlitz des alten Rochov strahlte verklärt. „Gott sei gelobt", rief er, „daß er Dich zum Glauben geführt. Aber der

Herr ist auch gnädig, er nimmt und giebt, er straft und tröstet. Er hat Deinen Körper siech gemacht, aber Dein Herz wird gesund werden und glücklich."

Georg seufzte tief auf, er schlug das Auge nieder, als könne er diesem Trost keinen Glauben schenken.

„Ich habe Dir noch etwas mitzutheilen", lächelte Rochov, „nicht dieses Mädchen allein, das Du vorhin gesehen, hat Dich gepflegt — auf die erste Kunde von Deiner Krankheit eilte mein alter Freund Teskow hieher."

Eine helle Röthe bedeckte das Antlitz des Kranken.

„Bertha", fuhr Rochov fort, „hat hier auf diesem Stuhle gesessen und für Dich gebetet."

„Bertha!" rief Georg und richtete sich halb auf — „das hätte sie gethan? Vater, Du willst mich täuschen —"

„Sie war hier, sie war es, die ihren Vater bewogen, zu Dir zu eilen. Als sie hörte, daß Du verwundet seiest, da hat sie Alles vergessen und ist allein der Stimme des Herzens gefolgt."

Georg wurde das Auge feucht. „Und ich bin ein Krüppel!" murmelte er schmerzlich.

„In Ehren!" antwortete der Vater, ihm die Hand drückend, „vielleicht bist Du gerade deshalb glücklicher bei ihr!"

Georg schüttelte den Kopf. „Für Mitleid", sagte er, „bin ich zu stolz. Jetzt muß ich Nein sagen, wo ich bisher umsonst das Ja ersehnt. Bertha ist zu gut für einen Krüppel, ihr junges Leben soll sich nicht verurtheilt sehen, einen Krranken zu pflegen."

„Darüber magst Du mit ihr selber reden", antwortete Rochow bewegt; „übrigens, so traurig auch das Unglück für Dich ist, mußt Du doch nicht allzu schwarz sehen, das Knie ist gerettet, ich lasse Dir ein künstliches Unterbein anfertigen. Niemand wird Dir den Fehler ansehen."

Mit diesem sehr mangelhaften Troste war das Gespräch beendet. Die Nachricht, daß Bertha bei ihm gewesen, hatte ihre Wirkung gethan und Georg hatte nur Zweifel ausgesprochen, um ihre Widerlegung zu hören. Mehr noch als sein Vater war Wanda im Stande, ihn über die Gefühle Bertha's aufzuklären, aus seinen Worten errieth sie die wahre Ursache von dem Benehmen Bertha's, und jetzt hielt das edle Mädchen es für den besten Trost, wenn sie alle seine Zweifel zerstreute.

Nach zweimonatlichem Krankenlager war Georg so weit hergestellt, um in Begleitung seines Vaters nach Berlin zurückkehren zu können. Wanda verbarg es, wie schwer es ihr wurde, ihn scheiden zu sehen und Georg ahnte nicht, daß er, wie so viele seiner Kameraden dasselbe mit einem Mädchenherzen unwillkürlich gethan, was die Politik seiner Regierung an Schleswig verschul=

det — hunderte von Jungfrauen, die in patriotischer Begeisterung die Befreier mit allzu warmen Herzen empfingen, sahen bei ihrem Scheiden die schönste Blüthe ihres Herzens welken — das unverdorbene Völkchen hat das erste Gift der Cultur 1848 geschlürft.

Bertha Teskow fühlte seit ihrer Rückkehr von Schleswig im Herzen die Qual des Zweifels, der Stichel der Eifersucht hielt ihre Liebe wach und spornte sie zur Sehnsucht — „wenn er den Reizen jener Schönheit widersteht", rief es in ihr, „dann ist seine Liebe rein", und das Herz sehnte sich danach, zu hören, daß er widerstanden, es fühlte, daß es die Qual nicht ertragen werde, dies Gegentheil zu erfahren. Da kehrte er zurück — und sein Zögern kam zu keinem Einwand — ihr Auge zog ihn an ihre Brust.

XVIII. Die Kaiserkrone.

Welch ein Traumbild! Und Du hast's gelebt!
Lamartine.

Die Großmächte Deutschlands hatten kaum das erste Joch der Revolution abgeschüttelt, als Schlag auf Schlag die Reaction den Gegner zu Schanden machte: Oesterreich mit dem blutigen Schwert, Preußen mit der unerbittlichen Polizei.

Der Sardenkönig Carlo Alberto kündigte Oesterreich den Waffenstillstand zu der Zeit, wo die Heere des Kaisers in Ungarn geschlagen worden. In den Märztagen 1848 hatte Mailand das erste Zeichen zur Empörung gegeben, nach blutigem Kampf hatte Radetzki die Stadt und die Lombardei geräumt, um, geschützt durch das große Festungsviereck, das Bollwerk Venetiens, der Stunde der Rache zu harren. Carlo Alberto, im Bunde mit den Freischaaren Italiens, drang bis gegen Tyrol und Verona, aber in drei Schlägen traf ihn Radetzki auf's Haupt und schon am 6. August zog Radetzki wieder in Mailand ein, nachdem die Stadt sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Der Fanatismus der Lombardei hatte sich vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte gezeigt. Schon vor der Revolution hatten die schönen Italienerinnen, die sich einen deutschen Liebhaber nicht versagen konnten, denselben des Nachts gekos't und bei Tage den „Tedesco" verflucht. Während des Krieges trugen sie Waffen und zeigten ihren Patriotismus auf eine für ihr Temperament charakteristische Weise. „Selbst Damen aus den höchsten Ständen",

erzählt der Biograph Radetzki's, Schneidawind, „ließen sich in ihrer blinden Leidenschaftlichkeit oft die empörendsten Gemeinheiten zu Schulden kommen. So hatte eine Gräfin Creppi in Mailand einen widerrechtlich gefangen genommenen und gegen Manneswort gefangen gehaltenen Parlementair kaum aus ihrem Fenster erblickt, als sie schon, wie eine Furie, auf die Straße stürzte, diesen kaiserlichen Offizier anspuckte und nicht aufhörte, ihn mit den gemeinsten Ausdrücken zu beschimpfen. Bei einem großen Diner, das ein Freiheitsgraf gab, entblödete sich eine koquettirende Zierpuppe nicht, zu sagen, daß sie keinen Hunger mehr verspüre, aber daß sie das gebratene Herz eines Croaten, wenn man ihr ein solches auftischen würde, mit Lust verzehren werde. In der Revolte zu Cremona machte die Gräfin Nieri hoch zu Roß die Parlementairin zwischen Volk und Militair. Da es in dieser italienischen Revolution durchaus nicht an Unterröcken fehlen durfte — wie ein alter Soldat sagt — und damit die Poesie des Siegeszuges erhöht werde, zog eine Gräfin Pallavicini aus Brescia mit einer Schaar von 160 Rittern, allerdings nach damaligem Zuschnitte, in's Feld. Man sagt, die Dame habe ihren Flügel sich nachführen lassen, um von irgend einem Tyroler Felsen herab ihre Melodieen mit einem Sol campo della gloria in die Schlacht zu geleiten. In Vicenza bildete sich eine Schaar Amazonen. In Cremona führten die Marchande des Modes Pisati, die Gräfin Nieri und noch ein anderes Frauenzimmer Patrouillen durch die Stadt. Eine Frau Beltrani bezog sogar die Hauptwache des Ortes. Die Marquise Therese d'Oria ging in das Lager von Peschiera, begleitete den Herzog von Genua in die Laufgräben und brannte die erste Kanone des Belagerungsgeschützes auf diese treu und brav vertheidigte Festung ab."

„Da es auch", wie der österreichische Veteran sagt, „in Italien nie an Buffonaden fehlen darf, so sah man die alte „verbuhlte" Fürstin Belgiojoso an der Spitze eines Haufen Lumpengesindels, das sie in den Straßen Neapels zusammengerafft hatte, ihren Einzug in Mailand halten. — Allein — ihre Rolle einer Republikanerin war bald ausgespielt. Als das „Schwert Italiens" der König Carlo Alberto die Hand nach der lombardischen Krone ausgestreckt, wollte die communistische Semiramis nicht mehr einem Könige dienen und erschien nicht mehr auf dem Schlachtfelde. Die Freischärlin rettete ihre Tugend in die Spitäler, wo sie jedenfalls weniger Gefahren ausgesetzt war, als im Feldlager."

Der Feldzug gegen Sardinien war bald beendet. Mit ungeheurem Jubel zog die österreichische Armee über den Po, drang

bis Mortara und schlug die Sardinier bei Novara so vernichtend auf's Haupt, daß an keinen Widerstand mehr zu denken war.

Der König Carlo Alberto sah von den Wällen Novara's auf sein vernichtetes Heer und rief verzweifelt zum Durando: „Lassen Sie mich hier sterben, General!" Der König floh, legte die Krone nieder und sagte mit Thränen seiner Familie und seinen Offizieren Lebewohl. „Nachts gegen 11 Uhr," schreibt Schneidawind, „fuhr vor einem kleinen Bauernhause, in welchem Feld-Marschall-Lieutenant Graf Thun sein Nachtquartier aufgeschlagen hatte, eine Berline, die von einem Unteroffizier escortirt war, vor, aus welcher ein langer hagerer Mann stieg, dessen ernstes und düsteres Gesicht von einer erschreckenden Blässe bedeckt, dessen Haltung übrigens edel und frei war. Er wünschte den Kommandanten des k. k. vierten Corps zu sprechen." Er gab sich für einen Grafen de la Borge aus und bat um einen Paß, da sich die piemontesische Armee im Zustande der Meuterei befinde. „Während der Paß ge- und unterfertigt wurde, bot Thun ihm in der kalten Nacht — der Regen goß in Strömen herab — eine Tasse Caffee an, die der Fremde dankbar annahm, dann ließ er ihn ziehen, sagte ihm aber beim Einsteigen: „Sire, je vous souhaite un bon voyage."*) Ein junger Mann, der draußen gewartet, setzte sich ebenfalls in den Wagen, und so schnell die Pferde laufen konnten, fuhren sie davon. Der Fremde war Carl Albert, einst König von Sardinien — nun Privatmann. So verließ er sein Heer, so seine Staaten und Familie, um ein Asyl an den fernen Gestaden von Portugal zu suchen, wo er nach kurzer Zeit starb. Der Tag von Novara hatte sein Soldatenherz gebrochen. Der einzige treue Diener, der ihm gefolgt, drückte ihm die Augen zu. Jede andere Begleitung, jede andere Hülfe hatte er zurückgewiesen. Selbst seine Söhne wußten in den ersten Tagen seiner Abdication nicht, was aus ihm geworden war; wenigstens versicherte dies der neue König Victor Emanuel seinem Schwager, dem Erzherzog Leopold."

So endete der unversöhnliche Gegner Oesterreichs, um in seinem Erben einen Rächer zu finden, der noch unversöhnlicher handelte; 1859 abermals das Schwert im Bunde mit Frankreich erhob, um sich 1860 mit der Revolution zu verbinden.

Der König von Neapel schlug die Erhebung Siciliens nieder, an deren Spitze sich der flüchtige Pole Mieroslawski gesetzt. Die Ungarn, an deren Spitze Kossuth gestanden, ernannten jetzt Görgey zu ihrem Dictator und von dem Augenblicke an verließ sie der Sieg. Oesterreich hatte russische Hülfe erbeten und Görgey ergab sich denselben. Ungarn war unterworfen und Oesterreich sandte

*) Majestät, glückliche Reise.

den General Haynau, um den Rebellengeist zu ersticken, den geschlagenen Feind in's blutige Joch zu schmieden. Hatte schon die russische Hülfe Ungarn — diese kostbarste Perle Oesterreichs — für immer dem Kaiserstaate entfremdet und das letzte Band zerrissen, so mußte das Wüthen Haynau's die Erbitterung auf's Höchste schrauben. Durch Gnade hätte der Kaiser vielleicht eine Provinz wieder an sich gefesselt, die nur ihre Nationalität vertheidigt hatte, sich so oft durch aufopfernde Treue bewährte und in mancher Gefahr der Retter Oesterreichs wurde. — Haynau verstand es — diese so edle und tapfere Nation zu Oesterreichs Todfeind zu machen. Dem General war es nicht genug, Blut zu vergießen, er beschimpfte die Nation, welche bis noch heute einen fast mittelalterlich ritterlichen Geist bewahrt hat, er ließ den Grafen Ludwig Bathyany, der — um der Schmach zu entgehen, Hand an sich selbst gelegt, zum Galgen schleppen und mit ihm die vornehmsten Edelleute des Landes wie Diebe hängen. Graf Leiningen, aus fürstlicher Familie, war unter den Gehängten. Fürst Waroniezky und andere Edelleute wurden geköpft, das Blut floß in Strömen. Den Meisten wurde das Vermögen confiscirt, ganze Gemeinden zu Geldstrafen condemnirt, die höchsten Offiziere zu Gemeinen degradirt, in Eisen geschmiedet oder verurtheilt zum Strick, zu Pulver und Blei. Selbst Frauen entgingen seiner Rache nicht — man behauptet — er habe sogar vornehme Damen auspeitschen lassen. Das war keine Pacificirung, das war Haß und Rache und konnte auch nur Haß und Rache säen — während überall in den Landen Europa's die Fürsten mit ihren Völkern sich ausgesöhnt, kämpft Oesterreich noch mit der Revolution um seine Existenz. — Die nachherige Entlassung Haynau's konnte es nicht vergessen machen, daß man sein Wüthen geduldet! —

Die Besatzung von Komorn, welche die Capitulation Görgey's nicht anerkannte, hielt sich unter Klapka so tapfer, daß ihr freier Abzug zugestanden wurde, sie flüchtete auf türkisches Gebiet.

Graf Poninski, der nach Niederdrückung des polnischen Aufstandes flüchtig Ungarn erreicht hatte, kam, da auch er unter Klapka gefochten, abermals mit dem Leben davon. Das Fehlschlagen der polnischen Erhebung und der Sieg der Reaction hatte seine letzte Aussicht zerstört, er war ein flüchtiger Abenteurer, der kein Ziel mehr vor sich hatte, und nur trachten mußte, dem rächenden Arm der Gerechtigkeit zu entgehen. So lange hatte ihn noch die Hoffnung gestählt, für Polens Freiheit bluten zu können, jetzt fühlte er, daß Dembowski wahrgeredet, als er, an der Ohnmacht Polens verzweifelnd, gerufen: „Ich fechte nicht mehr für Polen, denn es giebt nur noch Polen, aber keine polnische Nation mehr, unsere Bauern sind Deutsche, Russen und Oesterreicher geworden!"

Diese Ueberzeugung war für Poninski so niederschlagend, daß er in Ungarn den Tod gesucht, er fand ihn nicht, aber der Kampf erweckte in ihm wieder die alte Kraft und er schwur der Feind aller Unterdrücker Polens zu sein und bis zum letzten Blutstropfen zu fechten.

Poninski war ein Abenteurer geworden wie Mieroslawski und so viele seiner Landsleute, die jetzt nach Baden eilten, um von Neuem das Banner der Republik zu erheben.

Während Oesterreich die Revolution niederschlug, Italien und Ungarn mit blutigen Ketten wieder an den Kaiserthron schmiedete, nahm in Preußen die Reaction das Gesetz in die Hand, um über die Verbrecher von 1848 zu richten. Der König hatte Versöhnung gewollt, Versöhnung selbst mit Gewalt, das Volk ließ es nicht dahin kommen, es war des Zwistes satt, der alte Preußengeist, die alte Liebe zu dem angestammten Königshause raubten der demagogischen Partei den Boden unter den Füßen. Das Regiment Manteuffel durfte die Hochverräther nicht köpfen lassen, es begann daher, sie unschädlich zu machen, und das Gericht lud die Steuerverweigerer vor.

Es lag ein Widerspruch in dem milden Auftreten des königlichen Heeres und in der bitteren, harten Verfolgungssucht der Beamtenwelt: das stumpfe Messer bringt schlimmere Wunden als das scharfe Schwert und das Volk, welches den gefürchteten Kampf nicht ausbrechen sah, grollte der Partei, welche jetzt nicht an den ehrlichen Frieden glauben wollte, die allein behauptete, daß Preußen keinen Rausch, sondern eine Revolution gehabt habe, und während sie Gespenster suchte, den Haß seine Feinde treffen ließ. Die unselige Augendienerei ist niemals größer als in solchen Momenten, wo es Noth thut, Gesinnungstüchtigkeit zu zeigen, und sie äußert sich dann in systematisch grausamer Verfolgung. Das Ministerium Manteuffel hatte die Aufgabe, die Ordnung herzustellen, dem Gesetze wieder Achtung zu verschaffen und die letzten noch glimmenden Funken zu ersticken. Hiezu war Strenge nöthig, aber diese Strenge ward ausgebeutet durch den Diensteifer der Beamten, und die Regierung konnte nicht ahnen, welchen Haß sie, ohne es zu wollen, säete, bis der Sturz des Ministerii die Zunge löste und nun ein einziger Jubelschrei durch das Volk ging, das jetzt aufathmete von dem Polizeidruck der zehn Jahre. Welcher Schwächen man auch das Ministerium Manteuffel in politischer Beziehung zeiht, wir wiederholen, daß es durch sein Auftreten der Demagogie gegenüber nur eine, für das Wohl des Landes nothwendige Aufgabe erfüllte, daß ohne diese Strenge, selbst Härte, der fernere Friede durch Wühlereien getrübt und neue Kämpfe hervorgerufen worden wären, daß aber auch nicht geleug=

net werden kann, wie viel Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten durch falschen Diensteifer der Beamten verübt wurden, vorzüglich derjenigen, welche erst mit der Reaction wieder die preußische Cocarde an den Hut steckten und jetzt durch sogenannte Gesinnungstüchtigkeit, durch Demokratenhaß und Diensteifer ihre eigene Gesinnungslosigkeit vergessen machen wollten.

Die Frankfurter Nationalversammlung erwählte den König von Preußen zum Kaiser von Deutschland.

„Als der Präsident der Versammlung," schreibt Held,*) „Simson aus Königsberg (beiläufig derselben Stadt, in welcher sich der Kurfürst von Brandenburg zum Könige von Preußen gekröne hatte!), das Ergebniß der Wahl bekannt machte, fügte er einigt patriotische Wünsche bei, welche indeß schon durch die nächste Zukunft gänzlich verwischt wurden. Er sagte: „Möge der deutsche Fürst, der wiederholt und öffentlich die unvergeßlichen Worte gesprochen, daß der warme Herzschlag für die deutsche Sache sein mütterliches Erbtheil sei, sich nur als Schutz und Schirm der Einheit, Freiheit und Größe unseres Vaterlandes bewähren, nachdem eine Versammlung, aus dem gesammten Volke hervorgegangen, eine Versammlung, wie noch keine je auf deutschem Boden tagte, ihn an dessen Spitze berufen hat. — Gott sei mit Deutschland und seinem neuerwählten Kaiser!" —

„Die Deputation, welche sich Berlin auf Umwegen und in kleinen Tagereisen näherte, theils um den Bewohnern der verschiedenen Städte Gelegenheit zu beistimmenden Demonstrationen zu geben, theils auch wohl, um dem Könige von Preußen Muße zu lassen zur Erwägung dessen, worüber er schon längst mit sich einig war! Diese Deputation fand in den verschiedenen Gegenden Deutschlands einen sehr verschiedenen Empfang. In den rheinischen Städten nahm man sie mit Kälte auf, weil dort der demokratische Geist vorherrschte, der mit der Schöpfung einer neuen Dynastie unzufrieden war. In den Städten Norddeutschland's, namentlich Hannover, Braunschweig und Magdeburg wurde die Deputation mit Begeisterung begrüßt, weil man dort das Kaiserthum nur von der deutsch-patriotischen Seite betrachtete. Was Berlin selbst betrifft so nahm diese preußische Hauptstadt von der ganzen Abordnung sehr wenig Notiz, theils weil das dortige Volk bereits anfing, gegen die wurmstichig gewordenen Früchte der Revolution gleichgültig zu werden, theils weil der Belagerungszustand jede Demonstration unmöglich machte. Die Deputation des deutschen Volkes wurde sogar nur von einer einzigen, schwarz-roth-gelben Fahne begrüßt, die ihr — mit ausnahmsweiser Genehmi-

---

*) Deutschlands Lehrjahre.

gung des Militair-Oberbefehlshabers v. Wrangel — den Weg nach dem Schlosse weisen durfte, wie dereinst der eine Stern den drei Königen aus Mohrenland den Weg nach Betlehem gewiesen hatte, und so gab es denn in dem zur Hauptstadt Deutschlands gestempelten Berlin die höchst seltsame Erscheinung, daß eine Abordnung der gesammten deutschen Volksvertretung, welche im Namen des großen deutschen Volkes einem Fürsten die schönste Krone der Welt überbrachte, in der Residenz dieses Fürsten verödete und lautlose Straßen durchschritt, mit der düsteren Stille eines Leichenzuges."

„Der König antwortete der Deputation, daß er die Krone nicht ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, Fürsten und freien Städte Deutschlands annehmen könne, er erklärte, die deutsche Kaiserkrone nicht aus den Händen der Revolution empfangen zu wollen und erinnerte dabei an den Exkönig der Franzosen, der seine Krone gelassen, wo er sie gefunden — auf einer Barrikade.*) Er schloß mit den Worten: „Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen deutschen Gauen: Bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde, so werde ich auch ohne Ruf nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue."

Hierauf sprach der König zu einzelnen Abgeordneten bedeutungsvolle und charakteristische Worte. Den Abgeordneten Beseler fragte er: „Wo befindet sich jetzt Ihr Bruder?" „In Schleswig, Majestät!" worauf der König in lächelndem Ernst erwiderte: „Ach ja, er regiert jetzt dort. O, dieser unglückselige dänische Krieg. Ich wünschte, daß ich ihn nie hätte zu unternehmen brauchen! Kennen Sie den König von Dänemark?" — „O ja, Majestät, ich habe ihn häufig gesehen." „Das ist ein braver und biederer Monarch, er ist mein wahrer Freund."**)

„Klar, kräftig und mit markiger Schönheit äußerte sich der König gegen den dessauischen Abgeordneten Pannier, der sich im Parlamente nur zu sehr der demokratischen Richtung zugewandt hatte: „Die dessauischen Truppen sollen gegenwärtig meinem Heere einverleibt werden, ich glaube, daß es auch wohl nothwendig sein wird, denn die Dinge in Deutschland müssen doch endlich eine andere Gestaltung annehmen. Ja, ja, eine Lehre habe ich mir aus den Erfahrungen des vergangenen Jahres entnommen, die Lehre nämlich: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten."

„Endlich äußerte der König mit überlegener Feinheit gegen

*) Vergl. Förster.

**) Vergl. Reden Friedrich Wilhelm IV.

den Abgeordneten, Professor v. Raumer, der unter Hinweisung auf die Gefahren des deutschen Vaterlandes besonders inständig bat, der König möge doch die Kaiserkrone annehmen: „Das ist auch eine Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Zeit, daß man mehr giebt und anbietet, als man selbst besitzt und zu vergeben hat."

Dem alten Patrioten Arndt, welcher den König schriftlich bat, die Krone anzunehmen, schrieb der König zur Antwort: „Zuvörderst Dank aus der Fülle des Herzens, denn das ist ein rechter und echter Deutscher Mann, der mir schreibt. Mit einem solchen, der der Geschichte seines Vaterlandes Ehre giebt und gelernt hat, was ein deutscher Fürst ist, kann ich von Herz zu Herz, von Kopf zu Kopf rede. Nun, Sie bitten ihn (den Fürsten), er solle eine ihm „gebotene Krone" annehmen. Hier verlangt es jedes Alter, das mehr denn vierzehn Jahre zählt, zu fragen, zu prüfen, zu wägen: erstens: Wer bietet, zweitens, was wird geboten. Zuvörderst das Bekenntniß, daß der scheußliche ekle Schlamm des Jahres 1848 mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber, daß ich mir den Schlamm abgewaschen habe, und wo es noch nöthig, noch abwasche; doch zur Sache." Der König führt aus, daß die Versammlung nur eine Verfassung zu berathen habe und fährt fort: „Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach hundertjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? Auf eine Botschaft, wie sie mir aus Frankfurt droht, den Zeitungen und Ihrem Briefe zur Folge, gebührt mir das Schweigen. Ich darf und werde nicht antworten, um Männer, die ich ehre und liebe, auf die ich, wie Sie selbst, mein alter Freund, mit Stolz, ja mit Dankbarkeit blicke, denn was würde mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreisenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden" auf's Haupt, ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treusten und tapfersten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde, und das sei ferne! Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Ordnung, sie lebt und athmet ihren Todeshauch, so lange unten oben und oben unten ist. Als deutscher Mann und Fürst, dessen Ja ein Ja vollkräftig, dessen Nein ein Nein bedächtig, gehe ich in Nichts ein, was mein herrlich Vaterland verkleinert und dasselbe dem gerech-

ten Spotte seiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeschichte preisgiebt, nehme ich Nichts an, was meinen angeborenen Pflichten nicht ebenbürtig ist oder ihnen hindernd entgegentritt. Oft unterbrochen schließe ich diese Zeilen am Jahrestage des verhängnißvollen achtzehnten, Ihnen, dem Dichter des begeisterten Liedes, das von dem März-Kaiser so wenig erklingen dürfte als die Marseillaise von dem Juli-Könige, Ihnen, theuerster Arndt, biete ich die Hand aus Herzensgrund

als Ihr wohlgeneigter König und guter Freund."

Die preußische zweite Kammer wurde aufgelöst wegen ihres Verhaltens in der deutschen Frage, nachdem das Ministerium lange mit ihr über innere Politik gekämpft; Oesterreich und Preußen beriefen ihre Abgeordneten aus Frankfurt zurück, Preußen, Hannover und Sachsen schlossen das Drei-Königs-Bündniß in der deutschen Frage, welches jedoch ebenso rasch wieder zerfiel.

Das deutsche Nationalparlament, durch die abgerufenen Mitglieder, welche größtentheils dem Befehle gehorchten, in seiner Mitgliederzahl geschwächt, in sich zerspalten, protestirte! „Es stand da," schreibt Held, „ein Bild des tiefsten Jammers, nicht einmal Herr über eine einzige Kanone, die es zu seiner Vertheidigung gegen ein Bataillon der österreichischen oder preußischen Besatzung Frankfurts hätte auffahren lassen können, wenn es einem österreichischen oder preußischen Major eingefallen wäre, die Herren der Paulskirche von ihren Bänken zu jagen."

Deutsche Truppen schlugen sich in Schleswig und nahmen die Gefion, die Holsteiner wurden jedoch bei Fridericia dermaßen auf's Haupt geschlagen, daß der von Preußen mit Dänemark hierauf geschlossene Friede sehr günstig für die Provinzen nach einer solchen Niederlage gewesen wäre — wenn Dänemark den Verpflichtungen, zu denen es sich darin verband, nachgekommen wäre. Von diesem Momente an trat Preußen, das jetzt seine Hand frei fühlte, an die Spitze der Reaction in Deutschland und stellte — mit den Waffen in der Hand die Ordnung wieder her.

Der König von Sachsen hatte seine Kammern aufgelöst, Dresden erhob sich, schlug die Truppen und der König flüchtete mit den Schätzen des grünen Gewölbes auf den Königstein, indem er telegraphisch aus Berlin Hülfe erbat. Sofort eilten preußische Bataillone dorthin, erstürmten im Verein mit den sächsischen Truppen die Stadt, die provisorische Regierung: Hübner, Todt und Tschirner, wurde verjagt, der Russe Bakunin gefangen und die Ordnung wieder hergestellt.

Trotz des Mißlingens aller revolutionairen Versuche brach eine ähnliche Erhebung in der Pfalz aus, welche durch Uebergang der Truppen bedeutender wurde.

In der Festung Rastadt hatte sich eine Verschwörung gebildet, an deren Spitze der Advokat Brentano, die Polen Mieroslawski und Poninski sich befanden. Die Verhaftung eines Soldaten der Besatzung, der in einer Volksversammlung aufrührerische Reden hielt, gab Veranlassung zum Ausbruch der Revolution, das Volk befreite ihn, die Truppen gingen über und der von Karlsruhe herbeieilende General Hoffmann wurde in die Flucht geschlagen.

Auf den Gräbern von Offenbach war es in den letzten Nächten laut geworden. Es beteten hier nicht wie sonst die Gerechten in heimlicher Stille, man predigte Tod den Gojim's Rache für den Propheten.

Als am 13. Mai Brentano zu Offenbach eine Volksversammlung abhielt, kam von den Gräbern her ein Zug Männer, die Waffen unter den Kleidern trugen. Die Volksversammlung hatte eine Sturmpetition beschlossen, aber die Sohariten, welche sich jetzt unter das Volk mischten, ließen es nicht zur Abgabe der Adresse kommen, sie läuteten Sturm und auch hier gingen die Truppen über — der Großherzog mußte fliehen, Struve wurde aus dem Kerker befreit und sogleich zum Vorsitzenden der provisorischen Regierung ernannt. Tod den verbündeten Tyrannen! Es lebe ein großes, freies, einiges Deutschland! war der Schlachtruf der Republikaner. Tod den Gojim's, mögen sie einander erwürgen! murmelte der Soharit leise dazu.

Die provisorische Regierung von Baden erklärte Preußen den Krieg, da es der Reichsverfassung den Gehorsam verweigert habe. Der Reichsverweser forderte die deutschen Bundestruppen auf, gegen die Rebellen zu marschiren! Der Großherzog von Baden that ein Gleiches.

Im Revolutionsheere sah es bald kläglich aus. Brentano wollte vermitteln — er wünschte Minister des Großherzogs zu werden, Struve dagegen, der eiserne Republikaner, wollte die offene Feldschlacht gegen die Tyrannen.

Die preußischen Truppen unter Führung des Prinzen von Preußen,*) die Reichstruppen unter Pudler rückten ein und schlugen die Aufständischen überall; Prinz Friedrich Karl von Preußen zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit bei Waghäusel aus, als er jedoch mit wenigen Begleitern gegen ein Quarree der Insurgenten ansprengte, da commandirte Poninski Feuer, und von der Kugel des Polen getroffen, blutete der Prinz.

Ein schadenfrohes Lächeln des Triumphes verzerrte die Züge des riesigen Polen, aber er frohlockte zu früh — erbittert über

---

*) Als der Prinz durch Unter-Ingelheim fuhr, wurde auf ihn geschossen, aber nur der Postillon verwundet.

die Wunde des königlichen Prinzen richteten die Preußen jetzt ein Gemetzel an, dem der Pole nur mit genauer Noth entging.

Ein preußisches Landwehr-Bataillon, das beim Angriff gezögert, wurde durch die Drohung preußischer Geschütze zum Gehorsam gezwungen, das war der einzige eclatante Fall in jenen Jahren, wo die preußische Soldatentreue eine, wenn auch nur augenblickliche Schwäche gezeigt!

Ueberall zerstreut und geschlagen, widerstand nur noch Rastadt den Verbündeten. Hier leitete Tiedemann die Vertheidigung, aber trotz hartnäckiger Gegenwehr mußte die Festung sich ergeben. Der Parlementair der Aufständischen, der frühere preußische Lieutenant und bekannte Schriftsteller von Corvin Wiersbitzki erhielt von dem preußischen Major die Zusage, daß vielleicht Gnade erfolgen werde; aber da dies weder schriftlich gegeben, noch von dem Commandeur der Truppen bestätigt wurde, that das Kriegsrecht auch hier seine Pflicht. Die Garnison wurde entwaffnet und in die Kasematten geführt, ein Theil der Rädelsführer ward erschossen, ein anderer Theil, darunter Corvin, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Die Polen waren zum größten Theile nach Frankreich entflohen oder im Kampfe gefallen. Der Professor Kinkel, welcher mit den Waffen in der Hand gefangen worden, ward in's Zuchthaus bei Berlin gebracht. Ein Schweizer, Namens Becker, der den Mord als Mittel der Humanität gepredigt, entkam; Rösler, der Reichskanarienvogel, ward ebenso, wie einst Herwegh, durch seine Frau gerettet.

So endete der badische Aufstand; der Prinz von Preußen führte den Großherzog von Baden in sein Land zurück.

XIX. Mord mit Dolch und Gift.

Der Baron Hayer hatte, als er Hinckeldey gegenüber stand, absichtlich nur den Einwand geschäftlicher Rücksichten gegen denselben gebraucht, als er seine Ausweisung rückgängig machen wollte, denn es war seine Absicht, diesen Charakter zu durchschauen und wenn es anging, ihn auch zu benutzen. Wir haben gesehen, daß er damit völlig an der eisernen Consequenz und Rechtlichkeit des Präsidenten scheiterte. Jetzt erst, nachdem die Frist, die ihm Hinckeldey gestellt, beinahe abgelaufen war, zeigte er demselben an, daß er durch seine Geburt das Heimathsrecht von Berlin besitze und auch Eigenthümer in der Stadt sei, wozu ihm Moritz Meyer die nöthigen Papiere ausstellte. Hinckeldey

ließ ihn abermals vorladen und befragte ihn: warum er bei seiner Verhaftung dies nicht sogleich angegeben.

„Man begnügte sich mit meiner Legitimation als österreichischer Baron," lächelte Haper, „die Polizei verlangte nichts Weiteres."

Hinckeldey stieg vor Zorn das Blut in's Antlitz, er knirschte, daß ein Jude mit ihm zu spielen wagte und gab, als Haper ihn verlassen, den Befehl, dem Baron einen Schutzmann vor die Thüre zu stellen, der ihn auf Schritt und Tritt überwache.

Es war dies das System, welches Hinckeldey schon Mehreren gegenüber mit Erfolg betrieben hatte.

Hinckeldey lauerte darauf, daß Haper Gelegenheit zu einer Anklage geben werde, er war überzeugt, daß dieser Mann die weitverzweigtesten Verbindungen hatte und zu den gefährlichsten Demagogen gehörte; aber jede Nachricht, die er von ihm erhielt, bestätigte nur das Wort Haper's: „Ich bin jetzt reactionair, weil dies in meinem Interesse liegt!" Haper war Mitglied des Treubundes geworden, bei allen patriotischen Stiftungen stand sein Name als Geber obenan. Hinckeldey mußte seinen Befehl zurücknehmen, aber die Criminal-Beamten erhielten den Auftrag, Haper insgeheim zu beobachten.

Auch dieses Mittel schlug fehl. Haper war viel zu klug, als daß er sich der Sorglosigkeit hingegeben und sich sicher gefühlt hätte.

In dem Bierhause bei D.... am runden Tische saß ein der Polizei sehr bekanntes Publikum von Stammgästen. Der runde Tisch war der Polizei schon lange ein Dorn im Auge, denn täglich wurden hier mißliebige Reden geführt, die aber stets so gehalten waren, daß die Grenze nicht überschritten wurde, die das Gesetz zieht, wenigstens ließen die Herren es nicht dazu kommen, daß man solche Worte hörte. Das Publikum bestand aus anerkannt Liberalen, ja, aus Leuten, welche 1848 eine Rolle in der Bewegung gespielt, denen man noch keine Paßkarten ertheilte und die man überwachte — Leute, von denen sogar Einzelne rothe Bärte hatten und die sich noch immer nicht ganz zu der Hutform bequemten, welche Hinckeldey unrevolutionair hielt. Es waren Männer des passiven Widerstandes, Leute, welche heute zur rechten Seite der Kammer schwören, aber damals äußerst links waren, ohne daß sie ihre Ansichten verändert hätten. Hinckeldey ließ das Local durch geheime Polizei beaufsichtigen, aber es mußte Verrath im Spiele sein, denn sobald ein Beamter dieser Abtheilung in Civilkleidung in der Bierstube erschien und sich wie ein harmloser Gast ein Seidel bestellte, rief ein Herr vom runden Tische so laut, daß alle Gäste es hören konnten, dem neuen Gaste ent-

weder ein sehr auffälliges „Guten Morgen“ zu, oder sagte, indem er auf denselben hinwies: „Wir sind nicht mehr allein!“

Der runde Tisch brachte die geheime Polizei zur Verzweiflung. War ein neuer Beamter angestellt, so schien es zuweilen, als ob er überlistet sei, denn der Gruß erfolgte nicht, aber der Hohn war um so bitterer, denn das Publikum sprach plötzlich so auffallend reactionair, daß die anderen Gäste wiederum avertirt waren.

An diesem Tische wurde auch Haper Stammgast.

Eines Tages herrschte in der Bierstube große Aufregung. Der König hatte — was die liberale Partei bis zum letzten Augenblicke bezweifelte, daß es je geschehen werde, die Verfassung beschworen, aber er hatte dabei auch eine Rede gehalten, welche den Herren am runden Tisch Anlaß zu einer mißliebigen Kritik gab. „Ich bin hier“ — lauteten diese Stellen der königlichen Rede, „nicht um die angebornen und ererbten Pflichten des königlichen Amtes zu üben, die hoch erhaben sind über den Meinen und dem Wollen der Parteien. — Sie und die Treue Meines Volkes muß Mir helfen wider die, so die königlich verliehene Freiheit zum Deckel der Bosheit machen und dieselbe gegen ihren Urheber kehren, gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, wider die, welche diese Urkunde gleichsam als Ersatz der göttlichen Vorsehung und der alten heiligen Treue betrachten möchten — — — mit einem Worte, eine Lebensbedingung ist die, daß Mir das Regieren mit diesem Gesetze möglich gemacht werde, denn in Preußen muß der König regieren und Ich regiere nicht, weil es also Mein Wohlgefallen ist — Gott weiß es! — sondern weil es Gottes-Ordnung ist, darum aber will Ich auch regieren! Ein freies Volk unter einem freien Könige, das war Meine Loosung seit zehn Jahren, das ist sie heute und soll es bleiben, so lange Ich athme.“ Hiernach erneuerte der König die Gelöbnisse bei der Huldigung und schloß: „Zum Zweiten erneuere, wiederhole und bestätige Ich feierlich und ausdrücklich das heilige Gelöbniß, welches Ich am 11. April 1847 ausgesprochen, mit Meinem Hause dem Herrn zu dienen. Ja, ja, das will Ich, so Gott Mir helfe und dies Gelöbniß steht über allen anderen, es muß in einem Jeden enthalten sein und alle anderen Gelöbnisse, sollen sie anders Werth haben, wie lauteres Lebenswasser durchströmen.“

„Das ist eine Ausarbeitung des Wortes von Stahl!“ rief ein Arzt. „Machen Sie einen König von Gottes Gnaden nicht zu einem König von der Kanonen Gnaden.“

„Es ist ein Königthum von Gottes Gnaden mit ständischer Repräsentation!“ lächelte Haper.

„Es ist Absolutismus," sagte ein rothbärtiger Kaufmann, „wie nun, wenn das Regieren mit dem Gesetz nicht möglich ist?"

Von einem Nebentische her erscholl plötzlich ein höhnendes Gelächter und ein langer hagerer Mann, der bisher in sich verschlossen, brütend dagesessen, wandte sich zu den Herren am runden Tisch.

„Curios," sagte er, „daß das Alles so kommt. Deutschland wird auch einig werden, wenn es möglich ist, man wird den Subalternen helfen, wenn es möglich ist, es wird Gerechtigkeit herrschen, wenn es möglich ist. Möglich!" und er lachte bitter auf, „was gefällt, ist möglich, was nicht gefällt, unmöglich! Aber die Zeit der Vergeltung wird auch möglich werden — —"

„Pst!" unterbrach ihn der Arzt erschrocken, da soeben der Beamte der geheimen Polizei in's Zimmer trat — „die Polizei!"

„Gott grüß' die Polizei," lachte der Lange — „der ist Alles möglich!"

Damit setzte er sich wieder an seinen Tisch.

„Wer ist das?" flüsterte der Arzt, den Mann eigenthümlich fixirend.

„Ein früherer Artillerie-Unteroffizier," sagte Haper sehr laut, indem er den Empörten spielte, „welcher seine Erziehung den Benefizien des Staates verdankt und eine für seine Stellung sehr gute Pension erhält; das sollte den Herrn zur Dankbarkeit gegen den Staat, gegen die gesetzliche Ordnung und vor Allem gegen seinen Kriegsherrn veranlassen. Aber" — und er setzte dies flüsternd hinzu, indem er nach der Stirn deutete — „ein wenig überspannt."

Die Herren am runden Tische lächelten bei den ersten Worten dieser gesinnungstüchtigen Rede und fixirten dabei spöttisch den Beamten; der Schluß jedoch ließ den Arzt fortan den Fremden mit Interesse beobachten.

„Wie heißt er?"

„Sefeloge."

„Sie kennen ihn?"

„Er wurde mir einmal gezeigt, als er einen ähnlichen Anfall hatte," entgegnete Haper; „aber sehen Sie, jetzt sitzt er da und sieht und hört nicht!"

„Das Auge hat etwas Unstätes," bemerkte der Arzt — „vielleicht politischer Fanatismus, Gereiztheit, Ueberspannung?"

„Beobachten Sie ihn," lächelte Haper, „ich werde ihn anreden, um unserem Aufseher eine patriotische Freude zu bereiten!"

Damit erhob er sich und trat zu Sefeloge heran.

„Mein Herr," begann er, indem er Sefeloge gegenüber Platz

nahm, „obgleich wir ganz verschiedener Ansicht zu sein scheinen, würde es mich interessiren, zu hören, was Sie für möglich halten. Auch ich habe einst für die Chimäre deutscher Einigkeit, Constitution u. s. w. geschwärmt, bin aber ganz davon abgekommen, wie so viele gesinnungstüchtige Beamte."

„Sie nennen das Heiligste eine Chimäre?" schaute Sefeloge auf und sein Blick sprühte finster; „will Ihr Spott Millionen in's Antlitz schlagen?"

„Millionen?" lächelte Haper, die Achseln zuckend; „ich glaube an kein Deutschland mehr, weil eben Millionen Deutsche nicht daran glauben und nur Hunderte davon träumen!"

„Das ist nicht wahr!"

„So öffnen Sie doch die Augen," lächelte Haper; „sehen Sie, wie überall die Völker sich wieder in der alten Treue und Liebe um ihre Throne schaaren, wie man die alte Zeit zurückwünscht und die Fürsten mit Adressen bestürmt, die Verfassungen, die letzten Erinnerungen an eine traurige Zeit zurückzunehmen, damit wieder die alte Ordnung herrsche, ein König oder Fürst von Gottes Gnaden und gehorsame treue Unterthanen, ein Hirt und eine Heerde, ein gnädiger Wille und ein liebender Gehorsam. Ja," fuhr er fort, als Sefeloge das Blut in's Antlitz stieg und er seinen Zweck, ihn aufzureizen, erreicht sah, „so lange es noch deutsche Fürsten giebt, wird auch deutsche Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus bestehen, und weil unser Herr und König es nicht für recht hält, deutscher Kaiser zu sein, deshalb wollen seine getreuen Unterthanen auch Preußen bleiben, und wer anders denkt, der begeht Hochverrath."

Sefeloge antwortete nicht; er nahm das Seidel und stampfte damit auf den Tisch. Plötzlich sprang er auf und verließ das Local.

„Ein hartnäckiger Schwärmer!" zuckte Haper die Achseln, indem er wieder an den runden Tisch zurückkehrte.

Der Beamte hatte schon das Local verlassen, als er sah, daß er erkannt worden.

„Sie haben sehr Unrecht gethan," sagte der Arzt zu Haper, „der Mann ist in einer furchtbaren Aufregung davongegangen, sein Zustand scheint mir bedenklich; er kann sich nicht mehr beherrschen, er brütet, er ist in dem Grade des Wahnsinns, der sich in extravaganten Handlungen äußert. Solchen Leuten darf man nicht widersprechen."

„Sie meinen," fragte Haper, dessen Züge ein triumphirendes Lächeln überflog, „es wäre etwas zu befürchten? Ich scherzte nur und wollte ihn im Gegentheil von diesem sehr gefährlichen Trotz kuriren, der nicht einmal die Polizei scheut."

„Sie haben vielleicht das Entgegengesetzte erreicht, ohne es zu wollen!“ schüttelte der Arzt den Kopf.

Kurze Zeit nach dieser Scene, als der König eines Tages auf dem Potsdamer Bahnhofe in seinen Wagen steigen wollte und sich Neugierige hinzudrängten, sprang ein Mann auf ihn zu, zog eine Pistole aus der Rocktasche und feuerte dieselbe in fast unmittelbarer Nähe auf den Monarchen ab. Die Kugel, welche für die Brust bestimmt war, verletzte nur den Unterarm; der Thäter ward, ohne daß er Miene zur Flucht machte oder Widerstand leistete, ergriffen und gestand, daß er den König habe ermorden wollen, weil er der Einigung Deutschlands hinderlich sei; er hieß — Sefeloge.

Das Volk stürzte über ihn her und wollte ihn zerreißen; nur der Befehl des Monarchen rettete den Mörder, und mit dem Schaudern des Entsetzens sah man die stumpfe Gleichgültigkeit dieses freilich halbwahnsinnigen Menschen, der sich für einen Märtyrer hielt und gar nicht zu bedenken schien, daß er ein Verbrechen begangen, welches keine fixe Idee entschuldigt, daß er die Hand gegen den Monarchen, ja — gegen seinen Kriegsherrn, dem er den Eid der Treue geleistet, erhoben.

Der Königsmord — er ist in der neuesten Zeit wiederholt worden — läßt schaudern vor der Verderbniß, in welche der Fanatismus die Begriffe stürzen kann. Wo Mord gesäet, wird nur Fluch geerntet; aber mehr noch — der Einzelne befleckt den Namen von Millionen mit einem Verbrechen, beschmutzt die Geschichte seines Landes und setzt seine Mitbürger der Gefahr aus, daß der Monarch die Liebe und das Vertrauen zu seinem Volke verliert. Der Königsmord läßt schaudern, aber er führt auch zum Glauben an das Königthum von Gottes Gnaden — wer anders als die allwaltende Hand vermag das Leben eines Mannes wenig Schritte vor der Mündung einer Pistole zu schützen; wer gab den Kugeln eines Tschech, eines Sefeloge und heute eines Becker die Richtung kurz vor dem Ziel?

Der König verlor die Fassung nicht, er schützte den Mörder, dankte den Umstehenden für ihre Theilnahme, ließ sich den Arm verbinden und sagte: „Kinder, es ist nichts!“ Aber in seinem Herzen wurmte es bitter, daß sich schon wieder die fluchwürdige That erneut, und wenn er sich heute fragte: „Was schafft in deiner Regierung Königsmörder, welche die preußische Geschichte früher nie gekannt,“ mußte da nicht eine innere Stimme antworten: „Die Freiheit, die du gegeben, hat die Moral vernichtet, die Religion verhöhnt und dem Laster den Weg geebnet,“ mußte sie ihm nicht sagen, „die fixe Idee, durch Königsmord für Deutschlands Einigkeit zu handeln, kann nur durch die Presse entstanden

sein, welche unablässig ruft: der deutschen Einigkeit sind nur die Fürsten im Wege?"

Doch nein — der König dachte nicht an so etwas, denn sein Herz kannte keinen Arg gegen das Volk, aber man erweckte in ihm solche Gedanken; eine Partei, der die Preßfreiheit längst ein Dorn im Auge gewesen, benutzte das Attentat, um den König zur Strenge zu ermahnen, und Hinckeldey schaffte ihr die Beweise, um den König von der Schuld der Presse zu überzeugen.

Die freie Presse hatte jedenfalls Schuld — gerade so, wie jedes Wort Schuld trägt, wenn es mißverstanden wird, also nicht klar ist, und daran, daß sie nicht klar sprach, hatte die Polizei Schuld. Hätte die Presse Aufruhr oder Königsmord gepredigt, dann wäre nicht Einer von ihr verleitet worden; sie ließ aber, um nicht gemaßregelt zu werden, viel zwischen den Zeilen lesen, was mißverstanden werden konnte. Wir reden natürlich nicht von den Blättern, die nur eine Maske über dem rothen Antlitze trugen — es gab eine wohlmeinende freie Presse und diese wurde durch die Folgen des Attentates getroffen, ohne es verdient zu haben; jene spielte schon längst mit der Polizei Schach um ihre Existenz.

Der Professor Leo hatte wieder Gelegenheit, über „Bildungsdreck" und „scrophulöses Gesindel" zu sprechen.

Die Herren der Camarilla, die Partei der Kreuzzeitung und was sich reactionair in der Reactionsperiode nannte, erfochten durch das Attentat einen Sieg, der die bedeutendsten Folgen hatte. Das Preßgesetz wurde verschärft, die Polzei und sogar die Post erhielten Machtvollkommenheit, der Verbreitung mißliebiger Druckschriften in den Weg zu treten; die Maßregelung der Presse ward den Behörden übergeben, ohne daß ein Gesetz den Beamten scharfe Grenzen gezogen hätte, so daß häufig Willkür allein entschied, fast immer aber die mangelhafte Bildung der untersten Subalternbeamten von Einfluß war. Es wurden Blätter confiscirt und gleich darauf freigegeben, oft ohne daß eine Anklage erhoben worden wäre, und viele Zeitungen wurden erst confiscirt, nachdem sie schon überall Verbreitung gefunden.

„Der Eindruck," schreibt Förster, „den das Attentat in den Gemüthern zurückließ, dehnte sich auch auf Richter und Geschworene in politischen Prozessen aus. Die Gerichte neigten sich unwillkürlich einer größeren Strenge zu, und es hatten Männer darunter zu leiden, die ebenso, wie ihre Richter und Geschworene, den Königsmord verabscheuten. Pietistische Neigungen schöpften aus der wunderbaren Errettung des Königs neue Stärke und machten sich in der Folgezeit noch entschiedener geltend. Das unselige Ereigniß gab endlich dem Hofe Veranlassung, den König fortan

sorgfältiger vor einer unmittelbaren Berührung mit dem Volke zu bewahren. Durch das ganze Land ein verstärker Polizeidruck, die Hauptstadt durch willkürliche Verhaftungen, Beschlagnahmen, Haussuchungen in Schrecken gesetzt, die Gegner der Regierung zu Paaren getrieben, die Preßfreiheit in beschwerlichster Weise beschränkt, der Einfluß der frommgläubigen Klerisei im Steigen begriffen, Parteilichkeit in den Gerichtssälen, Argwohn in der Seele des Herrschers — das waren die Folgen einer That, die, vermöge der geistigen Beschaffenheit ihres Urhebers, nur Gegenstand der Neugierde oder des psychiatrischen Studiums sein konnte. Daß sie so viel Unheil über das Land brachte, war die Schuld der kleinen, aber mächtigen Partei, die in ihrer schamlosen Selbstsucht nicht anstand, selbst die Ausgeburt des Wahnsinns für ihre besonderen Zwecke auszubeuten."

Von nun ab erklang die Stimme der liberaleren Männer vergebens — der König ließ die Kreuzzeitungspartei regieren.

„Von Hengstenberg's Studirzimmer aus durch Gerlach," schreibt Bunsen,*) „gehe Alles auf Verdummung und Verfinsterung los; man werde diese trübe Zeit des geistreichsten Königs noch viel ärger beklagen und verurtheilen, als Wöllner's; Alles habe zugleich den reactionairen politischen Charakter der Junkerpartei — mit Garden und Polizei könne man ja politisch thun, was man wolle — so lange es dauert; allein die Knechtung des Geistes habe der Deutsche nie ertragen und sein Fluch folge durch alle Jahrhunderte Denen, die sie gesucht haben."

Es war, als habe der König das lebendige Interesse für alles Das verloren, was er sonst mit leidenschaftlichem Feuer verfolgte. Humboldt's Schreiben aus dem Jahre 1855**) ist sehr bezeichnend, er sagt:

„Die großen Schicksale Italiens lassen den König sehr gleichgültig, aber eine bunte Glasscheibe, ein Schnörkel an einem alten Denkmal, ein Familienname, dafür habe er die größte Theilnahme, das beschäftige ihn, vergnüge ihn; für solchen Kleinkram sei nun R. der rechte Mann. Auch mit Bunsen sei das der Fall; der König briefwechsele mit ihm über theologische, kirchenväterliche Absonderheiten. Er hat ihn aufgefordert, gegen den Bischof von Mainz Zeitungsartikel zu schreiben; Bunsen aber macht die Bedingung, sich in seinen Artikeln auf den Auftrag des Königs berufen zu können, da sie sonst weder Ansehen noch Wirkung haben würden. — Der Herzog von Coburg-Gotha trachtet nach Gebietsvergrößerung und höherem Titel — der eines Königs von „Ost-

*) S. A. v. Humboldt's Briefe, S. 284.

**) Ebendaselbst, S. 302.

phalen" ist schon in Vorschlag; der König spricht oft von ihm scherzend, als ob er es schon wäre. Man rechnet dabei auf England und Frankreich, man schmeichelt und fügt sich daher gern dem Bonaparte, den man als Protector eines neuen Rheinbundes willig anerkennen würde." (Wer??) „So steht es um die Deutschheit. Sie wird von ihren verpflichteten Beschützern am eifrigsten verrathen."

Wenn dieser Brief auch die ganze Bosheit des Gelehrten verräth, der sich ebenfalls nicht scheute, Alles, selbst seinen königlichen Freund und Gönner, zu bewitzeln, so kann man doch nur sagen, daß es sehr natürlich zusammenhing, wenn der König, der nur Undank geerntet, endlich das Vertrauen zu sich und seinem Volke verlor und sich ganz der Partei hingab, welche den Pietismus als ihr Banner erhob. Der König hatte auf alle Weise zu regieren versucht, nur allein die Härte hatte er noch nicht erprobt; jetzt ließ er die Männer regieren, welche durch rücksichtslose Härte ihr Ziel consequent verfolgten.

Und man entblödete sich nicht, um den König in dieser Stimmung zu erhalten — die, weil sie gegen seine Natur war, an seinem Leben zehrte — ihm mitzutheilen, was der Auswurf der Gasse sprach, als wäre es die Stimmung des Volkes. Jeden Argwohn, den man leise gegen ihn äußerte, jedes Gerücht, jede Gemeinheit wurde ihm zugetragen, damit dies warme, edle Herz aufhöre, das Volk zu lieben und Milde anstatt der Härte walten zu lassen — den königlichen Geist zu vergiften, der so lange dem Fortschritt vorangeleuchtet. Einen Beweis, wie weit man hierin ging, giebt folgende Rede des Königs an den Treubund vom 9. September 1851:

„In viel ernsterer Weise," sagte er, „müsse er beklagen, daß seine Feinde — es wären dieselben, die der Treubund so wacker bekämpfe — sich auch der schlechtesten Mittel nicht schämten, um ihn und die Königin zu verdächtigen und ihnen das Zutrauen ihrer Unterthanen zu stehlen. So werde jetzt wieder die boshafte Lüge verbreitet, er und die Königin wollen zum Katholicismus übergehen. Er sei allerdings an diese, aus der Hölle stammende Angriffsweise schon gewöhnt. Man habe sie seit dem Beginn seiner Regierung gegen ihn in Anwendung gebracht, und es hätte immer eine Lüge die andere abgelöst. Da habe man unter Anderem behauptet, er wolle das schottische Kirchenthum einführen, dann: er habe eine hyperchristliche Richtung und wolle die englische Sonntagsfeier befehlen; wenn dann die erlogenen Befürchtungen sich nicht verwirklicht hätten, habe man sie fallen lassen und sich nach anderen Waffen umgesehen; dann habe man wieder ausfindig gemacht, er wolle die englische

Hochkirche in Preußen einführen, und da nun diese Einführung etwas lange habe auf sich warten lassen, so habe man es für kürzer gehalten, auf diese letzte Lüge zu kommen, daß er und die Königin katholisch werden wollten. Diese Verleumdung werde ihre Zeit dauern und dann würden andere folgen, denn die Feinde ruhten nicht, und er müsse offen gestehen, daß er nicht so heiter sein könne, als es sonst wohl zu wünschen sei." Seine Majestät erklärten ausdrücklich: daß an allen diesen Gerüchten kein Wort wahr sei, er denke nicht daran und autorisire sie, von dieser Erklärung jeden beliebigen Gebrauch zu machen."*)

Nach der Neuen Preuß. Zeitung (A. A. Z. Nr. 271) sprach er noch folgende Sätze:

„Sogar soweit sei man gegangen, daß man sich nicht entblödet habe, ihn der Unmäßigkeit im Genusse des Weines zu beschuldigen! Seit die Leute sich nun überzeugt, daß er größtentheils Wasser trinke, schweige man davon wieder still." Ferner der Schluß: „Diese Lügen seien nicht zufällig entstanden, sondern planmäßig ausgesonnen. Die Lüge, daß er und die Königin katholisch werden wollten, beruhe auf einem förmlichen in London gefaßten Beschlusse der Demokratie. Das wisse man ganz bestimmt, und er autorisire die Anwesenden, dies Jedermann zu sagen."

Gerüchte, die man kaum einem Privatmanne, den man lieb hat, mittheilt — da sie eben nur auf Gassengerede beruhten — sagte man einem Könige, um ihn zu erbittern; die Kreuzzeitungs-Partei hoffte, ihn hart zu stimmen; er wurde es — aber dieses Gift hat ihn getödtet.

Bei der Aufnahme des jetzigen Kronprinzen in das Capitel des schwarzen Adlerordens sagte der König, indem er ihn zur Demuth ermahnte, daß die Zeit, wie kaum eine frühere, dem Eitelsten, der Gemeinheit und jeder Untreue fröhne.

Bei Gelegenheit des Attentats sagte er zu den Kammern:

„Schon fingen wir an, uns der wiederkehrenden Sicherheit zu erfreuen, als ein Mordversuch gegen mich selbst uns einen tiefen Blick in den sittlichen Abgrund eröffnete, an dem wir uns noch immer befinden. Ich rede nicht von meinem Leben, das steht in der Hand des Allmächtigen — die Gefahr, aus der ich wunderbar gerettet worden bin, hat mir die Genugthuung verschafft, unzählige Beweise von Anhänglichkeit und Treue aus allen Theilen des Landes zu empfangen. Ich rede von der tiefen Verwirrung aller Begriffe, welche zum Königsmorde aufruft, von

*) So sprach der König.

der Mißachtung göttlicher und menschlicher Gesetze, die bei dieser traurigen Gelegenheit zu bemerken gewesen ist. Die Presse des Umsturzes trägt einen nicht geringen Theil der Schuld."

Und ein andermal sagte er in Königsberg:

„Einen echten Freundesrath ertheile ich Ihnen; Sie sprechen von dem Dank, den Sie dem hochseligen Könige schulden. Es wird Ihnen in der Geschichte wohl anstehen, wenn Sie diesem Dank auf seinen Sohn und Nachfolger Anwendung geben, indem Sie seinem wahrlich freudlosen Wege den Kummer ersparen. Bisher habe ich davon sehr wenig verspürt."

Diese Stimmung des Königs mußte sich in Allem, auch in der Politik verrathen, und kennzeichnend dafür ist der Trinkspruch am 22. Mai 1852:

„In Meinem und Meines Heeres Namen und im Namen aller treuen Preußenherzen bringe Ich die Gesundheit aus auf Seine kaiserliche Majestät von Rußland! Gott erhalte Ihn dem Welttheile, den Gott Ihm zum Erbtheil gegeben, und dieser Zeit, der er unentbehrlich ist!"

XX. Ein Tag in Charlottenburg.*)

Und hab' ich einsam auch geweint,
So war's mein eigner Schmerz.
Lenau.

Das Lustschloß Charlottenburg bei Berlin — jenes Trauerschloß Friedrich Wilhelm's III., als er die verlorene Gattin beweinte, war ein Lieblingsaufenthalt des Königs, und er brachte hier gewöhnlich die ersten vier Monate des Jahres zu. Seit dem Jahre 1847, wo ihn der Anblick Berlins stets trübe stimmte, kam er immer nur bei einzelnen Gelegenheiten nach dieser Residenz und verkürzte die Zeit, welche er früher im königlichen Schlosse alljährlich residirend zubrachte, auf vierzehn Tage. Die übrige Zeit des Jahres verlebte er in dem Schlosse zu Potsdam, in Sanssouci und auf Reisen.

Die Tageseintheilung des Königs war fast bis auf die Minute geregelt. Er erhob sich zeitig und machte in Charlotten-

*) Mit Benutzung des Aufsatzes: Aus dem Privatleben eines Königs von E. Hermann. Lloyd X.

burg gewöhnlich eine kleine Frühpromenade durch den Garten ehe er sich zum Frühstück begab, welches Schlag acht Uhr — wenn eine Truppenbesichtigung dies nicht früher erforderte — in Gemeinschaft mit der Königin eingenommen wurde. Der König hatte vorher schon gebadet und zu diesem Behuf ein Badezimmer mit Douchen neben seinem Schlafcabinet.

Schon bei der Frühpromenade zeigte sich der König im Uniformsüberrock mit zugehaktem Kragen und in Stiefeln mit Sporen; die Bequemlichkeit eines Privatmannes in Pantoffeln und Schlafrock entbehrt der Monarch, da er zu jeder Zeit „König" sein muß.

Das Frühstück ward in einem kleinen, besonders dazu eingerichteten, höchst gemüthlichen Cabinet eingenommen, das Zimmer war so klein, daß es nur für ihn und die Königin Platz hatte. Das Frühstück bestand aus Kaffee, Semmel und Zwieback mit Butter, und während desselben gab der König die Befehle für den Vormittag, wann er ausfahren wolle 2c. Von ½9 Uhr Morgens bis gegen 11 Uhr arbeitete der König allein, dann erschienen verschiedene Minister, hochgestellte Beamte, Offiziere und Fremde, die sich meldeten oder Audienz erhielten, um ½11 Uhr gab er die Parole aus. Hatte der König Muße, so benutzte er die Zeit vor Tische zu einem Spaziergang oder einer Spazierfahrt in Begleitung seines Flügel-Adjutanten, bei denen er entweder neue Bauten, Wohlthätigkeits-Anstalten oder Kunstwerke in Augenschein nahm. Der König wußte überall Bescheid, er kannte fast jeden Ort seiner Monarchie, aber in Berlin und dessen Umgegend gab es keinen Winkel, den er nicht ebenso genau kannte, wie das von ihm verschönerte Potsdam. Der hohe Sinn des Königs für Wissenschaft und Kunst ließ ihn an Allem das lebhafteste Interesse nehmen, seine Unterstützungslust nützliche und Luxusbauten erstehen, nicht selten entwarf er die Pläne selbst und es giebt fast keine Verschönerung Berlins und Potsdams, an die er nicht die bessernde Hand gelegt hätte und, wo sie von Privaten unternommen wurde, dazu beigetragen hätte.

Die Vorträge dauerten oft von 10 bis gegen 4 Uhr. Der König hatte eine Ausdauer bei der Arbeit, die nicht selten den Vortragenden erschöpfte; der Minister von Manteuffel ist oft eine Reihe von Stunden, ohne Unterbrechung, zum Vortrage gewesen.

Bei Vorstellungen fremder hoher Personen und bei Meldungen von Offizieren entwickelten sich die schönen Eigenschaften des Monarchen im vollsten Licht, hier kamen sein stets schlagfertiger Geist, die lebendige Phantasie, der scharfe, oft pikante Witz, aber vor Allem die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit des Fürsten zur Geltung, dessen herzliches Wesen stets den Sieg über die Gemüther

erfocht und zur begeisterten Verehrung hinriß. Der König hatte ein Bedürfniß, Jeden zu verbinden und ihm etwas Angenehmes zu sagen. Zu diesem Zwecke ließ er sich vorher über den erwarteten Besuch Notizen geben und überraschte dann die Leute damit, daß er ihre Familien-Verhältnisse kannte. Das erstaunliche Gedächtniß des Königs kam ihm hierbei zu Statten. Er vergaß es nie, daß er Jemand vor langen Jahren gesehen und erinnerte ihn dann an die kleinsten Details, als ob auch ihm die Erinnerung lieb geworden, und so war es, sein Interesse war immer lebendig — wie hätte er sonst das Gedächtniß haben können! Vom Minister herab bis zum jüngsten Lieutenant, war jeder seiner Gäste das Ziel besonderen Wohlwollens, Jedem sagte er etwas Verbindliches, oft hörten sie von ihm Züge aus dem Leben ihrer Verwandten, die ihnen noch unbekannt waren, und wenn eine Versammlung von Hunderten zur Audienz kam (wie z. B. die Versammlung der Geistlichen), so ging Keiner davon, ohne zu glauben, daß der König ihn kenne und gegen ihn besonders freundlich gewesen wäre. Was er bei solchen Gelegenheiten sprach, war nicht vorbereitet, das kam aus dem Herzen, trotz seiner Kurzsichtigkeit entging ihm nichts. Als er eines Tages abreiste und die wachethuenden Offiziere sich empfahlen, dankte er ihnen für jedes um seinetwillen naß gewordene Kleid.

Die Königin benutzte den Vormittag, um wohlthätige Anstalten zu besichtigen, Gefangen- und Krankenhäuser, Besserungs-Anstalten ꝛc. zu besuchen, ihr stilles Wirken richtete sich vorzüglich auf die Verbreitung des Christenthums und die Erziehung der Jugend. Uebertriebener Eifer, ihr zu dienen, hat auch diesem Wirken den Dank der großen Masse geraubt, aber die, denen sie Wohlthaten gespendet, wissen oft nicht, woher die Unterstützung kam, denn die Königin verschmähte den Dank und haschte nicht danach, laut gepriesen zu werden.

Zwischen 3 und 4 Uhr, oft auch später, begann die Tafel. Die großen Diners gaben dem Könige Gelegenheit zu geistvollen Toasten, an der kleineren Tafel, zu der außer den dienstthuenden Hofchargen stets wenigstens drei oder vier Gäste befohlen waren, sah man den Monarchen in seiner glücklichen Häuslichkeit, man wähnte in einer Privat-Familie zu sein und nur das Ceremoniell zu Anfang und zu Ende erinnerte an den Hof. Zehn Minuten vor der befohlenen Zeit versammelten sich die Gäste bei kleiner Tafel im gewöhnlichen Gesellschafts-Anzuge. Die Hofchargen empfingen dieselben und vor dem Eintritt des Königspaares stellten sich die Gäste in einem Halbkreise auf, den der König, seine Gemahlin am Arm, umkreiste, Jeden begrüßend. Dann folgten ihm die Gäste in den runden Speisesaal des Schloßthurmes, wo zwei

Stühle mit höheren Lehnen die Sitze des Königspaares bezeichneten. Den Gästen wiesen die Kammerherren ihre Plätze an.

Nur bei großen Diners wird von Silber gespeist, wobei wir erwähnen, daß die Silberkammer des königlichen Schlosses eine Tafel von 200 Personen auf Silber diniren lassen und die Schüsseln und Teller oft bei zwanzig Gängen jedesmal wechseln lassen kann, derselbe Reichthum besteht in schweren, massiven Candelabern ꝛc. Bei kleiner Tafel wird von buntem Porzellan gespeist, vor jedem Gaste steht eine Crystallflasche mit Wasser, eine eben solche mit rothem Wein und eine dritte mit weißem (Marcobrunner); sobald die kleine Flasche halb leer getrunken, wird sie durch eine volle ersetzt. Nach der Suppe werden verschiedene schwere Weine, Malaga, Madeira, Portwein ꝛc. in Gläsern gereicht, dann folgen, von moussirendem Burgunder oder Champagner begleitet, je nach der Jahreszeit rohe und gebackene Austern, Kibitzeier, Caviar ꝛc. und dann sehr rasch hintereinander die übrigen Gänge. Die Tafel ist mit Blumen, Früchten und Aufsätzen decorirt, die Bedienung und das Wechseln der Teller geschieht fast lautlos, auf dem dicken Teppich hört man keinen Schritt, der nervöse Monarch verträgt kein störendes Geräusch. Das Essen ist völlig ungenirt, der König speist mit Appetit und trinkt fortwährend, aber nur Wasser mit Wein vermischt, sogar den Champagner verdünnt er auf diese Weise. „Der König," schreibt E. Hermann, „trägt die Generals-Uniform, oft ohne Epauletten; wenn Damen befohlen sind, ist er in voller Uniform mit dem schwarzen Adlerorden und dem Eisernen und dem 25jährigen Dienst-Kreuze. Der Cabinets-Rath Niebuhr ist Mittags und Abends fast regelmäßig befohlen, er ist dem Könige eine Art lebendiges Lexikon, Humboldt, Radowitz, der Director der Museen, Olfers, einige General-Adjutanten waren die häufigsten Gäste, von Damen wurden die Gräfin Brandenburg und eine frühere Hofdame am öftersten befohlen. Alexander von Humboldt wurde vom Könige vorzüglich ausgezeichnet, die Gäste, besonders die Damen, hatten von ihm längere Geschichten in der Form von Vorträgen zu hören. Der Gelehrte trug die Uniform eines Kammerherrn und den hohen Orden vom schwarzen Adler."

Humboldt, müssen wir hier einschalten, erschien bei Hofe durchaus als Höfling, er machte tiefe Diener und man bemerkte nicht, daß dieser Gelehrte sich Notizen machte, um hernach mit beißendem Spotte zu Varnhagen sich über den Hof zu mockiren, wie es das besser unveröffentlichte Buch der Assing gezeigt hat. Bei der Anwesenheit des Kurfürsten von Hessen wurde er, trotz seines anfänglichen Sträubens, Zeuge des ihm so verhaßten Tischrückens, worüber er hernach an Varnhagen schrieb: „Ich habe

keine Ahnung über die Begeistigung des Fichtenholzes am Tische des Königs, wo Jedermann (??) daran glaubt, wie an die persischen Heerschaaren, die man im Eichsfeld in der Luft gesehen hat. Das „Drama" der Kreuzzeitung hat, wie Alles, was aus dieser schlechten und an Geistesarmuth kranken Partei kommt, das Gepräge feiger Bosheit! Sie sind nicht zu beklagen, da Ihnen ein Schatz, das heißt, die Kraft beseelender Erinnerungen aus einer großen Zeit, 1813 geworden ist. Auch ich habe mich immer von der mit Geist und List redigirten Revue des deux mondes zurückgehalten. Was man gleichzeitig haßt, haßt man darum nicht aus gleichen Motiven. Die heutigen Liberalen dort glauben sich gerechtfertigt, nach Berliner Hundezwang bellen, aber nicht beißen zu dürfen, weil ohne den Erretter sie alle im Blute geschwommen haben würden." Wie bitter er über Raumer dachte, geht aus verschiedenen Kraft-Ausdrücken hervor, die er freilich gegen den Minister nicht laut werden ließ. 1854 schreibt er von demselben: „Er hat ganz offiziellement beim König angetragen, daß die unbehoseten Gruppen von der Brücke auf königlichen Befehl wieder weggenommen und im Zeughause incarzerirt werden sollen, ohne Furcht vor der Presse, da das neue Frankfurter Preßzwangs-Bundesgesetz doch nur den genialen, im Münchener Crystall-Palaste noch fehlenden Berliner Hunde-Maulkörben gleicht, die uns Literaten nur das Beißen, aber nicht das Bellen verwehrt. Wie viel ist nicht schon an diesen Hunde-Maulkörben gekünstelt worden!" Uebrigens äußerte der Gelehrte öfter, daß ihn nur die Gunst des Königs vor der Ausweisung schütze.

„Bei der Tafel," schreibt E. Hermann weiter, „entfaltete sich die ganze Liebenswürdigkeit, der Witz und sehr häufig die Gelehrsamkeit des Königs; es gab kein Thema, in dem er nicht zu Hause war und selbst Fachmänner wußte er in die Enge zu treiben; er sprudelte vor Geist und Schärfe, seine Bemerkungen waren stets treffend und fast immer pikant. Mit den Flügel-Adjutanten wurden Berliner Stadtgeschichten in witziger Weise verhandelt, den Reisenden überführte das wunderbare Gedächtniß des Königs, daß er es mit einem gereisten Manne, den Gelehrten überführten seine Kenntnisse, daß er es mit einem Genie zu thun habe. Der König erinnerte sich der kleinsten Details, besonders in architectonischer Hinsicht, die er in Italien und Griechenland gesehen, er ist in der Geschichte zu Hause und in der Geographie den neuesten Forschungen gefolgt, er kennt Alles, weiß Alles, ihm ist Nichts ganz fremd; er fordert von den Gelehrten, die er in seine Nähe zieht, den Tribut ihrer Thätigkeit und wird ungeduldig, wenn sein Gedächtniß einmal darin stockt, Wunder zu thun. Seine Unterhaltung mit Damen ist voller Grazie und chevaleresk, obwohl

seine heitere Laune einen guten Scherz nicht der Damen wegen verschluckt und der befangene Gast mochte sich vor der königlichen Laune hüten, deren Witz, Schlag auf Schlag, ihm in Form von Fragen nur ein verwirrtes Erröthen zur Antwort ließ. Es cursiren Tausende von Witzen im Munde des Volkes, die der König gemacht haben soll und sie sind unzweifelhaft von ihm, wenn der Witz scharf und schlagend darin ist. Der König, welcher seine Gemahlin stets so vertraulich anredet, wie jeder Bürger seine geliebte Frau, hebt fast unmittelbar nach dem Dessert die Tafel auf, die Gesellschaft begiebt sich in den runden Saal und in das grüne Zimmer, wo der Kaffee eingenommen und die Unterhaltung so lange fortgesetzt wird, bis der König seiner Gemahlin den Arm bietet und die Gäste entläßt, wobei er den militairischen Gästen launig ein angenehmes Nachdenken über den Dienst wünscht; er selbst hält, nachdem er sich zurückgezogen, einen kurzen Nachmittagsschlaf."

Jeden Sonntag war Familientafel, wo dann die Herrschaften für sich speisten und für die Hofchargen eine Marschallstafel in den parterre gelegenen Räumen des Schlosses hergerichtet war. Der Schloßgarten, welcher auch während der Anwesenheit des Königs in den Stunden von 2 bis 6 Uhr offen stand, wird jetzt geschlossen, die Posten erhalten Loosung und Feldgeschrei, sie haben scharfe Patronen und Befehl, Jeden zu verhaften, der ohne Parole sich im Schloßgarten aufhält. Dies war nothwendig, seit Tschech dem König im Garten aufgelauert und da der Park gegen die Feldseite nur durch einen trockenen Graben begrenzt ist.

Der König arbeitet des Nachmittags und Abends meist bis acht, häufig bis halb zehn Uhr; es sind wiederum theilweise Vorträge, die ihn in Beschlag nehmen, meist aber ist diese Zeit seinen Kunstschöpfungen gewidmet oder einer sehr mannigfaltigen Privat-Correspondenz. Wenn der König arbeitet, unterbricht er dieselbe oft durch kurze Spaziergänge im Park, hat er Muße, so besucht er die Theater, vorzüglich das Opernhaus. Um acht Uhr wird bei der Königin der Thee servirt, die Gäste erscheinen, wenn der König auch erst später eintrifft. Die Abendgesellschaft besteht wieder aus Gelehrten, hohen Offizieren und den Hofchargen; häufig sind auch Damen befohlen. Während bei großen Hof-Gesellschaften, Bällen und Concerten der Monarch, sobald die Ceremonie überwunden und die Formen erfüllt sind, den heiteren und liebenswürdigen Wirth macht, zeigen diese kleinen gemüthlichen Abendzirkel ihn noch mehr in seiner glücklichen Häuslichkeit als die Mittagstafel. Die Tische sind in dem grünen Zimmer in Form eines Hammers zusammengestellt, an dessen Breitseite sich das Sopha befindet, auf welchem der König nur Platz neben

seiner Gemahlin nimmt, wenn dieselbe keinen Damenbesuch hat. Die Tische sind mit allerlei Zeitungen, darunter auch der Kladderadatsch und illustrirte Blätter, Bilderwerken und Kunstblättern oder Kunstsachen bedeckt, welche dem Monarchen geschenkt oder zur Ansicht übersandt worden; es giebt hier täglich etwas Neues von Interesse zu sehen, denn der kunstsinnige Monarch fordert dies. Häufig sieht man auch kostbare Bibeln, welche die Königin zu goldenen Hochzeiten im ganzen Lande verschenkt. Eine Hofdame servirt den Thee. Die Königin und ihre Hofdamen haben die Handschuhe ausgezogen und beschäftigen sich mit Handarbeiten, meist zu mildthätigen Zwecken für die Lotterieen der christlichen Vereine oder zu Festesgaben. Das Gespräch wird von den Gästen, wie bei der Tafel, untereinander leise geführt, nur Derjenige, mit dem sich die Königin oder der Monarch unterhält, spricht laut.

Der König im offenen Ueberrock ohne Epauletten und mit schwarzer Weste nimmt entweder auf dem Sopha oder auf einem Stuhle neben demselben Platz, „er vertieft sich in die Mappen, welche Herr von Lesseps von ägyptischen Alterthümern bringt und zeigt sich darin ebenso bewandert, wie in einem Gespräche mit dem Generale von Radowitz über das Schicksal der Brüder Christi oder über die Verwandtschafts-Verhältnisse assyrischer oder ägyptischer Könige; er unterhält sich über die allerneuesten Forschungen der Reisenden in Afrika und Asien, spricht mit Herrn von Olfers über Ankäufe für die Museen, entwirft mit Bleifeder Pläne zu neuen Bauten und setzt wieder Jeden durch sein Gedächtniß, seine Kenntnisse und seinen Geist in Erstaunen. Des Sonnabends trägt der Hofrath Schneider ein neues hervorragendes Werk der Poesie vor, der Cabinetsrath Niebuhr hat täglich den Vortrag aus den Zeitungen. Vom Thee bis zum Abendessen hat die Unterhaltung stets einen fast ausschließlich wissenschaftlichen Charakter. Schlag 9 Uhr bringt der wachthabende Offizier den Rapport, nennt die Parole und die Thermometergrade, nach welchen der König die Toilette für seine nächtlichen Spaziergänge einrichtet, dann nimmt er Platz und die Unterhaltung geht weiter, bis das Nachtessen, Suppe und drei Gänge, aufgetragen wird. Jeder Gast erhält ein Strohservice; Wein und Zuckerwasser wird in Gläsern präsentirt, das ganze Essen dauert nur eine halbe Stunde. Sobald die Speisen abgetragen, wird geräuchert und jede Spur der Unterbrechung ist geräuschlos verschwunden.

Um 10½ Uhr bricht der König auf, er und seine Gemahlin richten, ehe sie sich zurückziehen, noch einige freundliche Worte an ihre Gäste und wer den Tag in dieser Weise bei dem Monarchen verlebt hat, der scheidet mit dem Gefühl, daß der

König ein so glückliches Privatleben führte, wie es dieser liebenswürdige, geistvolle und herzliche Monarch allein auf einem Throne zu schaffen vermochte.

Der König hatte jedoch seit 1848 nicht mehr das heitere Wesen wie früher, seine gute Laune bedurfte erst der Anregung, um sich gehen zu lassen. Um ein Beispiel von der bisweilen sehr lebhaften Natur der Scherze des Königs zu geben, entnehmen wir folgende Skizze den Erinnerungsblättern eines vielgenannten Autors.

„Es ist ein alter Gebrauch," schreibt Sternberg, „daß bei jeder Hochzeit im regierenden Königshause die Kronjuwelen aus dem Souterrain des Schlosses mit großer Feierlichkeit hervorgebracht und, nachdem sie ihren Dienst geleistet, ebenso feierlich wieder an Ort und Stelle hingelegt werden. Jedesmal wird ein Verzeichniß der abgelieferten Stücke beigegeben mit der Unterschrift des Ministers des königlichen Hauses und des Schloß-Intendanten, ich glaube sogar auch mit der Unterschrift des wachthabenden Offiziers. Ein eigener Wagen steht bereit und die Krone fährt im Rücksitz, während zwei Kammerherren den Vordersitz einnehmen, dem Orte ihrer zeitweiligen Bestimmung entgegen. Diesmal war es ein sehr liebliches jugendliches Haupt, das sich unter ihr erheben sollte. Als Alles abgethan ist, sollen die Juwelen in der Frühe nach Berlin wieder zurückgebracht werden. Man sucht sie zusammen, alle Stücke sind da, nur eines fehlt, der Fächer. Der König ist selbst sehr eifrig im Suchen: man durchläuft das Schloß, alle Winkel, der Fächer ist fort. Die Kutsche, mit der die Krone zurückfahren soll, steht angespannt, man macht den Vorschlag, die Hauptstücke einstweilen abzuliefern, der König will aber, daß der Fächer dabei sein soll. Neues Suchen. Nachdem alle möglichen Combinationen, wohin das Stück gekommen, erschöpft sind, bleibt keine andere übrig, als das junge Ehepaar, das sich bereits schon seit einer Stunde in's Brautgemach zurückgezogen, müsse es dorthin mitgenommen haben; aber wer könnte wagen, an die verschlossene Thüre zu pochen! Der König schreitet vor. Alles bestürmt ihn mit Bitten, doch die Ruhe der Glücklichen nicht zu stören. Aber der König fingirt eine maßlose Gewissenhaftigkeit in der Ablieferung der Kronjuwelen und klopft an. Das erstemal wird nicht geantwortet, bei dem zweiten Male ertönt eine Stimme, die da fragt, wer da klopfe. Der König mit verstellter Stimme antwortet, daß man den Kronjuwelen-Fächer suche und daß er abgeschickt sei, ihn hier zu suchen. Eine kleine Pause; dann eine zürnende, wenig höfliche Antwort, die zum großen Ergötzen aller Beistehenden Etwas enthält, was der König an sich selbst zu bestellen bekommt. Neues

Klopfen; keine Antwort. Es rauscht von Innen an der Thür und die Stimme der Prinzessin, die schon die richtige Vermuthung gefaßt hat, wer der Fragende sei, versichert in sehr bescheidenen Ausdrücken, aber doch mit einer vor Verdruß bebenden Stimme, daß der Fächer nicht da sei, daß sie ihn, wie sie sich zu erinnern glaube, an die Ober-Hofmeisterin abgegeben. Diese versichert nun, ihn nicht erhalten zu haben. Neue Pause, während immer im Gemach gesucht wird. Endlich erscheint eine zarte Hand zwischen der Thürspalte und in dieser Hand blitzt der ominöse diamantene Fächer. „Hier ist er," ruft die Prinzessin, „und haben Sie die Güte, Seiner Majestät zu sagen, daß ich weiß, wer ihn hier versteckt hat, um diese Scene herbeizuführen. „Diese Prinzessin weilt jetzt nicht mehr unter den Lebenden."

Unter den seltenen, aber stets von dem König ausgezeichneten Gästen befand sich auch die Herzogin von Sagan, wenn sie in Berlin anwesend war, ferner der greise Dichter Tieck. Bettina von Arnim, die „unter den Zelten" im Thiergarten wohnte, verwandte sich noch eifrig für die Begnadigung Kinkel's. Bettina hatte bereits weißes Haar. „Ihr Gesicht," schreibt Kuh, „erschien mir als ein unheimliches Gemisch Goethe'scher und Beethoven'scher Linien, die kurzen weißen Haare flackerten, in einander geringelt, um das Haupt, und die breite Stirn und die tiefsinnigen Augen weckten einige Male die Vorstellung in mir, als sähe ich einen männlichen Kopf."

Der Cabinetsrath Niebuhr war das Factotum und Lexikon des Monarchen, fast unentbehrlich und vielleicht deshalb arrogant.

„Tieck," schreibt Sternberg, „ward durch den König ein sorgenloses Leben bereitet. Der Ausbruch der Revolution fand ihn, als den Tagesinteressen völlig abgestorben, als einen versteinerten Royalisten, dem nicht die leiseste Kunde geworden war von dem, was die Nationen begehrten. Er war selbst das Waldvögelein, das hinter den Stäben seines goldenen Kerkers immer wieder die alten Lieder von Waldeinsamkeit absang. Die letzten Jahre seines Lebens verbitterte ihm noch ein schamloses Weib, das mit Empfehlungen aus Dresden sich an ihn drängte. Der König sah ihn nicht sehr häufig und wenn er an einem Abende bestellt ward, so konnte es doch nicht zu dem Lesen kommen, wie er es liebte und forderte. Der König war zu ungeduldig. Mit dem Bleistift in der Hand und Skizzen zu allerlei Bauwerken schaffend, saß der Fürst da und zeichnete, hier und da eine Frage an die Königin richtend, oder einen Scherz mit einer der Hofdamen oder mit einem der gegenwärtigen Cavaliere machend. Dies war eine Unterbrechung für den Vorlesenden, eine sehr unangenehme und wenn sie mehrmals wiederholt wurde, so schwieg endlich Tieck.

Eine unbehagliche Pause trat ein, die der König nicht merkte, weiter zeichnete, dann erstaunt auffuhr und fragte, warum nicht weiter gelesen würde. Dergleichen kam öfters vor.“

Der König war in den fünfziger Jahren überhaupt häufig zerstreut, die Vorboten des Leidens, das ihn tödtete, zeigten sich schon früh darin, daß ihn sein Gedächtniß für Momente verließ und ihm später sogar Worte fehlten, was um so mehr auffiel, da Niemand gewandter in schöner Rede war als er. So äußerte er selbst bei einer Gelegenheit, als ihn bei einem Toast plötzlich die Worte fehlten, später, er hätte in jeder Sprache fortfahren können, nur nicht in der deutschen. Nichts destoweniger strotzte er in dieser Periode vor Gesundheit und war von einer überraschenden geistigen Frische und Lebendigkeit. „Das Antlitz war voll und hatte eine so geröthete Farbe, daß es schien, als strahle das Haupt in der Gluth der Abendsonne,“ schreibt E. Hermann, „und außer dieser Vollblütigkeit war nur noch eine nervöse Reizbarkeit bemerkbar, die sich vorzüglich geltend machte, wenn er Widerspruch erlitt, oder wenn ihn ein Geräusch störte.

„Der König verlangte eine wirkliche Unterhaltung und liebte es, zu disputiren, er war nie über den Widerspruch als solchen ungehalten, sondern darüber, daß er sich irren konnte oder daß sein Gedächtniß ihn im Stich ließ, den Gegner zu überführen.

„Die Spaziergänge des Königs bei Abend und sogar des Nachts sind berühmt geworden, sowohl durch seine Laune, wie durch seine Kurzsichtigkeit. Der Offizier der Wache hat den Befehl, dem Könige zu folgen, aber sich nicht von ihm sehen zu lassen, da der Monarch diesen Schutz nicht will; von dem Augenblick an, wo er den Garten betritt, ist derselbe mit Patrouillen belebt, denn abgesehen davon, daß der Garten von einer Seite Jedem zugänglich ist und ungewünschte Gäste den Monarchen bei seiner Promenade belästigen könnten, ist es ihm schon begegnet, daß er, in Gedanken versunken, vom Wege abkam, raschen Schrittes in tiefen Schnee gerieth, oder von irgend einem Recruten, der auf Posten stand, über Gebühr aufgehalten wurde.

„Die Posten rufen ihn an, wenn er in seinem offenen Paletot, die Mütze auf dem Kopf, den Stock in der Hand, flüchtigen Schrittes herankommt, oft hat er die Parole vergessen, oft stellt er sich so und es amüsirt ihn alsdann, was die Leute mit ihm beginnen. Der Eine ruft: Ew. Majestät sind erkannt und dürfen passiren. — Woran erkennst Du mich denn? fragte der König, und ein Kind vom Lande soll darauf, wie der König selbst lachend erzählte, geantwortet haben: am dicken Kopf. Ein Anderer erkennt den König nicht und arretirt ihn, der König parlamentirt, aber sein ganzer Humor scheitert an dem hartnäckigen

Diensteifer des Soldaten, und er muß warten, bis eine Patrouille naht und den Posten bedeutet, daß sein Arrestant wirklich der König sei. Der Monarch wird über solche Versehen, die stets zu Anfang seiner Anwesenheit in Charlottenburg vorkommen, nie ungehalten; er frägt die Soldaten nach ihren Verhältnissen, nach ihrer Heimath und Jeder nimmt die Erinnerung, mit seinem Fürsten gesprochen zu haben, nach Hause."

Gegen die Soldaten war der König vorzüglich in den Jahren nach der Revolution überaus gütig, er grüßte die Posten schon am frühen Morgen vom Fenster aus und that Alles „seinem herrlichen Kriegsheere", wie er es im Neujahrsgruß nannte, die Treue zu belohnen; er arrangirte sogar häufig aus eigenen Mitteln die Vermögens-Verhältnisse nicht ökonomischer Offiziere.

Die Spaziergänge des Königs fanden oft noch nach Mitternacht statt, rasch wandelte er einsam durch die finsteren Gänge des Parkes, um sich von der Arbeit zu erholen, seinen Sorgen nachzuhängen, oder vielleicht — dort, wo die Eltern im Mausoleum ruheten, mit seinem Gotte zu reden — wir widerholen es — der Schmerz über das Jahr 1848, über den Undank und das Mißtrauen, das seinem edlen Streben geworden, hat ihm das Herz gebrochen und diesen reichen, hohen Geist welken und langsam erlöschen lassen!

Sein Volk hat ihn verkannt, bis er dahin gebracht wurde, auch sein Volk zu verkennen!

Je weniger der König von der Masse verstanden wurde, desto höher ward er jedoch von denen verehrt, die ihn kannten und sinnige Huldigungen von Personen, die ihm fern standen, thaten oft seinem Herzen wohl, das sich schon ganz in den Kreis seiner Familie und mehrerer Freunde zurückgezogen. Frau von Chezy sang ihm ihr Schwanenlied, die große Künstlerin Rachel, von der der König so entzückt war, daß er gesagt haben soll, „man könne sich ihr zu Füßen legen," erklärte, daß sie in ganz Europa keinen geistreicheren Mann gefunden; eine der sinnigsten Huldigungen jedoch, die dem kunstliebenden Fürsten gebracht wurde, ist die der Nachtigall von Stolzenfels, deren Schilderung*) wir ganz hierher setzen.

„König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verweilte am 17. August 1851 einen Tag und eine Nacht im Schlosse zu Stolzenfels. Mitternacht war vorüber und der König noch in seinem Zimmer beschäftigt, als plötzlich in der Stille der Nacht eine reine und helle Stimme im Walde ertönte, welche das alte deutsche Lied: „die Frühlingsgöttin" sang. Der König eilte,

*) Aus: Stille Stunden, Lfg. I.

durch diesen bezaubernden nächtlichen Gesang bewegt, an das Fenster und bemerkte auf einem, mit Bäumen umgebenen Felsen eine aufrecht stehende, in weiße Gewänder wie ein Gespenst gekleidete Frauengestalt. Sie schien schön zu sein und trat auf dem dunklen Waldesgrunde besonders lieblich hervor. Sie sang weiter und je weiter sie sang, desto reiner und zündender wurde ihr Vortrag. Der von Zeit zu Zeit aus dunkleren Gewölken hervorbrechende Mond warf auf die geheimnißvolle Sängerin bleiche, melancholische Strahlen. Der Horizont verfinsterte sich, Blitze zuckten, der ferne Donner rollte und begleitete in eigener Weise den Gesang, der immer schöner klang. Der König sandte sofort nach der Sängerin, man durchsuchte das Gehölz, vergebens. Das Gewitter war unterdessen mit voller Heftigkeit heraufgezogen und machte den Nachforschungen ein Ende.... Zwei Jahre später war der König in Potsdam und wollte sich gerade zur Ruhe begeben, als er urplötzlich, in der Stille der Nacht, die himmelansteigende Stimme der Fee vernahm. Der König schellt und von allen Seiten sucht man die Sängerin, auch diesmal vergebens, die Sylphide war verschwunden.... Eines Tages hörte der König, daß die Fee einen italienischen Namen habe und in einer seiner Residenzen sich befinde. Er übersandte ihr ein huldvolles Schreiben mit einem kostbaren Geschenke, einer goldenen Lyra, auf deren Saiten ein Diamantstein prangte. Der König hörte die Sängerin dann noch in einem Concert und übersandte ihr ein Diamant-Bracelet, dann sah er sie nicht wieder. Diese mysteriöse Sängerin war eine Pariserin, eine der elegantesten Weltdamen, eine Königin der Mode. Eines schönen Tages verlor sie ihr ganzes Vermögen und faßte den Entschluß, die Künstler-Laufbahn zu betreten. Sie hatte eine wunderschöne Stimme und in ihrer Jugend bei Donizetti Unterricht, dessen einzige Schülerin sie war. Sie vervollkommnete sich in Italien, betrat dort die Bühne und erlangte unter dem Namen Fanny Oldi einen großen Ruf. In Paris, wohin sie später ging, setzten ihr Name, ihre Schönheit, ihr ausgezeichnetes Talent sie so vielen Nachstellungen aus, daß sie dem Theater entsagte. Indessen feierte sie in Concerten große Triumphe. In Berlin erkrankte sie gefährlich und mußte, nach ihrer Genesung, ein milderes Klima suchen. Der König von Preußen aber hatte sie nicht aus dem Gedächtnisse verloren und erinnerte sich gern noch der Nachtigall von Stolzenfels."

XXI. Die Völkerschlacht bei Bronzell.

Interim, Interim,
Der Teufel steckt hinter ihm.
(Altes Lied.)

Hannover und Sachsen hatten im Drei-Königsbund beschlossen, sich einer Bundes-Verfassung unter Preußens erblicher Oberhoheit anzuschließen, aber den Bemühungen Oesterreichs gelang es, diesen Bund zu lösen, der vorläufig unter dem Namen einer Union fortbestand. Der König von Preußen berief einen Fürsten-Congreß, worauf Oesterreich mit Wiedereröffnung des Bundestages antwortete.

In Hessen war der Minister von Hassenpflug, oder, wie ihn die Geschichte brandmarkte, der Hessen Fluch, an die Spitze der Staats-Verwaltung berufen worden. Hans Daniel Ludwig Friedrich von Hassenpflug, war schon 1833 Minister des Innern in Kurhessen, zog sich aber dermaßen den Haß des Volkes zu, daß er seine Entlassung nehmen mußte. Er ging in preußische Dienste, ward 1840 Obertribunalsrath in Berlin, später Gerichts-Präsident in Greifswalde. Des Betruges angeklagt,*) verließ er, noch ehe das erste Urtheil, welches freisprechend lautete, gesprochen war, den preußischen Dienst, um dem Rufe des Kurfürsten nach Hessen Folge zu leisten und dort durch Verfassungs-Angriffe und Preußenhaß eine Rolle zu spielen. Sein erster Schritt war die Erklärung, daß Kurhessen von der Union zurücktrete und sich Oesterreich anschlösse, dann löste er die Stände-Versammlung auf. Hassenpflug erklärte Belagerungszustand und erwartete eine Revolution, das Volk blieb ruhig und Hassenpflug war außer sich über diese „empörende Ruhe". Um nun wenigstens den Anschein zu geben, als bestehe ein Aufstand, ließ er den Kurfürsten nach Hanau flüchten und ersuchte den Bundestag, zwischen ihm und dem Volke zu richten. Der Bundestag erklärte die Steuerverweigerung für ungesetzlich und drohte mit Execution. Preußen erkannte den Bundestag nicht an, betrachtete Kurhessen als zur Union verpflichtet und hatte somit die Aufgabe, für das Volk aufzutreten. Der Kurfürst setzte ein Standrecht unter Haynau ein, aber die kurhessischen Offiziere baten um ihren Abschied, um den Eid gegen die Verfassung nicht zu verletzen. Oesterreich rüstete, der Bundestag schickte Strafbaiern nach Hessen — Preußen ließ die Etappenstraße durch Hessen mit Truppen besetzen. Ein Krieg

*) Held u. Corvin.

schien unvermeidlich. Preußen wählte den Kaiser von Rußland zum Schiedsrichter, aber eine Conferenz zu Warschau brachte keine Einigung zu Stande und der Staat Friedrich des Großen, der sich selbst nicht mehr vertraute, war nun doch gezwungen, zum Schwert zu greifen. Es wurde mobilisirt, und während die Oesterreicher und Baiern Hanau besetzten, rückten die Preußen in Cassel ein.

Jetzt waren nur zwei Auswege möglich, Preußen mußte entweder sich ganz auf den Boden der Märzrevolution stellen und für eine verletzte Verfassung das Schwert ziehen, oder sich demüthigen und eingestehen, daß es zu weit gegangen sei, weiter, als es gewollt habe. — —

„Wird es zu einem Kampfe kommen?" fragte man in banger Erwartung.

Die preußische Armee, der Patriot zweifelten nicht daran, aber der schlau die Charaktere berechnende Jude speculirte schon auf das Steigen der Papiere.

In der Umgebung des Herrn von Manteuffel befanden sich Personen, die nicht zum Personal des Ministerii gehörten und auch nicht seines Standes waren — man nannte sie im Volke den Generalstab des Herrn von Manteuffel.

Mit einem von diesen — einem jüdisch aussehenden Herrn — war Haper seit längerer Zeit intim befreundet.

An dem Tage, wo die Mobilmachung ausgesprochen wurde, kam Haper zu seinem Bruder. Moritz jammerte über die Verluste an der Börse. Haper lachte.

„Ich kann nicht genug Geld aufbringen," sagte er, „um zu kaufen. Binnen heut und drei Tagen sind Millionen zu verdienen."

Der ehrliche Preuße im Ministerio der „rettenden Thaten", der Mann, welcher nur seinem Könige und Verwandten dienen wollte, als er seinen Namen zur Bürgschaft hergab, daß das Ministerium ein echt preußisches sein werde, hatte sich eben, erschöpft von der Warschauer Reise, zur Ruhe begeben, voller Sorgen über die Mobilmachung, aber in der stolzen Hoffnung, daß die preußische Ehre gewahrt sei — da klingelt es in der Nacht an der Pforte des Palastes, ein Bote Sr. Majestät erscheint; der Minister-Präsident wird aus dem Bette geholt, um einen Befehl seines Königs zu contrasigniren.

Er sieht den Cabinetsrath Niebuhr vor sich und sein Antlitz wird bleich; er erräth, was dieser Bote nur bringen kann.

Es ist der Befehl an den Grafen Gröben, jeden Kampf zu vermeiden.

Eine Thräne füllt das Auge des Grafen von Brandenburg

und zum ersten Male färbt Schamröthe das Preußenantlitz des stolzen Mannes; er gehorcht — er unterschreibt — drei Tage später hat man ihn begraben.

Radowitz erhält seine Entlassung. Man hat den König bei seiner schwachen Seite gefaßt, ihm den Bruderkampf gegen Oesterreich schrecklich ausgemalt, und er verleugnet wiederum sich selbst, er opfert seinen Freund.

„Gott der Herr," schreibt er an Radowitz, „geleite Sie und führe in Gnaden bald unsere Wege wieder zusammen. Sein Friede bewahre, umlagere und beselige Sie bis auf Wiedersehen! Dies zum Abschied von Ihrem ewig treuen Freunde Friedrich Wilhelm."

Der Minister von Manteuffel wird jetzt der allmächtige Herr; getragen von der Kreuzzeitungs-, der kleinen aber mächtigen Partei, läßt der König ihm die Zügel der Regierung, seiner verantwortlichen Fürsorge die Ehre Preußens.

Die Heere stehen kampfbereit einander bei Fulda gegenüber. Die Wiener Zeitung schreibt im letzten Moment:

„Seit dem Beginn des Jahres 1849 verfolgt Preußen in den deutschen Angelegenheiten einen Gang, welcher Deutschland nunmehr an den Rand des Bürgerkrieges gebracht hat. Das Bündniß vom 26. Mai 1849 bezweckte, Oesterreich auszuschließen und die übrigen deutschen Staaten zu Gunsten der preußischen Krone ihrer Selbstständigkeit zu entkleiden. Alle Versuche, es zu einem andern Gange zu bringen, scheiterten — Preußen beharrte, seinen, jeden allgemeinen Bund unmöglich machenden Sonderbund unbeirrt zu verfolgen. Nach Berufung des Bundestages bestritten Preußen und seine Verbündeten demselben jedes Recht. — Oesterreich kann dies nicht zulassen. Die militairischen Kräfte des Kaiserstaates sind in Bewegung gesetzt, eine Aushebung von 76,000 Mann ist angeordnet. In Würtemberg, Sachsen und andern bundestreuen Ländern rüstet man mit Macht. Bis zum letzten Augenblicke wollen wir aber die Hoffnung nicht aufgeben, daß Preußen noch Anstand nehmen werde, durch eine Gewaltthat den Frieden zu brechen."

Die Vorposten der Armeen stießen bei Bronzell aufeinander; aber kaum war ein Schimmel zum Opfer des mörderischen Pelotonfeuers geworden, als Halt geboten wurde — die preußische Fahne wehte rückwärts — — —! — Manteuffel machte den „sauren Gang" nach Olmütz — der Minister des Staates Friedrich des Großen sagte zu Oesterreich peccavi, die Bundesexecution in Kurhessen fand statt.

Eine hohe fürstliche Frau soll über diese Demüthigung Preußens Thränen empörten Stolzes vergossen haben. Männer knirsch-

ten — der Minister-Präsident von Manteuffel war stolz darauf, durch einen „sauren Gang" den Soldatenstaat vor einem Kriege bewahrt zu haben. Das Wort der Buße Manteuffel's zu Schwarzenberg:*) „Mein Fürst, wir sind auf falschen Wegen, helfen Sie uns heraus!" war die erste Erklärung, daß Preußen unter seinem Regiment aufgehört habe, Großmacht zu sein; er wiederholte sie noch öfter. Der Kaiser von Rußland sandte ihm den höchsten Orden; Herr von Manteuffel besaß auch schon den Elephantenorden von Dänemark und österreichische wurden ihm ebenfalls zu Theil.

In Hessen saugten die Strafbaiern das Land aus; der Kurfürst und Hassenpflug kehrten zurück, eine Menge Beamte wurden vor Gericht gezogen, oder mußten sich durch die Flucht retten. Im Jahre 1852**) allein wanderten 20,000 Menschen aus dem Kurlande aus und man sah in der Gegend von Fulda einige Dörfer ganz leer stehen.

Der Graf von Wächtersbach, welcher mit der Tochter der Gräfin Gertrude von Schaumburg, jetzigen Fürstin von Hanau, früheren Lieutenant Lehmann und geborene Falkenstein, Weinhändlerstochter aus Bonn und Gemahlin des Kurfürsten, vermählt war, fand, daß seine Frau vor der Ehe geboren sei und verklagte seinen Schwiegervater. Als die Gräfin Schaumburg zur Fürstin erhoben wurde, nannte die Kasseler Zeitung, ein offiziöses Hassenpflug'sches Blatt, die Gemahlin des Grafen nur Erlaucht und nicht Durchlaucht. Dies nahm der Graf zum Vorwande, eines Abends Hassenpflug aus dem Theater rufen zu lassen und in Cassel an der Ecke des Friedrichsplatzes und der Carlstraße mit ihm darüber zu disputiren. Sie wurden nicht einig und der Graf nahm seine Zuflucht zum Stock, den er so herzhaft gebrauchte, daß Hassenpflug mehrere Tage das Bett hüten mußte. Das Publikum lachte, als Hassenpflug um Hülfe rief und der Graf erklärte ganz naiv: „Ich bin der Graf von Isenburg, lieben Leute, und prügele Euren Minister durch!" Der Kurfürst sandte seinen Schwiegersohn in's Irrenhaus zu Illenau, aus dem er nach wenig Monaten als „völlig genesen" entlassen wurde.

Gleichzeitig mit der Herstellung des Bundestages that auch die Kirche ihre Schritte, um mit Hülfe der Reaction wieder zu der alten Macht zu gelangen. Kirche und Reaction heben einander gegenseitig, beide herrschen mit demselben Scepter — die Intoleranz. Man nahm in Preußen den freien Gemeinden die

---

*) Förster.

**) Menzel.

Rechte, welche 1848 der Staat anerkannt. Die Kirche erklärte die von den freien Geistlichen geschlossenen Acte für ungültig. Wir hörten von einem Fall, der diese Härte in ihren Folgen zeigt. Ein Berliner Bürger ließ sich 1848 in einer freien Gemeinde trauen und zeugte mit seiner Frau Kinder. Die Frau starb, die Kirche erkennt die Gültigkeit der Ehe nicht an, folglich sind die Kinder im Concubinat erzeugt. Schlimmer noch als dies — denn der Vater kann die Kinder adoptiren und durch ein Testament ihnen das Erbe sichern — war für den allgemeinen Frieden das Auftreten des Jesuitismus, mehr noch in der protestantischen als in der katholischen Kirche. Die Lehrer der Religion der Liebe würzten ihre Kanzelreden mit Politik und predigten Demokratenhaß; die Verkündiger des Evangelii der Vergebung riefen Gottes Zorn an gegen Andersdenkende, und das Gleichniß von dem Splitter und dem Balken im Auge wurde von vielen Geistlichen dargestellt. Die sogenannten frommen Vereine, welche die Neger in Afrika mit Strümpfen versehen und Missionaire nach Calcutta schicken, nannten die Noth im Vaterlande eine Züchtigung Gottes, Barmherzigkeit wurde nur dem Heuchler.

Die protestantische Kirche näherte sich in Allem dem Katholizismus; obwohl sie sich in einzelnen Lehren ihm schroff gegenüberstellte, nahm sie dasjenige von ihm an, was Luther zum offenen Bruch bewogen. Die Intoleranz, der Zwang des Glaubens, das verdummende Nachsprechen und Ja-Nicken, was in der katholischen Kirche die Poesie der Natürlichkeit hat, wird unausstehlich in einer Kirche, welche die Lehre: „Prüfet Alles und das Beste behaltet!" in ihr Banner schrieb. Der Katholizismus verbietet das Nachdenken, er giebt das Almosen der Gnade — der Protestantismus fordert das Nachdenken und fordert, daß jeder Geistliche just ebenso denkt, wie der Oberkirchenrath. Der Katholicismus in der protestantischen Kirche machte unzählige wahrhaft fromme Gemüther irre; die Einen bekannten sich zum offenen Unglauben, oder mieden das Gotteshaus, wo Unfrieden gepredigt ward; die Anderen kehrten in den Schooß der „Mutterkirche" zurück. Die katholische Kirche sah mit stolzer Siegesfreude die Uneinigkeit im Lager der Ketzer, sah die unzähligen Streitfragen und Spaltungen zwischen den Geistlichen und wieder zwischen diesen und den Gemeinden hervorbringen, sah, wie das Consistorium sich abmühte, den Glaubenszwang ihrer Kirche nachzuahmen, und triumphirend verkündete sie den Ruhm der alleinseligmachenden Kirche.

Der „Geschichte der geistlichen Höfe"*) entnehmen wir fol-

*) Band I.

gende Schilderung des Treibens in der Kirche, welche seit tausend Jahren Petri Schlüssel bewahrt und allen Anfechtungen trotzt.

„Das Bonifaziusfest in Mainz," schreibt Vehse, „hat alle Erwartungen übertroffen. Wer nur Zeuge war des vorangängigen Frohnleichnamfestes, konnte sich überzeugen, daß hier eine Wandlung in den Dingen vorgegangen ist und etwas gährt und agitirt, wovon man sich nur eine Vorstellung machen kann, wenn man etwa Zeuge war des Brausens und Treibens im Jahre 1848 und im Anfange des Jahres 1849. Die feinsten, elegantesten Damen in glänzender Toilette konnte man stundenlang durch die Straßen ziehen sehen, sei es in glühender Sonnenhitze, sei es in strömendem Regen, von Koth bespritzt oft über's Knie und mit einer Schleppe hinter sich. Die eben confirmirten Mädchen, meist aus vornehmen Familien, trugen zu je sechs oder acht auf ihren Schultern und auf soliden Tragen große schwere Heiligen — nicht Bilder — sondern Heiligen-Statuen. Es ist freilich eine Ehrensache, aber man kann auch zur Ehre gepreßt werden, was oft vorkommen soll. Man möchte es glauben, wenn man die dunkelrothen Gesichter der armen Mädchen sieht; die Last ist ihnen zu ungewohnt und die Hitze nicht weniger, da sie im bloßen Kopf den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Am lieblichsten sehen die kleinen Kinder aus, von vier Jahren ab, mit ihren weißen Kleidern und Locken. Sie streuen Blumen oder tragen ein Kränzchen in der Hand. Aber mitlaufen müssen sie; wenn sie müde werden, schiebt man sie, und wenn sie sich verirren, führt sie wohl eine fromme Dame auf den rechten Platz. Wohin man sieht, Capuziner, Nonnen, Bischöfe, die fortwährend eingeräuchert werden, Heiligenbilder, Fahnen, Kerzen und unsichtbar dazwischen glaubt man noch etwas zu sehen — die Präparation und eine sehr geschickte. Von selbst aus dem Boden schießen nicht die Quellen, die solchen Strom möglich machen. Auch glaube ich kaum, daß ein Ketzer oder Ungläubiger, wenn er diese Pracht und Geschäftigkeit sieht, zum Rück- oder Uebertritt in den Schooß der Kirche geneigt wird.

„Auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn sah ich im Zuge. Sie trägt kein eigentliches Nonnenhabit, aber etwas dem ähnlich Zugestutztes. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bei ihrem Anblick an Loth's Frau dachte. Ihre zur Schau getragene Frömmigkeit mag echt, innerlicher, brennender und stürmischer sein, als die vieler Altkatholiken, die Alles das so mitmachen, weil sie nicht wissen, wie sie es anders machen sollen, aber das ist am Rhein nicht die Art, um sich bei der katholischen Bevölkerung zu insinuiren. Nicht, daß man ihr nicht traut und einen Rücksprung zum Protestantismus fürchtet, aber ihr Wesen

ist bei den Rheinländern nicht liebsam, und die Armen, welche sie unter ihre Protection genommen, zittern selbst vor ihr und meinen, sie verordne doch zu viel Beten und Kirchengehen. Ihre Aussicht, Aebtissin ihres Klosters zu werden, soll nach der bekannten Antwort des Großherzogs von Darmstadt in eine sehr weite Ferne gerückt sein."

Wie in der katholischen Kirche der Einfluß des Geistlichen sich auf alle Verhältnisse des Privatlebens erstreckt, suchte die protestantische Kirche durch Einwirkung auf den Unterricht, Besetzung der Lehrerstellen, ja, der Staatsämter denselben Einfluß zu gewinnen, ohne dafür, wie jene, Absolution ertheilen zu können, daß man sich ihr hingab. Mit der Agitation ging die Bekehrungswuth Hand in Hand, vorzüglich waren bedeutendere Persönlichkeiten derselben ausgesetzt; Alexander v. Humboldt vorzüglich wurde von den verschiedensten Seiten angegangen, den Glauben des Herren X. und der Frau Y. anzunehmen, selbst verständige Leute bildeten sich ein, daß es nur ihrer Zusprache bedürfe, um einen Mann des Denkens zu bewegen, seine innerste Ueberzeugung mit der ihrigen zu vertauschen. In den Briefen Humboldt's*) finden wir unter Anderem ein Schreiben des August Grau an ihn gerichtet. Dasselbe lautet: „Ein Herr, der einen großen Theil der Erde durchreist hat, der durch die Herausgabe so vieler ausgezeichneter Schriften sich im Felde der Literatur und Wissenschaften ein so dauerndes und glanzreiches Denkmal errichtet hat, kann nicht anders als mit der größten Hochachtung von jedem Deutschen genannt werden; wenn die Namen großer Krieger, die das Blut ihrer Nebenmenschen verspritzen auf dem Schlachtfelde, werden vergessen sein, so wird Ihr Name Jahrhunderte und Jahrtausende lang in den Annalen der Geschichte glänzen Aber sonderbar ist es zur gleichen Zeit, daß die größten Naturforscher, Philosophen und Astronomen, die den größten Theil ihrer Lebenszeit mit neuen Erfindungen und mit Erforschung der Naturkräfte zugebracht haben, oft ganz gleichgültig sind in Beziehung auf ihr seliges oder unseliges Schicksal in der anderen Welt. Goethe, Schiller, Wieland und Kant und viele Andere waren Alle ausgezeichnete Charaktere und glänzende Ideale und führten mehr oder weniger ein sogenanntes moralisches Leben, so daß sie sich vielleicht des Kartenspiels, der Kegelbahn, des Schauspielhauses und Tanzsaales enthielten, aber ihr Wirkungskreis ging nicht in die Ewigkeit hinein und das Schicksal ihrer Nebenmenschen in der anderen Welt, ihre Seligkeit lag denselben nicht am Herzen." Nachdem der Briefsteller sich nun weiter in salbungsvollen Klagen ergeht, daß die

*) Briefe, Seite 283.

wahre Gottseligkeit so selten sei und auch bei Fürsten und Oberhofpredigern vermißt werde, sagte er: „Der letzte König von Preußen und seine wahrhaft königliche Louise wußten etwas von dem Stande der Wiedergeburt, so wie auch der letzte König von Schweden, der französische Marschall Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo. Ein armer Bauer konnte ihm über die Mittel zum Seligwerden mehr Licht geben als einer von den ersten Bischöfen der lutherscheni Kirche. Ach, Herr Geheimrath, so sehr ich Ihrem guten moralischen Leben, Ihrem hohen Charakter als Staatsmann und Ihren Kenntnissen als Gelehrter völlige Gerechtigkeit widerfahren lasse, und mich freuen muß, daß Berlin, ja, daß Preußen einen solchen Mann aufzuweisen hat wie Ew. Gnaden sind, so würde meine Freude in ein heiliges Frohlocken ausbrechen, wenn ich die Ehre haben sollte, in Ihnen einen warmen Anhänger dessen zu sehen, der auf Golgatha starb. Ach, ohne Ihn sind wir, Herr Kammerherr, doch bei allen unseren Kenntnissen, bei aller unserer hochgepriesenen Gelehrsamkeit, höchst unglücklich." Weiterhin heißt es: „Goethe sagte bei einer gewissen Gelegenheit, daß er während seiner ganzen Lebenszeit noch nicht vier glückliche Wochen erlebt hätte. Das war die Sprache eines großen Gelehrten. Wenn Christus seine Residenz und Wohnung nicht in unserm Herzen aufgeschlagen hat, wer kann anders dort sein, als der Satan. Einer muß doch dort sein, Einer muß doch den Commandostab führen. Man kann doch unmöglich zu derselben Zeit zweien Herren dienen? Edler Mann, gnädiger Herr Kammerherr, ich bin von großer Achtung für Sie und für Ihre erhabenen Verdienste durchdrungen, und liebe und achte Sie. Ich bin nicht werth, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen, das ist die wahre Sprache meines Herzens, wenn ich mich gleich mit der Erlernung der Anfangsgründe von siebzehn verschiedenen Sprachen beschäftigt habe und die Schriften des neuen Testamentes noch jetzt in sieben verschiedenen Sprachen lesen kann. Aber von der Wahrheit der christlichen Religion bin ich schon seit einunddreißig Jahren nicht nur fest überzeugt, sondern ich fühle die Einflüsse des heiligen Geistes täglich und beinahe stündlich." Der Brief ist unterzeichnet: „Ew. Gnaden ergebenster Diener und Bruder in Christo, August Grau." Humboldt hatte die Anmerkung hinzugefügt: „ein Bekehrungsversuch aus dem Staate Ohio." Im Begleitschreiben sagte er darüber zu Varnhagen: „Das Alter hat unter vielen Unbequemlichkeiten auch die, daß man Bekehrungsversuchen ausgesetzt ist. Wollen Sie, theurer Freund, den sonderbaren, gutmüthigen Brief unter Ihre psychologischen Curiosa legen?" (Der Mann, der von der Seligkeit Bernadotte's so überzeugt ist, sagt mir auf Umwegen, daß der Satan in meinem Herzen den Kommandostab führe wie

bei Goethe, dem frommen Kant und Wieland.) — Gestern, schreibt Varnhagen noch unterm 24. April 1858,*) erzählte Humboldt sehr launig von den Briefen, die er bekommen; eine Anzahl Damen in Elberfeld haben sich verbunden, durch anonyme Briefe an seiner Bekehrung zu arbeiten und haben ihm dies angezeigt, von Zeit zu Zeit laufen solche Briefe ein. Aus Nebraska hat man an ihn die Frage gerichtet, er möchte doch sich darüber aussprechen, wo die Schwalben im Winter bleiben; ich fragte, ob dies nicht fortwährend eine schwebende Untersuchung sei? Freilich erwiderte er, ich weiß es so wenig wie ein Anderer; aber, setzte er mit scherzender Wichtigkeit hinzu, das hab' ich den Leuten in Nebraska nicht geschrieben, weil man dergleichen nie eingestehen darf."

Die Frömmigkeit in dem Erziehungswesen gab ebenfalls, da man sie systematisch einführen wollte, Veranlassung zur schändlichsten Heuchelei. Nach der Idee des Ministers sollten plötzlich auf allen Lehrstühlen nur Muster-Christen sitzen, die an jeden Paragraphen der oberkirchenräthlichen Satzungen aus innerster Ueberzeugung glaubten nnd danach im Geiste der Religion nicht nur Latein und Mathematik, Geographie und Geschichte, sondern auch die Naturwissenschaften lehrten. Es fragte Niemand, wo plötzlich alle die Gläubigen herkommen sollten, man begnügte sich damit, Gehorsam zu finden und der Eine heuchelte aus Noth, der Andere trieb die Heuchelei noch weiter, er wollte Carriere machen. Ein Günstling des Minister-Präsidenten, ein Herr Malmène, gerieth endlich in einen scandalösen Prozeß; trotz der exemplarischen Frömmigkeit, die ihn beseelte, hatte seine Erziehungsmethode nicht Wunder gethan, sondern es gingen Krüppel an Leib und Seele daraus hervor. Der Fanatismus hatte ihn dahin gebracht, Kinder an Klötze zu schmieden, sie unter Peitschenhieben beten zu lassen und durch die grausamsten Mißhandlungen zu kasteien. Das schlimmste Zeugniß für die in der Reactionsperiode eingeführte Verbesserung der christlichen Erziehung giebt die völlige Demoralisation der heutigen Jugend, welche gerade damals in der Entwickelungsperiode stand; eine so freche Gassenbubenwirthschaft, wie heute, eine solche fast allgemeine Entsittlichung und Schamlosigkeit hat man in jenen Zeiten nicht gekannt, wo die Kirche sich nicht um die Schulen zu bekümmern hatte. Jeder Zwang erzeugt Opposition, am meisten bei der Jugend, und es ist nichts gefährlicher, als den Kindern durch Zwang dasjenige zu verleiden, was ihnen für ihr ganzes Leben das Heiligste und Liebste werden soll. Ein Mann, der in der Jugend ausgetobt hat, findet, wenn er des Trostes bedarf, in seinem Herzen die reine Erinnerung an die fromme Ermahnung

*) Briefe, Seite 394.

der Mutter; derjenige aber, den man in der Kindheit mit Beten und Bibel-Auswendiglernen gequält hat, für den giebt es nichts Heiliges mehr, denn das Heilige ist ihm zuwider gemacht worden. Der gute Keim, der in jedem Menschen ruht, muß durch die Erziehung entwickelt werden, auf natürlichem Wege — bringt man ihn auf Treibhausmanier zum Schießen, so wird er nimmer Früchte tragen und verdorren, wenn er bei Jenen in reichster Blüthe duftet.

Die Kirche — wir nehmen eine große Zahl vernünftiger Geistlichen aus und reden nur von den Bestrebungen der protestantischen Jesuiten — suchte die Gesetzgebung zu beeinflussen, Kirche und Junkerthum wollten das Mittelalter wieder herstellen, und es war nahe daran, daß die Gutsherren wieder die richterliche und Polizei-Gewalt erhielten. Während der Engländer Locke schon im 17. Jahrhundert dargethan und die englische Geschichte es bewiesen hat, daß ein großes, kräftiges und freies Staatsleben nur auf Trennung der Justiz von der Regierung begründet werden kann, während die mächtigen Lords von England, die geborenen Gesetzgeber im Parlament, auf ihren großen Gütern nirgends obrigkeitliche Rechte haben und dennoch von ihrem Volke geachtet dastehen, wie keine andere Aristokratie der Welt, verlangten die kleinen Herren in Preußen, deren Besitz mit jenen in gar keinem Vergleich steht, oberherrliche Rechte und wie dieselben — d. h. die Anhänger der Kreuzzeitungs-Partei unter ihnen — dies verstanden, erklärt folgende Rede des Grafen Pfeil in der Sitzung der Abgeordneten vom 16. Februar 1856 am besten: „Es scheint mir keine Veranlassung vorzuliegen," sagte der edle Graf, „die Rittergutsbesitzer der östlichen Provinzen mit entehrenden Strafen zu bedrohen, falls sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Ich selber müßte, wenn ich diesen Maßstab an meine eigene Polizei-Verwaltung legte, den schwersten Strafen ausgesetzt sein. Ich habe, um einen gefährlichen Aufstand zu unterdrücken, einen Menschen, von dessen juridischer Unschuld ich überzeugt war, schließen und 5 Tage lang einsperren lassen. Als ich ein ander Mal einer Masse von 10,000 Webern gegenüber stand und die in Peterswaldau bedrohten. Fabrikanten schützte, habe ich einen Menschen, der auf meinen Gütern wohnte und mich bedrohte und insultirte, Nachts verhaften lassen und zu acht Tagen Arrest verurtheilt, wobei ich Richter in eigener Sache war. Ich habe ferner einen Menschen, der von einem todten Pferde sich ein Stück abgeschnitten, von einem Luder, das als Köder für die Füchse hingeworfen war, nicht bestraft, weil gerade Hungersnoth war. Für Alles dies wäre ich gewiß mit mehrjähriger Zuchthausstrafe bestraft worden. Einem jungen Menschen, der mehrere

Einbrüche begangen, ließ ich 30 Hiebe aufzählen; darauf steht auch Zuchthausstrafe. Ein anderer Richter hat freilich anders gerichtet. Der junge Mensch ist ein ordentlicher Mann geworden und hat mich zum Abgeordneten gewählt. Der §. 12. (des neuen am 16. Februar 1856 angenommenen Gesetzes, das die Gutsherren wegen Verbrechen und Vergehen im Amte wie andere Beamte bestraft) würde unsere Thätigkeit lahm legen, sie soll nicht, wie die der andern Beamten, an Gesetze geknüpft, sondern eine discretionaire sein. Wir Rittergutsbesitzer handeln nach Pflicht, Ehre und Gewissen. Die englischen Friedensrichter können auch nicht zur Rechenschaft gezogen werden, sondern sind bloß verpflichtet, Entschädigung zu leisten."

Die Bewegung auf allen Seiten des Hauses läßt sich nicht schildern, Jeder war entrüstet, daß der Graf auf diese Weise dem Gesetze Hohn sprach und sich damit brüstete; nur der Abgeordnete von Gerlach vertheidigte ihn. Der Minister des Innern von Westphalen, berichtet Vehse, wies die Aeußerung des Grafen mit entschiedener Mißbilligung zurück. Der Graf Pfeil hatte, beiläufig, wie er auch bei dieser Gelegenheit eingestehen mußte, im März 1848 in einem Plakate die Worte drucken lassen: „Die moralische Schwäche unseres Ritterstandes macht es ganz unmöglich, etwas von ihm zu erwarten." Ein Abgeordneter, berichtet Vehse weiter, entgegnete auf die oben angeführte Rede des Grafen: „Die englischen Friedensrichter sind Gutsbesitzer, werden aber von der Königin erwählt und sprechen in ihrem Namen Recht; die Polizeigewalt kann ihnen in jedem Augenblick entzogen werden. Bei uns ist außerdem der Besitz von Rittergütern nicht mehr Vorzug des Adels, der wie jeder Bürger und Bauer Zucker und Branntwein fabrizirt; die Ritter von ehedem sind Raubritter hinter hohem Schornstein geworden."

Es gab freilich, sagt Vehse sehr richtig, damals auch sehr viele Ritter ohne Falsch wie die Tauben — es gab aber auch sehr viele Pfaffen, klüger als die Schlangen. Der Adel Preußens, von jeher dadurch ausgezeichnet, daß er mit dem Volke gedacht, gehandelt und geblutet, der früher die Erziehung des Bauern zum echten Preußen geleitet, war sittlich zum großen Theile verdorben, viele der „Herren" waren industriell geworden, hatten durch Geldheirathen sich wieder aufgeschwungen und pochten jetzt auf Vorrechte der Geburt, deren Verpflichtungen ihnen längst fremd geworden. Der niedere Adel, die Genossenschaft der Treue und des Schwertes, wurde dadurch bearbeitet, daß man ihn an die Revolution erinnerte und nachdem der König die Verfassung beschworen, sah man den wunderbaren Widerspruch, daß gerade die, welche den König gegen jede Schmähung vertheidigen wollten,

dahin strebten, ihn zu veranlassen, daß er diesen freiwillig geleisteten Eid breche, weil es im Interesse der Junker lag. Dasselbe, weshalb man den Staatsstreich in Frankreich bitter und mit Entrüstung tadelte, sollte der Preußenkönig thun und zwar, ohne daß ihm für den Eidbruch die Entschuldigung fehlte, welche Napoleon durch die Abstimmung des Volkes hatte. Aber Friedrich Wilhelm IV., so sehr er auch in den letzten Jahren sich von jener Partei, die die preußischen Könige bevormunden und die Monarchie in Graf- und Herrschaften theilen möchte, beeinflussen ließ, war ein zu ehrenhafter Charakter, zu sehr Hohenzoller, um sein Wort zu brechen — wenn er es auch vielleicht um des Undankes Willen, der ihm geworden, bereute. Er hatte die Macht dazu, wie später sein ritterlicher Bruder und Nachfolger; auch dieser machte die Hoffnungen der Junker zu Schanden und jetzt zeigt sich die Partei ohne Maske — sie trotzt — der so oft von ihr gepriesene Gehorsam gilt nach ihren Grundsätzen nur für Bürger und Bauer — der König soll nicht das Haupt eines freien Volkes, sondern die gekrönte Puppe sein, welche viele Hundert Herren in Preußen wirthschaften läßt.

XXII. Sennora Purissa Vivanda de Salamanca.

> Nie sah man Grazien und Musen
> In einem schönern Bund,
> Nie scherzte die Vernunft um einen schönern Mund
> Und Amor nie um einen schönern Busen.

Das Berliner Fremdenblatt enthält unter den Namen der neu angekommenen Gäste den vielversprechenden Namen „Sennora Purissa Vivanda de Salamanca, erste Hoftänzerin Ihrer Spanischen Majestäten.

Die kunstverständige Welt Berlins war vor Kurzem durch das Genie der Rachel Felix, der berühmten französischen Tragödin, in Extase versetzt worden. Diese Künstlerin, eine Tochter des jüdischen Hausirers Felix und der Esther Haya zu Aarau hatte ihre Laufbahn als bettelnde Sängerin in den Kaffeehäusern von Lyon begonnen, kam nach Paris, erregte die Aufmerksamkeit des Directors der Kirchenmusik, Charon, und erhielt von ihm eine Freistelle in der Declamationsschule von St. Aulaire. Als sie zum ersten Male in einem Stücke von Molière auftritt, ruft der Regisseur den Director des Théatre français, um das Genie anzustaunen, man

engagirt sie für das „Gymnase“, aber das Publikum versteht ihr Spiel nicht, weil es noch nie so etwas gehört; Frederic Soulié ist der Einzige, der ihre Größe prophezeit. Die Rachel will verzweifeln, sie nimmt Unterricht bei Samson und tritt am 12. Juni 1838 in den „Horatiern“ auf. Ihre antike Haltung, das strenge Marmorantlitz machen den ersten ungeheuren Eindruck, ihr Spiel reißt Alles mit fort — man engagirt sie für ein Jahrgehalt von 15,000 Thalern. Im Jahre 1848 singt sie von der Bühne die Marseillaise und das Volk stürmt die Tuilerien. In Berlin fand sie einen Beifall, den noch nie eine Schauspielerin erlebt. Der König gestand ihr seine Bewunderung, der Professor von der Spenerschen Zeitung, mit den Vatermördern, gerieth in Extase, wie noch nie; der Berliner, der kein Französisch verstand, las die Worte von ihren Lippen, aus ihren Zügen.

„Wenn die Rachel hübsch wäre,“ sagte Hayer zu Moritz Meyer, „ließe sich etwas mit ihr machen; da sie eine fremde Schauspielerin ist, genirt sich Niemand, ihr öffentlich den Hof zu machen. Die Prinzen haben ihre Büste bestellt, der Adel würde glücklich sein, wenn sie seine Soireen besuchte.“

„Sie hält fest am Glauben der Väter,“ entgegnete Moritz, „ich habe gehört, sie bestellt im Gasthof koscheres Essen. Sie verhöhnt die Gojims, die zu ihren Füßen liegen. Hast Du gehört, wie viel sie täglich verdient?“

„Mach' kein Geschwätz,“ unterbrach ihn Hayer ungeduldig, „die Rachel ist nicht viel besser als Andere, sie hat einen Sohn von Morny — aber ich habe eine Idee. In ganz Berlin sind nicht Hundert, die die Rachel verstehen, aber Alles feiert sie, weil es Mode ist — wenn sie jung wäre! — — das Ausländische thut viel zur Sache.“

„Ich bin neugierig auf Deine Idee,“ spöttelte Moritz, „hast Du ein Elixir, um sie jung und schön zu machen?“

Hayer antwortete nicht, er ging sinnend im Zimmer auf und ab. Plötzlich verklärten sich seine Züge, als ob er eine glückliche Idee gefunden, und ohne den Bruder zu grüßen, eilte er hinaus und Moritz erfuhr nach einigen Tagen, daß er verreist sei.

Hayer kehrte nach einigen Monaten zurück. Nachdem er mit dem Bruder über alles Mögliche gesprochen, fragte er ihn plötzlich, ob er davon gehört habe, daß im ...'schen Theater eine spanische Tänzerin zum Gastspiel erwartet werde?

„Meinetwegen!“ zuckte Moritz die Achseln. „Es wird nichts Gescheidtes sein, sonst würde sie engagirt worden sein im Hoftheater, da ist ein Lieutenant jetzt Intendant und der versteht sich auf's Aeußere.“

„Ich sage Dir,“ entgegnete Haper, „ich habe die Tänzerin in F. gesehen und ich bin berauscht von ihrer Schönheit und von ihrem Tanz. Sie wird ganz Berlin in Aufruhr versetzen. Aber Du weißt, der Berliner urtheilt nach dem, was Andere gesagt haben; helfe mir den Ruhm der Tänzerin zu verbreiten, ich habe es ihr versprochen und sie wird Dir dafür Dank wissen.“

„Wie heißt sie denn?“ fragte Meyer, „vielleicht kenne ich ihren Namen schon aus der Theater-Zeitung, die ich zuweilen lese, weil sie darin schimpfen auf den Theater-Intendanten, der, wie ich höre, ein Stück nicht annimmt, wenn ein Jude es geschrieben und doch keine besseren Schauspieler finden kann, als Juden.“

„Die Dame heißt Sennora Purissa Vivanda de Salamanca.“

„Masse von Namen vor's Geld, wie eine Anzeige von Landsberger. Aber Benjamin oder Anton,“ lächelte er schlau, „versteht denn die Tänzerin, die Du so empfiehlst, auch Spanisch?“

„Willst Du es mit ihr reden?“

„Nein, aber sie wird auch nicht weit her sein von der Spree und die Berliner werden das bald merken, denn sie wittern Ihresgleichen.“

„Mögen sie später sagen, was sie wollen,“ antwortete Haper, „es liegt der Dame daran, Aufsehen zu machen und dabei will ich ihr helfen; ob sie sich das Interesse erhält oder nicht, das ist dann ihre Sache, aber ich glaube, es wird nicht daran fehlen, denn sie ist üppig und schön wie eine Rose von Jericho — ich sage Dir, daß ich selbst mich hingeworfen habe zu ihren Füßen und hätte mögen liegen bleiben.“

„Du hast den Geschmack der Christen. Du liebst blondes Haar, weiße Farbe und matte Augen.“

„Sie hat schwarzes Haar, wie die Mähne eines Löwen, ihr Blick ist feurig, wie getaucht in die Gluth des Südens und ihre schönen Farben haben den Sammetglanz der Töchter Juda's; die Fülle ihrer üppigen Formen schwimmt in Grazie.“

„Benjamin-Leben, Du sagst es nicht — es ist eine Jüdin und sie wird die Gojims verspotten,“ lachte Moritz frohlockend, indem er sich die Hände rieb, „ich errathe Alles, Du sprachst von einer Idee. Aber,“ unterbrach er sich plötzlich, „wird sie auch tanzen können, wenn ihre Formen gesegnet sind mit üppiger Fülle, wie Du sagst; darauf verstehen sich die Berliner.“

„Sie tanzt in ihrer eigenen Weise, ihr Tanz ist ein Wechsel verführerischer und anmuthiger Bewegungen, der ihre Schönheit in's Licht stellt; er ist die Pantomime sinnberückender Coquetterie.“

„Also Alles Schwindel bis auf die Schönheit, Anton, und

Meyer wurde bedenklich, „die Polizei wird Deine Spanierin verbieten.“

„Gewiß,“ entgegnete dieser, „wenn sie nicht Männer zu bezaubern weiß, die sie gegen die Polizei in Schutz nehmen können und das ist ihre Aufgabe, um derentwillen ich sie auch vorzüglich unterstütze. Ich habe bereits sechs Redactionen von Zeitungen gewonnen. Rede Du von ihr an der Börse. Hilf mir den ersten Tag die Gallerie füllen, ich sorge für den ersten Rang — in den folgenden Tagen wird das nicht nöthig sein.“

Moritz sagte zu und Haper verließ ihn, um weiter für die Tänzerin zu werben; aber fast überall lächelte man über seine Worte.

„Was kann in Berlin noch Aufsehen machen?“ sprachen die Herren vom Trottoir, „es geht nichts über die T....... Eine neue Tänzerin kann gefallen, aber das ist nicht der Mühe werth; so lange die T....... jung ist, giebt es hier für eine Tänzerin keine Gelegenheit in Ruhm und Aufsehen besondere Geschäfte zu machen. Freilich — es heißt, die T....... wird heirathen.“

„Wen denn?“ fragte Haper.

„Wissen Sie denn nicht, daß sie die Wahl hat zwischen Bier und Schnaps? wenn sie sich darüber entschieden, ist sie eine gut verheirathete Frau.“

Als Haper den Scherz nicht verstand, erklärte man ihm diesen sehr verbreiteten Witz, der sich auf das Gerücht stützte, daß ein reicher Geschäftsmann und eine in Berlin sehr bekannte Persönlichkeit, Namens Bier, bei der T....... Rival eines Prinzen eines kleineren deutschen Hauses sei, der unter dem Spitznamen Prinz Schnaps bekannt war. Dieser Spitzname hatte eine sehr unschuldige Ursache und deutete keineswegs auf eine nicht vornehme Passion des Prinzen, sondern rührte daher, daß demselben einst, als zartem Kinde, ein Flacon Branntwein, welches der Amme gehörte, in die Hände gefallen war; er verschluckte es und gerieth in bewußtlosen aber nicht gefährlichen Zustand.*)

Von Beiden behauptete man, sie hätten reelle Absichten, die Königin des Ballets mit ihrer Hand zu beglücken. Dem Geschäftsmann konnte man eine so poetische Liebe zutrauen, da er Rentier geworden — von einem Prinzen überraschte es Niemand mehr, wenn er zur Linken unter seinem Stande heirathete. Das Gerücht hat sich jedoch als unwahr bestätigt — oder die Dame hat Körbe ertheilt, denn noch hat ihr Niemand das Kränzlein gewunden. Vielleicht schreckte sie auch die Warnung zurück, welche ein anderer deutscher Hof den Schönheiten gab, die so kühn waren, prinzliche Blicke zu fesseln. Ein kleiner Prinz hatte die

*) Vergl. Vehse.

Liebe eines jungen Bürgermädchens gewonnen, der Hof war über diese Neigung entrüstet und ließ den Vater und die Dirne wegen Verführung vor Gericht ziehen. Der „Kladderadatsch" schilderte das Resultat des Prozesses mit dem Verse:

„Und der gesammte Rath des Orts,
Der that den Spruch geduldig:
So Einer von dem Birnbaum nascht,
So ist — der Birnbaum schuldig!"

Ein anderer Herr, der Prinz W... hatte mit einem jungen, unerfahrenen Mädchen, Namens Maria Düde, eine Scheinehe eingegangen, die Trauung hatte durch den Sohn eines Legationsraths in einem Chausseehause stattgefunden und veröffentlichte später der S.......'sche Anzeiger vom 14. April 1855 folgendes Erkenntniß in puncto Betruges, ohne den Betrogenen zu nennen: „Die verehelichte Frau Damman ꝛc. wird, wegen des ihr geständlich zur Last fallenden Versuches, ihren Ehemann, um von demselben, der ihr verhaßt geworden, loszukommen, durch ein von ihr vergiftetes Getränk — welches jedoch von der Person, die mit dessen Ueberbringung von der Inquisitin beauftragt war, dem Damman nicht gereicht war, zu tödten — und wegen des, theils auf die gänzliche Vernichtung der bürgerlichen Stellung ihres Ehemannes, theils auf die Erlangung erheblicher Geldsummen für sich abzweckenden, in Gemeinschaft mit der von ihr dazu verführten Coïnculpatin Düde, mit großer Geflissenheit und Beharrlichkeit geübten resp. vollendeten und versuchten Betruges, in Miterwägung, daß sie sowohl in Ansehung der Erdichtung von Verhältnissen und Verbindungen, als auch in Ansehung der Personen, deren Namen sie in lügenhafter Weise, um sich Glauben zu verschaffen, gemißbraucht, in der allerfrivolsten und einer wahrhaft beispiellos frechen Weise verfahren,

„zu einer zehnjährigen Zuchthausstrafe."

2) Die unverehelichte Sophia Carolina Maria Düde, wegen ihrer sehr weit reichenden, in eigennütziger Absicht vorgenommenen Betheiligung bei dem sub 1. gedachten Betruge, wobei jedoch theils ihre Jugend und Unerfahrenheit, theils die Verführung, durch die ihr geistig überlegene Coïnculpatin Damman, welche sie anfänglich auch über den eigentlichen Zweck des Verbrechens im Unklaren ließ, strafmildernd mit in Erwägung gezogen worden ist,

„zu einer sechsmonatlichen Zuchthausstrafe verurtheilt."

Während die Prinzen des großen, mächtigen preußischen Königshauses sich nicht zu vornehm dünkten, den Damen, welchen ihr Herz gehörte, auch die Hand zu reichen, mußte ein solches

Verfahren kleinerer Höfe böses Blut machen, vorzüglich in den Fällen, wo die Justiz zu Hülfe gerufen wurde.

Doch wir sind weit abgekommen. Sennora Purissa erschien in Berlin, das Theater war am ersten Tage künstlich gefüllt, aber es hätte dessen nicht bedurft, um den Namen der Tänzerin durch ganz Berlin zu tragen. Man gab erst ein kleines Lustspiel — dann plötzlich aus einem Blumengarten schwebte die Fee hervor, um das ganze Theater in den wildesten Taumel des Entzückens zu versetzen, Alles zu berauschen, in allen Augen und Sinnen sehnsüchtig schwelgende Begierde zu entflammen. Der schöne kräftige Wuchs, die strotzende und doch graziöse Fülle — halb verhüllt, halb verschleiert, hier verführerisch, dort süße Geheimnisse verrathend, das schwarze Haar in wogender Fülle über den prächtigen Nacken bis zur kräftigen Wade hinab, in jeder Bewegung herausfordernde Coquetterie — Anmuth und noch mehr Ueppigkeit — das war der erste Eindruck ihres Zaubers, der jetzt nicht mehr die Sinne zur Ruhe kommen ließ.

Das große brennende Auge, glänzend im Schmelz der Begierde, war der ohne Worte rufende Lockvogel ihres Tanzes; Blick und Mienenspiel gaben jeder Bewegung einen verführerischen Zauber sinnberückender Ueppigkeit, es war, als flüstere sie: Schaut hierher, schaut dorthin — habt ihr solche Reize gesehen? und dann ein Lächeln — triumphirend, als verspotte sie, an solche Huldigungen gewöhnt, die armen Schmachtenden zu ihren Füßen. Es war kein Tanz — kein Springen und Beineverdrehen, wie man es sonst gewohnt, es war, als kose sie coquett mit einem unsichtbaren Buhlen und wundere sich — das Publikum noch nicht zu ihren Füßen zu sehen.

Es war kein stürmischer Beifall, kein Applaus, was das Theater bewegte, sie feierte den Triumph, aus jedem Rufe einen verliebten Anbeter zu hören — die Frauen errötheten und wurden eifersüchtig, die züchtigen Jungfrauen schlugen das Auge nieder.

Sternberg erzählt in seinem Gil Blas, daß es einst eine Verbrüderung von Don Juans gegeben habe, die sich die Ritter von der entblätterten Rose nannten. Jedes Mitglied hatte so und so viel Triumphe über weibliche Tugend gefeiert und es war ihr Stolz, daß alle Ehemänner und Bräutigams ein Grauen beschlich, wenn sie sich zeigten. Die Sennora Purissa that dasselbe den Frauen gegenüber, jedes Weib zitterte vor ihr und bebte, daß sie ihm den Gatten oder den Geliebten entrisse. Man sah dies aus manchen Recensionen. Der Pantoffelheld tadelte, um die Gattin zu beruhigen, das Kunstlose des Tanzes, griff die Frivolität desselben an und doch las man die Bewunderung der Tänzerin zwischen den Zeilen, man fühlte heraus, daß sie mit zitternder

Hand geschrieben waren, daß ein verbotenes Gefühl, noch süß in der Erinnerung, diesen Groll dictirte. Ganz Berlin strömte in's Theater, sie zu sehen, man brachte ihr Huldigungen aller Art und ihr Zauber wuchs an Macht, als sich das Gerücht verbreitete, dieses sinnberauschende Weib habe ein kaltes Herz. — Man bestritt ihre spanische Geburt, man nannte sie eine Jüdin, flüsterte von künstlichem Haar und falschen Zähnen, aber die Gerüchte vermochten nichts gegen den hinreißenden Zauber.

Man hat uns erzählt, daß ein Verehrer der Sonntag, ein jüdischer Mann, als er einst im Vorzimmer der Sängerin harrte und das Dienstmädchen mit einem verdeckten Instrument herauskommen sah, dieses theuer erstand und sich aus der röhrenförmigen Spitze desselben eine Cigarrenspitze drehen ließ — die Verehrung der Purissa ging noch weiter.

Moritz Meyer war berauscht. „Hat es den Ernst Brockelmann in Rostock 3000 Thaler gekostet," sagte er, „den Kinkel aus dem Zuchthause zu befreien, will ich klüger sein und 10,000 zahlen, wenn ich meine Seele bringen kann in das Zuchthaus ihrer Liebe; es muß eine Wonne sein, zu sterben vor Qual zu ihren Füßen." Wie Meyer sprachen die Herren an der Börse, aber sie meinten, man werde nicht sterben vor Qual, aber man könne arm werden, bevor man sie erweiche. Hätte man die Purissa zur deutschen Kaiserin erwählt, die Einigung wäre dagewesen, denn in ihrem Salon verschwand der Unterschied der Stände, es lag Alles zu ihren Füßen.

Wir führen den Leser in das Boudoir der Purissa. Es ist ein kleines, mit fürstlichem Luxus ausgestattetes Gemach. Die Tänzerin ruht in nachlässiger Stellung auf einem Divan, sie ist in leichter Morgentoilette und jetzt, wo man sie ungeschnürt erblickt, muß man erstaunen über die anmuthige Leichtigkeit, mit welcher sie sich trotz der beinahe zu üppigen Fülle bewegt. Ein dünnes weißes Kleid verhüllt züchtig die üppige Brust, deren mächtige Wellenlinie in die schöne Rundung zum Nacken verschwimmt, ein seidener Schuh bedeckt das Füßchen, das duftige Haar ist in schwellende Flechten geordnet, aber das Auge blitzt, wie beim Tanz. Die ganze Seele dieses Körpers, der wie ein Athemzug aus Kraft und Weiche, tausend lüsterne Räthsel duftet — liegt in dem Auge, das in eigener Gluth gebadet, verzehrt und entflammt. Auf dem Tische vor ihr steht eine rosafarbene Crystallschaale, sie ist angefüllt mit Billets, die ihr heute zum Morgengruß gekommen. Verse und begeisterte Huldigung, Flehen um Erhörung — der größte Theil liegt noch unerbrochen da und die Blumen, die Schmucksachen, die man ihr geschickt, würdigt sie kaum eines Blickes.

Auf einer Fußbank zur Seite ihres Hauptes sitzt ein junger Mann, der gestern ihr einen Kranz zugeworfen. Er trägt Civilkleider und doch hat sie ihn gestern in glänzender Uniform, einen Stern auf der Brust, gesehen; brennende Sehnsucht schaut sein Auge, aber sie lächelt, als wolle sie ein Gähnen verbergen.

„Wenn Sie wüßten, Durchlaucht," flüstert sie, „was es für eine Qual ist, unaufhörlich dieselben Galanterieen zu hören, dann würden Sie dieselbe nicht vermehren. Jeder glaubt das Recht zu haben, einer Tänzerin den Hof zu machen, und ist man einmal weniger kühl mit der Antwort, dann prahlt er, begünstigt zu sein, und der gute Ruf ist dahin. Sie wollen gewiß eine Wette gewinnen, da selbst meine Bitte nichts hilft."

„Sie sind grausam — glauben Sie denn nicht an Liebe, fühlen Sie kein Mitleid mit Denen, welche Ihr Zauber getroffen?"

„Es fühlt ja Niemand Mitleid mit mir," antwortete sie, indem sie scheinbar ermüdet zurücksank und dabei dem suchenden Blicke gestattete, einen Zoll breit ihres prächtigen Nackens tiefer zu sehen — „ich soll des Abends tanzen und schon am frühen Morgen wecken mich die Boten durch ihr Klingeln; aber ich werde bald abreisen."

„Darf ich Ihnen folgen? — Sennora, ich gebe Ihnen mein Wort, daß meine Verehrung Sie nicht beleidigt —"

Die Durchlaucht stockte, denn die Thür ging auf. Die Kammerzofe der Tänzerin trat ein und meldete den Baron Haper.

„Mit großem Vergnügen!" sagte Purissa als Antwort, ihre Worte betonend.

• Dieser geadelte jüdische Bankier scheint Ihnen sehr willkommen zu sein, willkommener als ich!" murrte der Fürst übellaunig.

„Er ist mein Freund."

„Dann will ich nicht stören," sagte der Fürst und erhob sich — „aber darf ich hoffen, daß Sie auch mir einst diesen süßen Namen geben?"

„Wenn meine Freunde Sie verdrängen," lächelte sie verführerisch, „so werde ich Sie für einen Feind meiner Freunde halten."

Der Fürst blieb; er beantwortete den Gruß Haper's durch ein vornehmes Nicken mit dem Kopfe, während die Tänzerin dem Bankier die Hand reichte, welche Haper küßte. Dann wies sie ihm einen Platz auf dem Sopha.

„Nehmen Sie Ihren alten Platz wieder ein," lächelte sie, als der Fürst vor Unmuth erröthete — „der Freund gehört an meine Seite, der Anbeter — und das wollen Sie ja sein — hier auf die Fußbank. Aber was ist das," unterbrach sie sich, als der Fürst keine Miene machte, den angebotenen Platz einzu-

nehmen und auch Haper noch stehen blieb — „verletzt Sie dies Arrangement?“

Und das Auge verführerisch auf ihn heftend, fügte sie hinzu:

„Sie haben so schönes Haar und das sehe ich gern.“

„Dann ist es eine Auszeichnung!“ rief der Fürst, glühend von ihrem Blick; „Herr Baron, geniren Sie sich nicht!“

„Da fällt mir ein,“ lächelte die Purissa, als Haper trotz der Aufforderung des Fürsten nicht Platz nahm, „weshalb der Baron uns stört. Er glaubt, daß ich Einfluß habe, da sehr vornehme Herren mich auszeichnen. Herr von Haper hat bedeutende Summen bei russischen Häusern und er fürchtet, dieselben zu verlieren, wenn ein Krieg ausbricht. Er hat mich gebeten, Erkundigungen einzuziehen, wie die hiesige Regierung in der orientalischen Frage denkt; aber,“ lächelte sie, „ich habe diesen Auftrag ganz vergessen. Können Sie mir vielleicht die Mühe ersparen, Durchlaucht — es wäre eine große Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen.“

„Theuerste Sennora,“ entgegnete der Fürst, „wenn ich ein politisches Geheimniß durch meine Stellung erfahre, so ist es Ehrensache, dasselbe nicht zu verrathen. Herr von Haper thäte am besten, sich an den Minister des Auswärtigen zu wenden —“

„Sie sollen nichts verrathen,“ unterbrach ihn die Tänzerin immer liebenswürdiger, „ich will bloß einen Wink. Ich sehe, daß Sie im Stande sind, denselben zu ertheilen. Auch mir thun Sie einen Gefallen, denn ich beabsichtigte, ein Gastspiels-Engagement in Petersburg anzunehmen und die Besorgnisse Haper's haben mich stutzig gemacht. Ich möchte die Reise nicht gern umsonst unternehmen.“

„Ich bedaure wirklich, Ihnen nicht dienen zu können,“ antwortete der Fürst; „seien Sie versichert, daß es mir sehr schwer fällt, Ihnen eine Bitte abzuschlagen, aber ich darf keine Indiscretion begehen; ich wiederhole es Ihnen, es ist Ehrensache.“

„Auch nicht, wenn ich bitte?“ kos'te sie verführerisch. „Ich verlange keinen Verrath, sondern nur einen Rath. Sie wollten mein Freund sein — also rasch, besinnen Sie sich nicht — wir werden dann“ — dies flüsterte sie ihm zu — „auch den störenden Besuch los.“

Der Fürst drückte ihre Hand.

„Sennora,“ sagte er, „lassen Sie diesen Wunsch zu keiner hartnäckigen Laune werden. Ein Krieg ist kein Hinderniß für Sie, Triumphe zu feiern; Herr von Haper hat Ihnen unnütze Besorgnisse gemacht; Sie geht die Politik nichts an, wo Sie erscheinen, wird Alles die Politik vergessen und Ihnen huldigen.“

Während der Fürst noch sprach, hatte Haper auf dem Sopha

Platz genommen, und die Beine von sich streckend, verrieth er durch seine Haltung und Geberden, daß ihm das Gespräch langweile.

„Sennora,“ sagte er, in vertraulicher Weise ihr auf die Schulter klopfend, „Se. Durchlaucht haben ganz Recht, Sie für eigensinnig zu halten, Sie hören ja, daß es ein Geheimniß ist, um dessen Enthüllung Sie ihn bitten. Das darf man nicht, ich äußerte den Wunsch nur gegen Sie für den Fall, daß Sie etwas hörten; ich muthete Ihnen nicht zu, zu horchen. Uebrigens liegt auch nicht so viel an der Sache, ich kann sehr gut den Verlust von einigen Hunderttausenden verschmerzen und bin doch im Stande, Sie zu entschädigen, wenn Ihnen die Befolgung meines Rathes, das Engagement anzunehmen, Nachtheil bringt.“

„Ich nehme dies Anerbieten an,“ lächelte Purissa, ihm die Hand reichend, „Sie verstehen es, einen Ausweg zu finden.“

Damit neigte sie sich zu ihm und schien den Unmuth des Fürsten nicht zu beachten, bis dieser sich erhob.

„Sie wollen mich schon verlassen?“ fragte sie mit einer Miene, welche das Wörtlein „schon“ überflüssig machte.

„In der Hoffnung, daß es Ihnen nicht unangenehm ist, wenn ich wieder komme.“

„Ich rechne darauf.“

Der Fürst empfahl sich, und eine Flammenröthe bedeckte sein Antlitz, als Haper sich nur halb erhob, um seinen Gruß zu erwidern.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, zog Haper ein Etui aus der Tasche und reichte es der Tänzerin.

„Zum Ersatz für die Aufmerksamkeiten dieses Herrn,“ sagte er, „bringe ich Ihnen Diamanten.“

Damit wollte er die Brosche an der Brust Purissa's befestigen, aber sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Noch immer so spröde!“ seufzte er und seine Wange brannte; „Purissa, Sie sind das erste Weib, das ich geliebt!“

„Dann bedaure ich Sie,“ lächelte die Tänzerin coquett, „die erste Liebe ist immer ein Fehlschlag.“

„Purissa, sie wird kein Fehlschlag sein, Sie werden mich erhören. Fordern Sie, was Sie wollen, mein Vermögen, meine Hand — ich gäbe mehr darum. Ihnen könnte ich meine Pläne opfern, allen Haß und Groll, verjährte Rache und stolze Hoffnung — Sie müssen die Meine sein; und wenn Sie mich kennen, wenn Sie meine Liebe, meine Sehnsucht fühlen werden, dann werden Sie auch Ja sagen.“

„Nein,“ sagte sie lächelnd, aber mit festem Ton der Stimme, „denn ich kann Sie nicht lieben. Fragen Sie nicht, weshalb,“

unterbrach sie ihn heftig, als er etwas einwenden wollte, „es genüge Ihnen, wenn ich sage, daß bei mir der erste Augenblick für das Herz entscheidet. Sie haben es nicht entflammt, nicht einmal zu schnellerem Pulsschlag angeregt, und ich will heiß lieben, und Den ich liebe, der soll mir angehören und Dem will ich gehören; ich werde mich nie verkaufen, niemals der Vernunft folgen, wo das Herz anders spricht; ich will Genuß und Seligkeit — das können Sie mir nicht geben. Also brechen wir für immer davon ab, ich nehme keine Sylbe zurück!"

„Vergessen Sie nicht," rief er und seine Stimme zitterte vor Bewegung, „daß Sie Ihre Triumphe nur mir verdanken, daß ich es bin, durch den Sie in die Lage gekommen sind, so stolz reden zu können. Aber ich will nicht drohen — ich flehe," rief er und warf sich auf die Kniee nieder, indem er mit beiden Armen ihre Füße umschlang; „ich flehe auf den Knieen, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. Meine Liebe ist Raserei; sie fordert Gegenliebe, oder sie muß hassen — Seligkeit bis zum Wahnsinn, oder Rache und Haß auf's Blut. Sie werden mein sein, oder ich zertrete Sie, wie ich Sie gehoben; Niemand soll glücklicher sein, als ich, Niemand diese Frucht pflücken, die ich mir erwählt."

Die Tänzerin, deren Auge bei seiner Drohung finstere Blitze geschossen, lachte laut auf, und indem sie den Fuß aus seiner Umarmung befreite, stieß sie ihn mit demselben zurück.

„Thun Sie, was Sie können," höhnte sie, „diese Drohung macht Sie nur verächtlich!"

Haper sprang auf.

„So entgehst Du mir nicht!" rief er, vor Zorn und Begierde glühend, und den Arm um ihren Nacken schlingend, wollte er sie an sich ziehen; aber sie entschlüpfte ihm und ihre Hand schlug ihm in's Antlitz, daß seine Wange brannte, dann riß sie an der Klingel und rief Hülfe.

„Das sollst Du büßen, Rachel Schewa!" schäumte er vor Wuth.

„Benjamin Meyer Liebmann," antwortete sie mit kaltem Hohn, „wünschest Du die Oeffentlichkeit? Ich scheue sie nicht."

Haper erbleichte.

„Moritz hat mich verrathen!" murmelte er knirschend und verließ in demselben Augenblick das Zimmer, wo die Tänzerin ihrer herbeieilenden Zofe den Auftrag gab, ihm die Thür zu weisen. Das höhnische Gelächter der Tänzerin schlug an sein Ohr; er fluchte sich selber, daß er ihren Zorn erregt. „Vielleicht hätte sie dich doch noch lieben können!" zerschnitt es seine Seele,

Platz genommen, und die Beine von sich streckend, verrieth er durch seine Haltung und Geberden, daß ihm das Gespräch langweile.

„Sennora," sagte er, in vertraulicher Weise ihr auf die Schulter klopfend, „Se. Durchlaucht haben ganz Recht, Sie für eigensinnig zu halten, Sie hören ja, daß es ein Geheimniß ist, um dessen Enthüllung Sie ihn bitten. Das darf man nicht, ich äußerte den Wunsch nur gegen Sie für den Fall, daß Sie etwas hörten; ich muthete Ihnen nicht zu, zu horchen. Uebrigens liegt auch nicht so viel an der Sache, ich kann sehr gut den Verlust von einigen Hunderttausenden verschmerzen und bin doch im Stande, Sie zu entschädigen, wenn Ihnen die Befolgung meines Rathes, das Engagement anzunehmen, Nachtheil bringt."

„Ich nehme dies Anerbieten an," lächelte Purissa, ihm die Hand reichend, „Sie verstehen es, einen Ausweg zu finden."

Damit neigte sie sich zu ihm und schien den Unmuth des Fürsten nicht zu beachten, bis dieser sich erhob.

„Sie wollen mich schon verlassen?" fragte sie mit einer Miene, welche das Wörtlein „schon" überflüssig machte.

„In der Hoffnung, daß es Ihnen nicht unangenehm ist, wenn ich wieder komme."

„Ich rechne darauf."

Der Fürst empfahl sich, und eine Flammenröthe bedeckte sein Antlitz, als Haper sich nur halb erhob, um seinen Gruß zu erwidern.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, zog Haper ein Etui aus der Tasche und reichte es der Tänzerin.

„Zum Ersatz für die Aufmerksamkeiten dieses Herrn," sagte er, „bringe ich Ihnen Diamanten."

Damit wollte er die Brosche an der Brust Purissa's befestigen, aber sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Noch immer so spröde!" seufzte er und seine Wange brannte; „Purissa, Sie sind das erste Weib, das ich geliebt!"

„Dann bedaure ich Sie," lächelte die Tänzerin coquett, „die erste Liebe ist immer ein Fehlschlag."

„Purissa, sie wird kein Fehlschlag sein, Sie werden mich erhören. Fordern Sie, was Sie wollen, mein Vermögen, meine Hand — ich gäbe mehr darum. Ihnen könnte ich meine Pläne opfern, allen Haß und Groll, verjährte Rache und stolze Hoffnung — Sie müssen die Meine sein; und wenn Sie mich kennen, wenn Sie meine Liebe, meine Sehnsucht fühlen werden, dann werden Sie auch Ja sagen."

„Nein," sagte sie lächelnd, aber mit festem Ton der Stimme, „denn ich kann Sie nicht lieben. Fragen Sie nicht, weshalb,"

unterbrach sie ihn heftig, als er etwas einwenden wollte, „es genüge Ihnen, wenn ich sage, daß bei mir der erste Augenblick für das Herz entscheidet. Sie haben es nicht entflammt, nicht einmal zu schnellerem Pulsschlag angeregt, und ich will heiß lieben, und Den ich liebe, der soll mir angehören und Dem will ich gehören; ich werde mich nie verkaufen, niemals der Vernunft folgen, wo das Herz anders spricht; ich will Genuß und Seligkeit — das können Sie mir nicht geben. Also brechen wir für immer davon ab, ich nehme keine Sylbe zurück!"

„Vergessen Sie nicht," rief er und seine Stimme zitterte vor Bewegung, „daß Sie Ihre Triumphe nur mir verdanken, daß ich es bin, durch den Sie in die Lage gekommen sind, so stolz reden zu können. Aber ich will nicht drohen — ich flehe," rief er und warf sich auf die Kniee nieder, indem er mit beiden Armen ihre Füße umschlang; „ich flehe auf den Knieen, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. Meine Liebe ist Raserei; sie fordert Gegenliebe, oder sie muß hassen — Seligkeit bis zum Wahnsinn, oder Rache und Haß auf's Blut. Sie werden mein sein, oder ich zertrete Sie, wie ich Sie gehoben; Niemand soll glücklicher sein, als ich, Niemand diese Frucht pflücken, die ich mir erwählt."

Die Tänzerin, deren Auge bei seiner Drohung finstere Blitze geschossen, lachte laut auf, und indem sie den Fuß aus seiner Umarmung befreite, stieß sie ihn mit demselben zurück.

„Thun Sie, was Sie können," höhnte sie, „diese Drohung macht Sie nur verächtlich!"

Haper sprang auf.

„So entgehst Du mir nicht!" rief er, vor Zorn und Begierde glühend, und den Arm um ihren Nacken schlingend, wollte er sie an sich ziehen; aber sie entschlüpfte ihm und ihre Hand schlug ihm in's Antlitz, daß seine Wange brannte, dann riß sie an der Klingel und rief Hülfe.

„Das sollst Du büßen, Rachel Schewa!" schäumte er vor Wuth.

„Benjamin Meyer Liebmann," antwortete sie mit kaltem Hohn, „wünschest Du die Oeffentlichkeit? Ich scheue sie nicht."

Haper erbleichte.

„Moritz hat mich verrathen!" murmelte er knirschend und verließ in demselben Augenblick das Zimmer, wo die Tänzerin ihrer herbeieilenden Zofe den Auftrag gab, ihm die Thür zu weisen. Das höhnische Gelächter der Tänzerin schlug an sein Ohr; er fluchte sich selber, daß er ihren Zorn erregt. „Vielleicht hätte sie dich doch noch lieben können!" zerschnitt es seine Seele,

„aber jetzt wird ihr Haß glühend sein, wie deine Begierde; in ihren Adern träufelt das Blut der Kinder des Südens!“

Als die Sennora an demselben Tage im Theater auftrat, saß Haper auf der ersten Bank des Parquets, und wie Alles sie stürmisch begrüßte, fing er an zu zischen. Das Auge der Sängerin schaute auf ihn und richtete sich dann fragend an die Menge.

„Pst!“ rief es von allen Seiten zur Antwort auf sein Zischen.

„Werft ihn hinaus!“ ertönten einzelne Stimmen.

Die Tänzerin lächelte triumphirend, und als wolle sie sich weiden an der Qual Haper's, tanzte sie verführerischer denn je; vom rauschenden Beifall getragen schwebte sie und gaukelte sie vor seinen Augen, und ihr Blick traf immer wieder ihn, als gelte nur ihm der Tanz, als wolle Sie Niemand berücken, als ihn. In der nächsten Pause stürmte er hinaus; er sah nicht die drohenden Geberden der Leute, die er fast umrannte, er hörte nicht den höhnischen Spott, es war ihm, als sehe er nur die Syrene, als gelle ihr Hohn ihm nach; wie ein Rasender stürzte er auf die Straße.

Am andern Tage erschienen Angriffe auf die Purissa in allen Blättern, aber der Triumph der Tänzerin war des Abends nur um so größer, und als Haper im Dunkel der Nacht vor ihrem Hause stand, um sie heimkehren zu sehen, da durchdrang ihr Blick das Dunkel und der ironische Gruß: „Guten Abend, Baron Haper!“ ließ ihn flüchten, Wuth und Verzweiflung im Herzen.

Die Sennora ruht wieder auf ihrem Divan und schlürft mit üppigem, wollüstigem Behagen die würzige, mit feurigem Capwein angerührte Chocolade. Vor ihr liegt ein Billet auf rosafarbenem Papier, das sie schon zweimal gelesen und doch noch immer mit Neugierde betrachtet. Der Styl dieses anonymen Schreibens ist lakonisch und originell. Die Tänzerin hat von tausend Verehrern tausende von Liebeserklärungen und Anträgen erhalten, aber dieser gleicht keinem von den Tausenden. Das Billet lautet:

„Madame, ich habe Sie gestern im Theater gesehen und werde Ihnen heute, eine Stunde nach Empfang dieser Zeilen, meine Aufwartung machen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe. Es ist ein älterer Mann, der dies schreibt, aber Sie besitzen das Elixir, zu verjüngen. Ich werde Sie bitten, diese Cur mit mir vorzunehmen. Lassen Sie mich nicht abweisen; dazu ist es Zeit, wenn Sie mich gesehen haben werden und die Fortsetzung meiner Besuche nicht wünschen. Also in einer Stunde!“

Die Sennora wußte nicht, ob sie lachen oder über diesen Ton entrüstet sein sollte; sie war überzeugt, daß nur ein Engländer der Briefsteller sein könne und machte sich auf eine originelle Verhandlung gefaßt, als die Zofe einen Herrn anmeldete, der seinen Namen nicht nennen wolle.

„Spricht er gebrochen Deutsch?"

„So fließend wie ich, Sennora!"

Purissa nickte bejahend und wenige Secunden später erschien ein hoher, stattlicher Mann auf der Schwelle, dessen Aeußeres etwas unleugbar Vornehmes hatte, obwohl in dem Blicke seines Auges etwas Scheues lag. Der Fremde hatte graues Haar und grauen Bart.

„Sennora," begann er, Sie haben meinen Brief erhalten und ich sehe doch nur eine Tasse auf dem Tisch; soll das ein Wink sein, mich zu Ihren Füßen zu setzen und zuzusehen, wie Ihre Lippen Nectar schlürfen? Darf ich?"

Damit wies er fragend auf den Teppich, dessen Sammetweiche dazu einzuladen schien, ihn nur mit den Knieen zu berühren.

„Ich erwartete Sie erst später," lächelte Purissa, „und dachte vorher mit meiner Chocolade fertig zu sein — aber wollen Sie den Nectar kosten?"

„Von Ihren Lippen — denn dort geschieht die Verwandlung."

„Sie sind dreist, mein Herr!"

„Daran müssen Sie gewöhnt sein!"

„Herr —"

„Gewiß, Sennora; aber Sie dürfen deshalb nicht unwillig werden, denn Ihre Schönheit giebt die Ursache. Wenn man Sie erblickt, hört die Ueberlegung auf, die Vernunft schweigt — man ruft: „ich liebe!" und zittert, Ihre Antwort zu hören."

„Ich bemerke nicht, daß Sie zittern!" spöttelte Purissa, obwohl ihr Erröthen zeigte, daß sie gegen diese Huldigung nicht unempfindlich war.

„Körperlich nicht; aber ich bebe, ein Nein zu hören, und das wäre schlimm, denn ich würde mich alsdann todtschießen."

„Ernstlich?"

„Ganz gewiß. Ich habe zu Hause die Pistole bereit gelegt, mein Testament gemacht und Alles geordnet."

„Dann muß ich schon Nein sagen," lächelte die Tänzerin, „damit Sie sich diese Mühe nicht vergeblich gemacht haben."

„Ihr Scherz ist grausam."

„Das ist möglich, es ist aber kein Scherz, vielleicht nur Egoismus. Wenn morgen in den Blättern steht, daß ein Herr sich meinetwegen aus unglücklicher Liebe erschossen, mache ich un-

geheuer Furore und das Theater ist noch einmal so voll. Wenn es also doch Ihre Absicht ist —"

„Durchaus nicht!" unterbrach sie der Fremde lächelnd; „dann fülle ich Ihnen lieber das Theater auf meine Kosten. Sie haben Geist, Sennora!"

„So viel," lächelte sie, „um Sie zu durchschauen. Sie halten mich für eine gewöhnliche Theaterprinzessin, die man mit Geld und Galanterieen fängt."

„Ganz richtig," entgegnete er, „ich streiche nur das Wort „gewöhnlich". Galanterieen gewinnen jedes Weib, und eine Dame vom Theater fordert auch Reichthum, da sie an Verschwendung gewöhnt ist. Sennora, ich trage Ihnen meine Hand und meinen Namen an."

„Das ist sehr leichtsinnig, denn Sie kennen mich kaum, und noch leichtsinniger wäre es von mir, darauf zu antworten, denn ich kenne Sie gar nicht."

„Sie haben mich gesehen und das genügt. Ich habe Sie in dem Augenblicke geliebt, wo ich Sie erblickte; ich erwarte nicht das Gleiche von Ihnen, aber Sie können doch eine Entscheidung fällen, insofern, als Sie mir Hoffnungen geben oder nicht."

„Dann bitte ich Sie, das Letztere anzunehmen, denn ich heirathe nur aus Neigung. Ich will lieben und geliebt sein."

„Sennora, dann wird man Sie betrügen. Sie bezaubern, aber Sinnenrausch hält da am wenigsten vor, wo er am heftigsten flammt. Sie werden sich in dem Namen täuschen, werden Schwärmerei, vielleicht nur Begierde, für Liebe halten. Ich biete Ihnen eine fürstliche Existenz, Rang, Ansehen und ein Herz, das Sie verehrt und für Sie glüht."

„Wer sagt Ihnen," entgegnete die Tänzerin, „daß eine glänzende Stellung für mich Reize hat, daß ich ihr nicht den abenteuerlichen Wechsel vorziehe? Ich habe keine Sehnsucht nach dem sogenannten häuslichen Glück, ich will Genuß, und um den muß man täglich kämpfen."

„Auch das könnte ich Ihnen bieten," antwortete der Fremde, eine Stimme dämpfend; „wir reisen von Ort zu Ort, ich verfolge Pläne, die nicht ohne Gefahr sind — auch die Intrigue hat ihren Reiz und ihr Abenteuerliches."

„Herr Moritz Meyer!" meldete die eintretende Zofe.

Der Fremde zuckte bei diesem Namen so auffällig zusammen, daß seine Bewegung der Tänzerin nicht entging, aber sie schob derselben eine andere Ursache unter.

„Auch ein Verehrer, der mich mit Aufmerksamkeiten belästigt!" lächelte sie.

Moritz Meyer trat ein; er hatte einen großen Blumenstrauß

in der Hand und aus der Brusttasche schaute das Etui einer Schmucksache hervor.

Bei dem Anblick des Fremden, der sich vornehm gegen ihn verbeugte, ward er stutzig; es schien, als ob er ungewiß sei, in demselben einen früheren Bekannten zu finden.

„Darf ich die Herren einander vorstellen?“ wandte sich die Tänzerin mit einem fragenden Blicke zu dem Fremden.

„Fürst Woluski!“ nannte dieser jetzt seinen Namen mit einer Verbeugung.

Meyer machte einen noch tiefern Diener.

„Verzeihen Sie,“ sagte er zum Fürsten, indem sein Auge sich lauernd auf ihn heftete, „aber Sie haben Aehnlichkeit mit einem Herrn, den ich genau kenne — es war mir, als sähe ich ihn selber. Er trug zwar keinen Bart und das Haar war dunkler, aber die Aehnlichkeit ist auffallend, sogar in der Stimme.“

Die Sängerin schaute neugierig auf den Fürsten, es schien ihr, als ob derselbe seit dem Eintritt Meyer's seine Stimme verändert habe.

„Darf ich fragen, mit wem ich diese schmeichelhafte Aehnlichkeit habe?“ lächelte der Fürst.

„Mit einem Grafen Derville, einem französischen Grafen, den ich gerichtlich verfolge.“

„Dann ist diese Aehnlichkeit kein Compliment!“ antwortete der Fürst mit Kälte, und nach einigen gleichgültigen Worten zu der Tänzerin, empfahl er sich derselben, von Meyer nicht weiter Notiz nehmend.

„Er ist's — es kann kein Anderer sein!“ rief der Jude, als der Fürst das Zimmer verlassen.

„Weshalb lassen Sie einen Grafen Derville gerichtlich verfolgen?“ fragte Purissa.

„Er wollte mich ermorden, weil er glaubte, ich trüge Schuld, daß er sein Vermögen an der Börse verloren.“

„Nun, dann sind Sie über den Fürsten im Irrthum, denn er ist ungeheuer reich!“ sagte die Tänzerin verstimmt und wies die Blumen zurück, die Meyer ihr auf den Tisch gelegt.

„Reich? Dann hat er's geerbt oder gestohlen, denn er ist es doch, ich will's beschwören!“ rief Moritz, und plötzlich, als sei ihm etwas klar geworden, schlug er sich mit der Hand vor den Kopf; „wenn er reich ist, hat er getrieben die Gothaer auf 103. Das ist gewesen sein Agent, der mich verführt hat, zu kaufen das schlechte Papier, das nicht werth ist 80 für 104 —“

Purissa hörte dem Juden mit einer Mischung von Neugier und Ekel zu.

„Herr Meyer,“ sagte sie endlich, „es wäre mir lieb, wenn Sie

Ihre Betrachtungen an einem anderen Orte anstellten und mich mit Ihren Börsengeschäften verschonten."

Damit drehte sie ihm den Rücken und verließ das Boudoir, noch ehe er eine Entschuldigung gestottert. Im Nebenzimmer schrieb sie folgendes Billet an den Fürsten Woluski.

„Mein Herr! Mögen Sie sein, wer Sie wollen, ich bin es Ihnen schuldig, Sie vor dem Bankier Meyer zu warnen, demselben Herrn, dem Sie leider heute in meinem Cabinet begegnet sind. Sollten Sie Näheres zu wissen wünschen, so besuchen Sie mich heute nach dem Theater.

Purissa de Salamanca."

Die Neugier der Tänzerin hatte sich durch den widerwärtigen Ausbruch des Hasses im Interesse für den Fürsten verwandelt, sie zweifelte nicht daran, daß Meyer sich nicht täusche und gerade dies erhöhte ihre Theilnahme. Die Worte Meyer's, „er hat mich ermorden wollen," weil er glaubte, ich trage Schuld, daß er an der Börse verloren, ließen ihrer Phantasie freien Spielraum und Meyer erschien ihr als ein Wucherer, dessen Opfer der Fürst gewesen, der sich aber doch, wie es schien, aus den Schlingen des Juden befreit hatte. Ein Priesterin der Kunst kennt nichts Gemeineres als Geiz und Wucher, nichts ist ihr so verhaßt, als schnöde Geldgier und der Leichtsinn erscheint ihr als liebenswürdige Tugend. Jetzt erst glaubte sie den Fremden völlig verstanden zu haben und ihr Herz pochte vor Ungeduld, ihn zu sehen.

XXIII. Die Falschmünzer und der Prinz von Armenien.

An der Straße von Berlin nach Schöneberg stehen abwechselnd schöne Villa's, gewöhnliche Privathäuser, bald ärmliche, verfallene Bauten, bald drei Stock hohe Gebäude, dann wieder erblickt man Holzlager, freie Baustellen, Acker und wieder angefangene Bauten.

Es ist ein Stadttheil, der langsam die Metamorphose von einer Land- zu einer Stadt-Straße durchmacht, um endlich ein ganzes Viertel zu werden.

In dem belebtesten Theile der Straße befand sich ein halbvollendeter Neubau, der wegen Bankerotts des Bestellers bereits seit mehreren Monden unvollendet zur Unzier der Straße dastand.

Seit drei Tagen wurde an demselben unablässig weiter gebaut; es hieß ein reicher französischer Kaufmann habe das Grundstück erstanden und sich aus Paris die Arbeiter mitgebracht, um hier einen Feenpalast zu errichten. Die Arbeiter verstanden kein Deutsch. Der Werkmeister sorgte für ihre Bedürfnisse und Schaaren von Neugierigen schauten zu, wie die fremden Arbeiter die alten Grundmauern niederrissen, dort neue errichteten und wie das Werk sichtbar unter der emsigen Arbeit wuchs. Die Berliner Maurer zuckten freilich die Achseln, als sie sahen, daß die Franzosen die Außenmauern in die Höhe bauten und schon Verzierungen anbrachten, noch ehe der Grundbau vollendet war, aber die Fremden kehrten sich an kein Gerede, das ihnen auch meist unverständlich war; sie wußten sehr gut, weshalb der Werkmeister den Aufbau der Außenfronten so stark betrieb — die Einrichtung der Kellerräume sollte den Neugierigen entgehen.

Der Werkmeister that wohl daran, so vorsichtig zu sein, denn er hätte sonst die Frage beantworten müssen: Wozu diese tiefen Keller mit Außenmauern, als ob sie Bomben widerstehen sollten; wozu dies Gewölbe, das Luft durch einen Kanal von Oben erhält und wo kein Lichtstrahl hineindringt; wozu die Fallthüre und dort das schwere Eisengitter, dort plötzlich die Verdünnung der Außenmauern in Form einer Thüre und die losen Steine so gefügt, daß man von Innen ohne Mühe herausbrechen und auf's Feld gelangen kann?

Die Geheimnisse des Baues sind uns bald erklärt, denn wir erblicken Herrn Augustin, der mit prüfender Miene die Thätigkeit seiner Werkmeisters allabendlich controllirt; wir sehen die Arbeiter dem Brodherrn vertraulich zunicken — es ist die Bande der Falschmünzer, welche sich ihre Höhle baut — das prachtvolle Haus ist der Firniß, der den geheimen Bau verbergen soll.

Es ist ein Uhr Nachts, Augustin ist schon längst nach der Stadt zurückgekehrt und hat sein Abendessen in einer Bierstube zu sich genommen.

Der müde Kellner seufzt, noch immer Gäste zu sehen, er ahnt nicht, daß ein guter Kunde unter den Biergästen ist, der stets doppelt bezahlt, aber niemals denselben Ort innerhalb eines Monats wieder aufsucht. Ein neuer Gast erscheint, mit flüchtigem Blick überschaut er die Gaststube und setzt sich an den Tisch Augustin's. Beide scheinen einander nicht zu kennen, denn sie begrüßen sich nicht, plötzlich hört man sie mit einander reden, wie Leute, die so eben ihre Bekanntschaft gemacht. Sie disputiren über Politik, das Gespräch wird heftiger, endlich sinkt es zum Geflüster herab.

Niemand schöpft Verdacht, daß die beiden Männer dies Spiel täglich an andern Orten wiederholen, daß sie mit dem Geflüster das Thema wechseln.

„Der Jude hat mich erkannt," flüsterte Derville, „er wird scharf auf mich spähen, vielleicht gar eine Klage erheben. Die Dame, bei der ich ihm begegnet, hat mich vor ihm gewarnt. Es ist eine Frau, die Geld umzusetzen vermag. Soll ich sie in's Geheimniß ziehen?"

„Auf Ihre Gefahr und ohne mich zu nennen. Hätte ich dies ahnen können, ich hätte den Bau in Berlin unterlassen. Die Polizei ist überhaupt hier argwöhnischer als irgendwo. Den Bau jetzt aufgeben, wäre noch schlimmer. Sie müssen sich mit dem Juden einigen, man darf nicht nach Ihrem Vermögen fragen, es steht Alles auf dem Spiel. Einigen Sie sich mit ihm um jeden Preis."

„Und wenn ich ihm dadurch erst recht Ursache zum Argwohn gebe? Der Jude ist rachsüchtig."

„Dann muß er sterben. Ich habe einen sicheren Mann, es wird ein Einbruch verübt und der Jude todt im Bette gefunden."

Derville schauderte; er sah, daß, seit er einmal die Bahn des Verbrechens betreten, er immer mehr mit dem Gesetz brach.

„Das geschieht auf Ihre Gefahr!" flüsterte er.

„Nein," lächelte Augustin, „in Compagnie! Sie müssen dem Manne die Notizen geben; wenn Sie ihn gut instruiren, hat es keine Gefahr, denn er ist schlau, dreist und vorsichtig. Wann erhalte ich Bescheid von Ihnen?"

„Morgen Nacht um diese Zeit."

„Wo da?"

Derville bezeichnete ihm eine Restauration in der Mitte der Stadt. Augustin nahm seinen Hut und verließ, Derville einen Gruß zunickend, die Gaststube. Wenige Minuten später erhob sich auch der Graf.

Derville kehrte in sein Hotel zurück, die Unruhe ließ ihn nicht schlafen; angekleidet, den Revolver in der Hand, brachte er die Nacht auf einem Sessel zu. Das kleinste Geräusch ließ ihn zusammenschrecken und in den wachen Träumen brachte ihm das Gewissen Gespenster vor die Seele. Er schaute auf sein Leben zurück, überall dunkle, oft mit Blut getränkte Blätter, und was hatte er erreicht? statt Titel und Ehren Verachtung, statt ein gesichertes Alter die Aussicht auf den Kerker. Zum ersten Male in seinem Leben mahnte es ihn zum Beten.

Es giebt Stunden, vorzüglich bei Nacht, wo die verstockteste Seele schwach wird und zittert, wo sie gern einen Handel schließen möchte mit Gott und wo sie für Gnade ein zukünftiges Verbrechen

hingeben würde. Derville betete, daß ihn Gott aus der Gefahr errette — er wolle dann auch die Verbindung mit Augustin aufgeben, wolle ein ruhiges, moralisches Leben führen und alle Rache vergessen — „wo nicht“ — knirschte er — „dann mag der Satan meine Seele haben; bringt mich das Schicksal zum Aeußersten, gut, dann schrecke ich auch nicht vor Mord zurück!“

So parlamentirt der Verbrecher, als ob er sich rächen könne an Gott, als ob er Gnade erzwingen könne durch Drohung.

Der Morgen graute und mit dem Tageslicht kehrte auch das Gefühl der Sicherheit zurück — Derville verbarg die Pistole, schlummerte eine kurze Zeit und begab sich dann zu Haper. Dieser Gang war entscheidend.

Haper war vom Wahnsinn gefoltert. Der Mensch, der Zeit seines Lebens das Gefühl verleugnet und sich abgehärtet gegen jede Regung, der nur den Kopf denken ließ und über die Thoren lachte, welche ein Gefühl nicht beherrschen konnten und die man durch diese Schwäche wie Kinder regierte: diesen Mann hatte die Sinnlichkeit plötzlich überwältigt und ihn so tief gestürzt, wie den erbärmlichsten Schwächling. Die Leidenschaft, welche so lange in Ketten gelegen, die stets von dem Verstande regiert worden, hatte die Fesseln zerrissen, das Blut strömte in den Kopf und ließ seine Gedanken tanzen und über den Haufen stürzen. Ein Gefühl jagte das andere. Wuth, Verzweiflung, Sehnsucht und Haß wogten durcheinander — all' seine Kunst war an dem Hohne eines Weibes gescheitert, er, der Staaten verderben wollte, konnte nicht ein Weib gewinnen, und er liebte dies Weib — er wollte es hassen und mußte es doch anbeten — ihr Hohn brachte ihn zur Verzweiflung.

Haper saß vor seinem Pult und starrte vor sich hin, als Derville eintrat. Er hätte arbeiten mögen, aber er vermochte es nicht, das Bild der gaukelnden, hohnlachenden Fee stand vor seinen Augen — er athmete die Wärme ihres üppigen Körpers und ihr Fuß stieß ihn von sich. — —

„Was ist Ihnen begegnet?“ rief Derville betroffen, als der Baron aufschaute und er das bleiche Antlitz, die verstörten Züge erblickte.

„Nichts“ — raffte Haper sich zusammen — „mir ist nicht ganz wohl — Kopfschmerz — aber was führt Sie her?“

„Eine Bitte — aber ich fürchte, Ihnen lästig zu fallen!“

„Durchaus nicht — Zerstreuung ist mir gut — reden Sie.“

„Haper,“ begann Derville nicht ohne Befremden, den sonst ruhigen Mann in solcher Aufregung zu sehen, „wir sind alte Freunde — ich möchte sagen, Brüder, denn Ihr Vater hat mich wie seinen Sohn geliebt — ein Plan war die Richtung Ihres und meines Lebens!“

„Schon gut — was soll's — Mann — lassen Sie die Phrasen. Brauchen Sie Geld?" unterbrach ihn der Baron heftig.

„Nein — aber Ihre Hülfe. Sie wissen, daß Ihr Bruder mich betrogen — ich vergaß mich in der Heftigkeit."

„Weiß es," unterbrach ihn Haper ungeduldig — „weiter, kommen Sie zum Ende!"

„Ihr Bruder droht mit einer Klage, vielleicht ist er schon dabei sie einzuleiten, und das wäre mir sehr fatal. Wenn ich auch sicher bin, den Prozeß zu gewinnen, so har doch schon die Anklage für mich Unannehmlichkeiten, von denen ich mich gern loskaufte."

„Ist das Alles?" lachte Haper auf „und deshalb zittern Sie? — Moritz Meyer verkauft seinen Messias für Gold."

„Aber nicht die Rache. Ich weiß es bestimmt, daß er mit einer Klage umgeht — ich kann nicht mit ihm reden, das würde Schwäche verrathen, thun Sie es für mich — aus alter Freundschaft."

„Freundschaft!" lachte Haper auf. „Wer hat Freunde — wer glaubt daran? Ich will auch keinen, lieber zehn Todfeinde als einen Freund. Ihre Angst amüsirt mich. Sie sind der erste Mann, der vor meinem Bruder zittert; schon aus Curiosität muß das so bleiben. Woher wissen Sie," fuhr er plötzlich in verändertem Tone fort, „daß Moritz klagen will — etwa von der Polizei? Haben Sie wieder einmal Farbe gewechselt?"

„Das habe ich nie gethan," entgegnete Derville empfindlich, „aber ich würde auch nicht an die Klage glauben, wenn nicht Eifersucht im Spiele wäre. Ihr Bruder hält mich für seinen Rival bei einer Tänzerin."

„Bei Wem? den Namen — Mann, den Namen!"

„Bei der Purissa."

„Bei Ihr?!" — — Haper rief dies in einem Tone, welcher Derville Alles verrieth, so verschiedene Gefühle zitterten in dem Schrei.

„Die Tänzerin war so aufmerksam, mich gestern Nacht zu sich zu bestellen, um mich zu warnen" — fuhr der Graf fort — „ich glaube, sie will mit Moritz Meyer brechen."

„Brechen — als ob er je ihre Gunst besessen!" rief Haper, „der elende, eitle Krämer! — aber freilich — wenn Sie glücklich sind — wenn dies Weib etwa auf erborgte Titel — auf hohle Galanterie etwas giebt, dann war ich ein Narr, sie zu lieben!"

„Lieber Haper," entgegnete Derville, „Sie sind bitter, aber das, was ich höre, entschuldigt Sie. Ich besitze die Theilnahme der kleinen Spanierin, aber ich bin wohl zu alt, um so eitel zu sein, ihr Interesse für Liebe zu halten. Einen Dienst für den an-

dern. Versöhnen Sie mich mit Moritz und ich helfe Ihnen bei der Tänzerin. Sie ist nicht so spröde, wie es den Anschein hat."

„Die Hülfe eines Derville!" murmelte Haper bitter, aber so leise, daß der Graf es nicht hören konnte, „das muß ein elendes Glück sein, das ich seiner Fürsprache verdanke. Aber mag's sein — triumphiren will ich — ich will Rache an dieser Schlange, Hohn für ihren Spott und sie dann von mir stoßen, wie sie mich zurückgestoßen — o — es wird Höllenlust sein, dies Weib so recht verächtlich zu beschimpfen!"

Haper war in der Stube auf und ab gegangen — jetzt trat er zu Derville heran. „Ich will Sie mit Moritz aussöhnen," sagte er — „aber unter einer Bedingung — Ja oder Nein — wollen Sie der Purissa Ihre Hand antragen?"

„Ich habe es gethan."

„Und Rebecca?"

Derville erbleichte. „Es fehlt nur noch die Form, um die Scheidung zu vollenden."

„Gut," antwortete Haper, „das geht mich nichts an. Aber jetzt zu meiner Bedingung. Ich fordere, daß, wenn die Verlobung geschehen, Sie Ihre Braut in mein Haus, oder mich zu ihr führen — und wenn Ihnen Purissa das Ja verweigert, so fordere ich, daß Sie mir ihren Liebhaber nennen, sie muß einen haben, wenn sie nicht ehrgeizig ist."

„Sie wollen Purissa beschimpfen," erröthete Derville verletzt, „wenn sie unter meinem Schutze steht — niemals."

„Dann, Herr Graf, sind wir zu Ende!" — Damit wies Haper nach der Thüre.

Derville sann einen Moment nach. „Der Mann ist blind vor Leidenschaft," rechnete er, „sobald du mit Meyer ausgesöhnt bist, wirst du ihn auslachen. — Ich will es eingehen," sagte er laut, in einem Tone, als kämpfe er mit dem Entschluß.

„Schriftlich?" fragte Haper, das Auge lauernd auf ihn heftend.

Derville erbleichte — aber seine Angst ließ ihn nicht zaudern. „Auch schriftlich!" sagte er mit bebender Stimme.

Haper setzte den Vertrag auf und Derville unterzeichnete, ohne zu lesen.

Als der Graf ihn verlassen, lachte der Baron hell auf. „Der Narr!" rief er und seine Züge nahmen den Ausdruck teuflischer Bosheit an, „er glaubt, Anton Haper werde so leicht betrogen! Nicht hiermit — werde ich Rache üben," damit zerriß er das Papier," so jämmerlich spiele ich nicht Karte. Daß Du dies unterschrieben, sollte nur mir den Beweis liefern, daß Du dem Gesetze verfallen und ich werde bald erfahren, wodurch. Dann ist sie die Braut eines Verbrechers — vielleicht die Mitschuldige! Es sind

falsche Banknoten in Umlauf und Deroille ist plötzlich reich. Bei ihr werde ich falsches Geld finden, bei ihr werde ich den Falschmünzer suchen — und dann, Purissa, werde ich hohnlachen und Dein Flehen verspotten." — —

Noch an demselben Tage erhielt Deroille ein Billet von Moritz Meyer, worin ihm dieser mittheilte, daß er, auf Zuspruch seines Bruders und um der früheren Freundschaft willen, von einer Klage abstehe, wenn der Graf der Rebecca ein Capital von 20,000 Thaler aussetzen wolle. „Meine Schwester," schloß der Brief, „ist unter dieser Bedingung auch bereit, Ihnen Ihre Freiheit wiederzugeben."

Graf Deroille ging auf den Vorschlag ein und war so vorsichtig, das Capital in nicht gefälschten Banknoten zu zahlen, aber er ließ sich völlig durch Meyer täuschen und glaubte die Versöhnung dadurch zu vervollständigen und ihn an sich zu fesseln, daß er ihm Aussicht machte, durch neue Geschäftsverbindung ihm Verdienst zuzuwenden.

Sobald Deroille sich sicher fühlte, miethete er eine große Wohnung und ließ sich wieder in den Gesellschaftskreisen blicken, in denen er früher eine Rolle gespielt; da er jedoch kein Haus ausmachen konnte, besuchte er vorzüglich die Ressourcen, in denen sich der jüngere Adel am Spiel vergnügte. Der kolossale Reichthum, mit dem er coquettirte, seine Gleichgültigkeit beim Gewinn, noch mehr beim Verlust, das Renommé, welches ihm die Gunst der Purissa in diesen Kreisen verlieh und der Umstand, daß er zu allen Vergnügungen bereit war, hier mit Geld aushalf, dort durch Verschwendung die Feste glänzender machte, verschaffte ihm bald ein gewisses Ansehen. Es war Niemand mit ihm näher befreundet, aber Jeder kannte ihn, er durfte bei Jagden, Wettrennen ꝛc. nicht fehlen, ja, es wurde nichts ohne ihn arrangirt und sein Ansehen wuchs, als ein ausländischer Prinz, der hier in dürftigen Verhältnissen lebte und sich von der Aristokratie zurückzog, dem Grafen seine Freundschaft anbot. Dieser Prinz, dessen Familie russischen Eroberungs-Gelüsten zum Opfer gefallen, beanspruchte sein Erbe vom Czaaren und Deroille übernahm es, seine Rechte geltend zu machen. Er schoß ihm Gelder vor und wandte sich in seinem Namen an die französische Regierung. Die bescheidene Anspruchslosigkeit des Prinzen, trotz des Glückes, das er bei den Damen hatte, sein zurückgezogenes Leben, der Stolz, mit dem er sich der Armuth nicht schämte, Alles das hatte Interesse für ihn erweckt und ließ den Charakter Deroille's und seine Theilnahme im besten Lichte erscheinen.

Doch ehe wir das Resultat dieser Verbindung schildern, müssen wir einer anderen Begegnung erwähnen, die einen mächtigen Eindruck auf den Grafen machte und wie eine Mahnung Gottes für

ihn war, mit dem Laster zu brechen. Der verstockteste Mensch ist in gewissen Augenblicken Regungen ausgesetzt, die ihn erbeben lassen, das sind Winke der leitenden Hand, drohende Warnungszeichen an das Herz. Wie jene Nacht im Hotel, ehe die Aussöhnung mit Meyer stattfand, Derville zum Beten brachte, so sollte noch einmal ihm das Schicksal eine Warnung ertheilen — um dann, wenn er nicht auf die Stimme des Gewissens hörte, ihn unerbittlich in den Abgrund zu stürzen, dem er getrotzt.

Bei einer Spielpartie erschien unter den Gästen Bernhard von Rochov. Der junge Mann war vom Urlaub zurückgekehrt und als er den Fremden unter den Genossen sah, fiel es ihm auf, daß der Blick desselben ihn auffällig musterte.

Graf Derville erkannte den Sohn seines alten Gegners an der Aehnlichkeit desselben mit dem Vater und, als man sie einander vorstellte, da erinnerte sich auch Bernhard, den Namen schon gehört zu haben.

Der Graf benutzte eine Gelegenheit, sich ihm unbeobachtet zu nähern. Er fragte Bernhard nach dem Befinden seines Vaters und nach seinem Bruder. Bernhard erzählte von dem Unglück des Letzteren, das sich doch für ihn zum Glück gewandt habe, da er jetzt mit seiner Frau glücklich lebe; von seinem Vater berichtete er, daß derselbe den Druck des Alters fühle und sein Zimmer nicht mehr verlasse.

„Wir waren lange Zeit erbitterte Gegner,“ sagte der Graf, „aber es gereicht mir zur großen Freude, daß Ihr Herr Vater einen Groll aufgab, den gegenseitiges Mißverständniß heraufbeschworen und politische Gegnerschaft genährt haben. Grüßen Sie ihn von mir, aber sagen Sie ihm nicht, daß Sie mich am Spieltisch gefunden — um seinetwillen verschweigen Sie das, denn er haßt das Spiel und würde den Argwohn hegen, daß ich seinen Sohn gern, die Karte in der Hand, sähe.“

Bernhard erröthete unter diesem Vorwurf. „Ich habe es tausendmal verschworen,“ sagte er, „aber meine Verhältnisse zwingen mich, wenn ich, wie heute, einmal leichtsinnig angefangen habe, fortzufahren, um Verluste zu decken.“

„Sie haben Unglück gehabt?“

„Ich habe verloren.“

„Wollen Sie mit mir spielen?“

Bernhard sah den Grafen überrascht an. „Wollen Sie mich etwa gewinnen lassen?“ sagte er in einem Tone, der seinen Argwohn verrieth und andeutete, daß er die Bejahung als eine Beleidigung aufnehmen werde.

„Verzeihen Sie mir,“ antwortete der Graf — „aber wenn ich an Ihren Vater, an Ihren Bruder denke, so thut es mir weh —

auch Sie hier zu sehen. Spielen Sie nicht mehr — ich werde Ihnen so viel Geld vorschießen, wie Sie brauchen, Sie geben es mir nach Bequemlichkeit zurück — Sie können dies von mir annehmen."

„In dieser Weise ja und mit herzlichem Dank — aber Sie müssen den Termin der Rückerstattung bestimmen."

„Heut über's Jahr!" — damit gab ihm der Graf ein kleines Päckchen Banknoten, zur Hälfte von der Fabrik des Herrn Augustin.

Als Bernhard seinem Vater erzählte, daß er Derville begegnet sei, forschte ihn der alte Herr aus und Bernhard konnte, als der Vater einen Argwohn gegen Derville äußerte und ihm den Rath gab, den Grafen zu meiden, nicht umhin, davon zu reden, daß derselbe ihm vom Spiel abgerathen und ihn moralisch verpflichtet habe, ein Jahr lang keine Karte anzurühren.

Dem alten Rochov wurde das Auge feucht. „Ich habe ihm Unrecht gethan," murmelte er, „Gott hat auch ihn erleuchtet — er thut meinen Kindern wohl und ich grolle noch, ich allein kann nicht vergeben. — Bernhard," sagte er laut — „ich will morgen das heilige Abendmahl nehmen und vorher mich mit allen meinen Feinden versöhnen. Sage dem Grafen, ich dürste danach, ihm die Hand zu reichen, ich könne nicht gehen — bitte ihn — er wird zu mir kommen, wenn er hört, daß ein Sterbender es wünscht — und dann" — jetzt sank seine Stimme zum Geflüster — „sage es auch ihr — Maria — ich habe ihr bitter Herzeleid verursacht. Rufe sie und ihn auch — ich weiß es, sie ist in der Stadt, Maria wird nicht abgereist sein, da sie weiß, daß ich mich hingelegt zum Sterben!"

Als Bernhard sich bei der Gräfin Dembowski melden ließ — Maria wohnte mit ihrem Gatten in Berlin — flog ihm die Schwester entgegen.

Der alte Rochow hatte sich nicht getäuscht — sie harrte auf die Stunde, wo alle Menschen weich werden, um in ihr die Verzeihung und den Segen des Vaters zu erhalten. Als Dembowski hörte, daß es der besondere Wunsch des Sterbenden sei, auch ihn zu sehen, geleitete er Maria und Beide empfingen den Segen Rochov's — das Einzige, was noch an ihrem Glücke gefehlt hatte.

Der Graf Derville kam auch und wir vermögen nicht zu schildern, was dieser Mann an dem Sterbebette fühlte, dem er sich heuchlerisch genaht — er sah Rochov, umgeben von den Seinen, Georg an der Seite einer glücklichen, schönen Frau, Maria an der Seite des edlen Polen, Bernhard in der Blüthe der Jugend — und das Antlitz Rochov's trug den Stempel seliger Zufriedenheit — die verklärten Züge schienen zu rufen: es ist vollbracht! der Herr hat es gut zu Ende geführt mit seinem Knecht,

Derville sah, wie Rochow die Hände faltete, um zu beten. Oft hatte er über Pietismus gespottet, aber der Anblick wahrer Frömmigkeit schlug an sein Herz und er dachte zitternd an die Zeit, wo auch seine Stunde kommen werde. Dann war Niemand an seinem Sterbebett, dann folgte ihm kein Seufzer nach! — „wenn du im Bette stirbst!" schreckte das Gewissen Gespenster in seinen Traum, „wenn die Gerechtigkeit dich nicht ereilt und dich brandmarkt!" — —

Es trieb ihn fort aus dem Hause, der ehrliche Handschlag Rochow's hatte ihm die Schamröthe in's Gesicht getrieben, draußen erst schöpfte er Athem. Er ging zur Purissa, er mußte Zerstreuung haben und bei ihr fand er dieselbe noch am besten, Niemand vermag besser die Furien von der Seele, die Sorgen von der Stirn zu scheuchen, als ein Weib, dessen Leben hinfließt in der Kunst zu gefallen.

Purissa sah es ihm an, daß er Folterqualen litt, daß ein Sturm in seinem Innern tobte, der diese zähe Gestalt beugte.

Begreife Jemand das Herz des Weibes! — die Tochter der Freude und des Leichtsinns, der man beim Champagner huldigte und die auf den Wogen des Beifalls schwamm, wie ein stolzer Segler mit der Blutfahne des Seeräubers — sie, die nur für das Glück geboren schien, empfand eine Regung, wie sie ihr Herz noch nicht für einen Mann gefühlt, als sie in das verstörte Antlitz des Grafen sah — und den Arm kosend um seinen Nacken schlingend, zog sie ihn an sich und ihr großes Auge fragte: „Findest Du auch hier keine Ruhe?"

Seine Wange fühlte ihr Herz schlagen, seine Sinne athmeten Gluth und er sank zu ihren Füßen. „Purissa," rief er, „werde mein, laß uns fliehen in einen Winkel der Erde und ich will der Sclave Deiner Wünsche sein, glücklich, selig, wie ein Mensch, der neu geboren."

„Fliehen? Nein," lächelte sie, „das wäre ein etwas zu poetisches Leben, aber wir wollen zusammen von Stadt zu Stadt reisen, Du sollst sehen, wie ich Triumphe feiere und die eitlen Thoren verspotte. Fliehe dies Leben unter den Vornehmen, dies Intriguen-Spiel und den Ehrgeiz, schaue in das heitere, leichtsinnige Treiben des Völkchens, das die Welt parodirt und hinter den Coulissen die Maske abwirft, dann wirst Du jung werden in Deinem Alter und lachend sterben, nichts vermissend als die Kraft der Jugend."

„Zu spät" — murmelte Derville düster, „wenn ich mich rein wasche von der Schminke, dürfte man einen Pestflecken finden."

Purissa schauderte — mehr vor dem Ton seiner Stimme und

dem finsteren Ausdruck seiner Züge, als vor den Worten, deren Sinn sie kaum errieth.

„Ja — magst Du es wissen,“ rief er, sich von ihr losreißend, „das Geheimniß lastet auf meiner Seele — ich muß es Jemand gestehen, damit er mir rathe, oder mich den Gerichten überliefere — — ich habe ein Verbrechen begangen, ich zittere vor dem Gesetz.“

„Du hast gemordet? Hast Jemand im Duell getödtet — in der Leidenschaft erschlagen?“

„Nein — das wäre kein Verbrechen, dessen ich mich schämte — ich habe eine entehrende Strafe verwirkt — und war nicht einmal der Thäter — nur der Helfer. Ich habe mich an elende Genossen verkauft — ich bin in ihren Händen und habe keine Flucht als in den Kerker.“

Purissa zog ihre Hand zurück, als er die seine danach ausstreckte.

„Du schauderst!“ erbleichte er — „ja — Du kannst auch nicht anders — aber Du hast mich trösten wollen und mein Herz erwärmt, dafür will ich Dir danken. Hüte Dich vor dem Baron Haper. Er hat mich zum Mittel gebrauchen wollen, Dich zu beschimpfen, sich an Dir zu rächen.“

Purissa lachte verächtlich.

„Lache nicht,“ rief er, „dieser Mann möchte dies Lachen in Weinen verwandeln — er träufelt den Menschen ein schleichendes Gift in die Seele, die Menschen sind seine Puppen.“

Die Tänzerin lachte nicht mehr — es war nicht die Warnung Derville's, die sie beben machte, sondern ein Grauen vor ihm selbst. Aus den Zügen des Grafen starrte es wie Wahnsinn. — —

Es ist Nacht — Graf Derville schleicht durch die Straßen, um den Blicken der Späher zu entgehen, seine Angst läßt ihn in jedem Vorübergehenden einen Beamten des Criminals, in jedem Blicke, der ihn trifft, eine Anklage sehen. Er hat 1000 Thaler an die Armen-Kasse geschickt, eine fürchterliche Unruhe läßt seine Kniee zittern. — —

Augustin wartet schon. Er schüttelt den Kopf, als er Derville sieht. „Mann,“ flüstert er, „Sie werden zur Memme, wollen Sie sich absichtlich verrathen? Fassen Sie Muth — ich habe für Sie gehandelt. Es war die höchste Zeit, diese Furcht vor den beiden Juden machte Sie kindisch. Sie haben in der letzten Woche so gut wie nichts umgesetzt. Hoffentlich werden Sie morgen vernünftiger sein. Ihr Paß ist doch in Ordnung? Es wäre möglich, daß Sie morgen nach London müssen.“

„Mein Paß — was haben Sie gethan?"

„Nichts, was Sie zu verantworten haben. Sollten Sie aber morgen in den Zeitungen lesen, daß ein oder zwei Raubmorde stattgefunden, so wechseln Sie nicht, wie jetzt, die Farbe — es geht Sie nichts an."

Derville starrte den Mann, dessen Auge prüfend auf ihn geheftet war, an, und schon wollte er einen Ausruf des Schauders thun, als Augustin lachend flüsterte: „Sie haben alle Selbstbeherrschung verloren. Was glauben Sie? ich scherzte nur, es war eine Probe. Aber es thut mir leid," fuhr er ernster fort, als Derville beruhigt schien, „daß Sie in so aufgeregtem Zustande sind. Es ist nöthig, daß Sie mich heute nach der Fabrik begleiten, damit Sie den neuen Stempel prüfen. Unsere Banknoten sind bekannt geworden."

„Erlassen Sie mir das für heute," bat Derville — „ich bedarf der Ruhe."

„Es geht nicht — unsere Arbeiter müssen Sie sehen, die Leute glauben, es ginge schief und haben den Muth verloren. Kommen Sie, ich geleite Sie wieder zurück, es muß sein."

Augustin sprach die letzten Worte in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete. Er erhob sich — Derville folgte.

Die beiden Herren durchschritten die Stadt, sie gelangten aus dem Thore und bogen in die Schöneberger Straße ein. Derville war zu aufgeregt und Augustin, wider seine Gewohnheit, zu sehr zerstreut und mit andern Gedanken beschäftigt, als daß sie bemerkt hätten, daß ihnen ein kleiner Mann vom Thore ab folgte, der sehr vorsichtig so ging, daß er immer nur in den Schatten der Bäume trat.

Der kleine Mann war der bekannte Polizeirath D.

Als Derville und Augustin in das neuaufgebaute Haus traten, schlüpfte der kleine Mann in ein Haus an der Straße, ließ dort einen leisen Pfiff ertönen, worauf etwa ein Dutzend Männer aus dem dunklen Corridor traten und dem kleinen Herrn folgten.

Sobald Augustin hinter Derville die Thüre geschlossen, führte er ihn in das Comtoirzimmer der Gewölbe, dessen noch feuchte Wände die Eile, mit welcher der Bau vollendet worden, constatirten. „Lieber Graf," begann Augustin, als er bemerkte, daß Derville leise schauderte, „der Ort ist noch ungesund, aber eine Nacht werden Sie hier schon aushalten können, vorzüglich, da ich guten Portwein besorgt habe, der jeden schädlichen Einfluß der Feuchtigkeit beseitigen wird. Morgen Mittag werde ich Ihnen sagen, ob es gerathen ist, daß Sie eine kleine Reise in's Ausland machen, oder ob Sie hier bleiben können. Sie sind neugierig, weshalb ich diesen Wunsch ausspreche?" lächelte er, als der Graf

ihn befremdet ansah — „ganz einfach — da ich befürchte, einen so tüchtigen Compagnon, wie Sie, zu verlieren, weil derselbe plötzlich allen Muth verloren hat, habe ich Auftrag gegeben, die Leute zu beseitigen, welche Ihnen nachstellen."

„Ein Mord" — erbleichte Derville — „das scheidet uns für immer, ich trage keine Schuld an der That und will nicht der Genosse eines Mörders bleiben."

„Sie bleiben," sagte Augustin, indem er einen Revolver aus der Tasche zog — „ich bitte höflichst darum und bemerke, daß Sie mich sonst zur Gewalt zwingen."

Derville lachte bitter. „Ich habe mich ebenfalls vorgesehen!" rief er, eine gleiche Waffe aus der Tasche ziehend.

„Das gefällt mir," lächelte Augustin, indem er seinen Revolver senkte, dessen Mündung er schon auf Derville gerichtet; „ich sehe mit Freuden, daß Sie den Kopf noch nicht ganz verloren haben und kann Ihnen daher meine Gründe entwickeln, weshalb Sie hier bleiben müssen. Es schien mir in Ihrem und meinem Interesse nöthig, Sie von den Nachstellungen der jüdischen Brüder zu befreien, ich gab Auftrag dazu und die Sache wird jetzt schon erledigt sein. Sie waren nicht in Ihrer Wohnung und da man, wenn die Sache mißglückt ist, auf Sie Verdacht werfen wird, könnten Sie nicht angeben, wo Sie sich in der Zeit aufgehalten, ohne mich zu nennen; um Ihnen daher die Unbequemlichkeit eines Verhörs zu ersparen, sind Sie hier."

Ein heller Schall, wie von einer Klingel, ertönte — „Verrath!" erbleichte Augustin — „folgen Sie mir!"

Damit stürzte er zur Thür, flüchtete durch einen langen Corridor. Derville, dem das eine Wort die Gefahr verrathen, folgte; schon hörten sie die Aexte der eindringenden Beamten und den für Verbrecher entsetzlichen Ruf: „Oeffnet — im Namen des Königs!" —

Die Beamten der Criminal-Polizei hatten alle Thüren des Hauses besetzt und sich unter den Fenstern postirt.

Zu derselben Zeit, als Derville seine Wohnung verlassen hatte, um Augustin aufzusuchen, war ein Criminal-Beamter in die Wohnung des — mit Derville befreundeten Prinzen eingedrungen. Derselbe hatte bei einem Bankier eine gefälschte Banknote gewechselt und leugnete die Handlung nicht, wohl aber den Umstand, daß ihm die Fälschung bekannt gewesen.

„Sie haben öfter solche Papiere gewechselt" — sagte der Beamte, „der Bankier hat dies beobachtet. Wo erhielten Sie das Geld her?"

Der Prinz erröthete, er sträubte sich, den Namen seines Wohl-

thäters zu nennen und gab an, es sei eine russische Unterstützung, die ihm zu Theil werde.

Der Prinz ward zur Haft gebracht, da er keine Legitimation besaß. Im Gefängniß sagte er aus, woher er das Geld erhalten, die Haussuchung ergab, daß er an der Fälschung keinen Antheil hatte und die Aermlichkeit seiner Wohnung, so wie das anspruchslose Leben, das er geführt, bestätigten, daß er auch kein Mitwisser der Fälschung sei, denn als solchen hätte man ihn besser honorirt. Aber trotz dieser günstigen Umstände ward er nicht freigelassen. Man nahm ihn in's Verhör, um seine Persönlichkeit zu constatiren und da er keine Zeugnisse für seine prinzliche Geburt, mit Ausnahme eines Ordenssternes, besaß, kam er in den Verdacht eines Abenteurers. Er vermochte keine Existenzmittel nachzuweisen und der Polizei-Präsident schickte ihn rücksichtslos in das Arbeitshaus. Man war in der Stadt über diese Verhaftung empört, da der Prinz keinen Mißbrauch mit seinem Titel getrieben; eine Menge Damen, die sich für ihn interessirt, wären compromittirt worden, wenn er nicht Discretion beobachtet hätte. Die Polizei sprengte das Gerücht aus, der angebliche Prinz Leo sei ein Jude aus Armenien — in einer schönen Nacht wurde er über die Grenze transportirt. Die Anklagen, welche seinen von Frankreich aus erlassenen Protest enthielt, wurden ignorirt — die Gewaltthat war geschehen und blieb geschehen, man weiß nicht, ob der Ausgewiesene wirklich ein Prinz gewesen, oder ob er nur am Größenwahnsinn gelitten — er ist verschollen.

Gleichzeitig mit der Verhaftung des Prinzen war ein Criminal-Beamter Derville gefolgt. Vor der Thüre des Bierhauses traf derselbe schon den kleinen Mann, der ihm sofort befahl, die Beamten in der Schöneberger Straße heimlich zu versammeln. Der kleine Herr folgte Augustin und Derville, bis er sie in das neue Haus treten sah, umstellte dasselbe und als jeder Ausweg besetzt schien, wurden die Thüren erbrochen. Der Polizeirath D. hatte schon öfters mit Falschmünzern zu schaffen gehabt, seine Anordnungen waren so getroffen, als habe er den Bau des Hauses geleitet, als kenne er jeden Gang, jeden Winkel.

Die Beamten durchsuchten das ganze Haus — man fand die Maschinen, fand die Fabrikate, aber keine Menschen. Daß die Verbrecher entsprungen waren, schien nicht möglich, denn man hatte draußen nicht Lärm gehört und es waren doch alle Fenster und Thüren besetzt — es mußte also im Hause noch einen unbekannten Versteck geben.

Die Beamten suchten in den Kellern nach Fallthüren, jede Wand wurde nach dem Tone untersucht — plötzlich gab eine Mauer einen hohlen Klang. Die Pistole in der Hand wurde die

Mauer untersucht, man fand eine Thüre — sprengte sie und man sah eine durchbrochene Mauer.

Die Verbrecher waren entflohen. Der Polizeirath D. hatte nicht daran gedacht, die Seite des Hauses zu besetzen, welche keine Thüre und keine Fenster besaß. Er war überlistet. Die Dünne der Mauer zeigte, daß man sie mit einem Fußtritt gesprengt hatte und daß die Verbrecher unter dem Schutz einer Hecke ungesehen auf's freie Feld gekommen waren.

XXIV. Die Trauben sind sauer.

(Reineke Fuchs.)

Dieses lockere Gesindel
fördert meine Tugend nicht,
Es erschüttert meine guten
frommen Sitten ungemein.
(Altes Lied.)

Der Präsident der französischen Republik hatte, wie wir gesehen haben, die schöne Anna Gordon vergessen, in letzter Zeit war er auch kälter gegen Miß Howard geworden — vielleicht weil sie ihm zu viel Geld kostete und man sah ihn in den Abendcirkeln im Elysée nur um die schöne Gräfin von Montijo beschäftigt. Das Gerücht ging um, der Präsident habe Unglück mit seinen Heiraths-Anträgen bei legitimen Häusern, er habe nicht einmal die Hand einer Wasa erhalten können und er sei jetzt entschlossen, sich mit einer Gräfin zu begnügen — „was auch immer sein Wille gewesen, da er die Idee von Legitimität verachte."

Die Gräfin Eugenie, erzogen in dem Kloster Sacré mon coeur, war eine Dame von idealer Schönheit, das goldblonde Haar, leise in's Grau spielend und die blendend weiße Stirne schienen ihrer spanischen Abkunft zu widersprechen, die dunklen kühn gewölbten Brauen über den großen dunkelblauen Augen, die majestätisch schöne Gestalt, ihre Grazie und vor Allem der verführerische Zauber ihres Blickes, ließen sie wie zu einer Göttin der Freude geschaffen erscheinen — wie eine Calypso, die freilich nicht dem Telemach, sondern seinem Mentor den Vorzug gab. Nie ist die Originalität weiblichen Geschmackes crasser erschienen, als bei der schönen Gräfin — wenn man nämlich ihr den Ehrgeiz abspricht. Das grau-aschfarbene Antlitz des Präsidenten, mit den verbissenen matten Zügen, und gedrehtem Barte im Antlitz, auf welchem noch der Schatten des Kerkers von Ham ruht —

diese in jeder Beziehung unschöne, nicht einmal vornehme Gestalt neben einer Fee von Anmuth und Grazie — wahrlich — man konnte sagen, die Gräfin habe sich in einen Titel versehen — oder ahnte sie schon damals die geistige Kraft dieses Mannes?

In den Tuilerieen war es nicht geheuer — es herrschte unter den Anhängern des Präsidenten ein geheimnißvolles Wesen, das die Männer der weißen Dictatur Changarnier's und der rothen Dictatur Cavaignac's stutzig machte. Die Weißen und die Rothen schöpften Verdacht, als Graf Morny plötzlich dem Mäkler Manuel den Auftrag gab, an der Börse zu kaufen, obwohl man wußte, daß er schon tief verschuldet, nur von der Gräfin Lehon, seiner Freundin, Summen dazu borgte, nachdem er mit der Rachel gebrochen. Eines Tages fragte eine Dame in der opera comique den Grafen: „Es geht das Gerücht um, daß man die Kammern ausfegen wird."

„So seien Sie versichert," lächelte Morny, „daß bei einer Procedur mit dem Besen ich mich auf der Seite des Stieles halte," und zu einem Andern, der ihm bedeutete: es würden Viele bei einem Staatsstreich ihre Haut zu Markte tragen müssen, sagte er: „Meine ist schon sehr abgetragen und habe nicht mehr viel zu verlieren."

Bei den Rundreisen des Präsidenten durch Frankreich hatte man schon öfter den Ruf: „Es lebe der Kaiser!" veranlaßt. Napoleon erklärte den Kammern — als Frankreich ihn gewählt habe es keine Schwäche, sondern einen starken Willen verlangt. Er knebelte die Presse und die Parteien waren schon wehrlos gemacht. „Die Intrigue," sagt Menzel, „kuschte wie ein Hund vor der gerunzelten Stirne des Mächtigen. In der Nacht vom 2. December, dem Jahrestage des Kaiserthums von 1809, gab Napoleon eine Soiré, und während er scherzte, verhaftete man alle Generale, Abgeordnete, Literaten ꝛc., die dem Präsidenten feindlich gesinnt waren. In käfigartigen Wagen transportirte man die Generale Changarnier, Cavaignac, Lamoricière, Bedeau, Leflo ꝛc., ferner Thiers, Victor Hugo, Eugen Sue ꝛc. in den Kerker; Maueranschläge verkündeten dem Volke, was geschehen und schrieben eine Volks-Abstimmung über das Kaiserthum aus.

General St. Arnaud soll von Napoleon den Befehl erhalten haben, im Falle eines Aufstandes die Verhafteten erschießen zu lassen, sich unter Brand und Plünderung aus der Stadt zu ziehen und Paris mit Bomben und Haubitzen so lange zu bombardiren, bis es capitulire.*) Der vorsichtige Marschall sandte das Original dieses Befehles nach England, um nicht die Behandlung des

*) Vergl. Unsere Zeit. Brockhaus.

Mohren zu erfahren, der „seine Schuldigkeit gethan.“ — Der Marschall Espinasse hatte eine reiche Braut; die Dame verschloß ihm später die Thür, Fräulein F. zu Bordeaux that dasselbe. Er starb während der Schlacht an der Alma an Blutschwären auf der Brust; sein Bruder, welcher wegen schweren Betrugs zu zwanzig Jahren Galeere verurtheilt war, entleibte sich selbst.

Nachdem der Staatsstreich gelungen, löste Napoleon die Nationalversammlung auf. Die Offiziere, die man an ihren Eid erinnerte, antworteten: „der ginge sie nichts an!“

Hier und da wurden Barrikaden errichtet; das gab Napoleon Gelegenheit, ein Morden zu beginnen — man feuerte in den eleganten Vierteln und gab keinen Pardon.

Das geknechtete Land wählte Napoleon zum Kaiser, die Kirche erließ Hirtenbriefe zu seinen Gunsten — ihr dankte er den Thron.

Napoleon dankte Louis Philipp für die Unterstützung, die der König ihm bei seiner Flucht nach Amerika zukommen ließ, damit, daß er die Güter seiner Familie confiscirte. Er ließ den gefangenen Beduinen-Häuptling Abd-el-Kader frei und erzählte den Franzosen, daß das Kaiserthum der ewige Friede sei.

Die Mächte der heiligen Allianz brauchten die Reaction und vergaßen die Hauptbestimmung des Tractats von 1815, wonach die Napoleoniden für immer verbannt sein sollten.

Napoleon hatte unterdessen seine Verwandte nach Paris gerufen — seinen Onkel, den Exkönig von Westphalen, Jerome und dessen Kinder, den dicken Prinzen Napoleon, der mit ihm auf der Jacobinerbank gesessen, und die schöne Prinzessin Mathilde, jetzt Fürstin Demidoff, ferner Peter Bonaparte, Bruder des Prinzen von Canino, und den Enkel des ehemaligen Königs von Neapel, Joachim Murat.

In Gegenwart dieser Herrschaften fand die Proclamation zum Kaiser statt, bei welcher Napoleon dem 1813 alliirten Europa dadurch in’s Antlitz schlug, daß er sich Napoleon III. nannte, also von einer legitimen Erbfolge sprach.

Das Krämervolk Großbritanniens, dessen Vorfahren dem ersten Napoleon Vernichtung geschworen und die Kerkermeister von Helena gespielt hatten, war das erste, welches den neuen Kaiser anerkannte. Die Großmächte zögerten. Jetzt warb Napoleon um die Hand der Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Gustav Wasa und der Prinzessin Louise, Tochter der Großherzogin von Baden. Es schien, als sei ihm die Hand dieser Prinzessin gewährt; aber plötzlich kam die Anzeige, daß die Prinzessin sich mit dem Kronprinzen Albrecht von Sachsen vermählt

habe. Der Kaiser Franz Joseph hatte in dieser Zeit einen unerwarteten Besuch in Berlin gemacht. Napoleon tröstete sich für den Korb auf Treibjagden in Fontainebleau und Compiegne, die in alterthümlichen Costümen abgehalten wurden, und war plötzlich verlobt.

„Frankreich," lautete die Botschaft,*) „hat in seinen Revolutionen stets einen vom übrigen Europa verschiedenen Weg eingeschlagen. Dynastische Vermählungen erzeugen nur trügerische Bürgschaften und setzen das Familieninteresse an die Stelle des Nationalinteresses. Seit siebzig Jahren sind alle in Frankreich vermählten fremden Prinzessinnen unglücklich gewesen. Nur einer gedenkt das Volk gern und diese war nicht aus königlichem Blute (Josephine). Die vergebliche Bewerbung des Herzogs von Orleans um eine Prinzessin aus souverainem Hause und die Thatsache, daß er zwar eine vortreffliche Frau, aber nur zweiten Ranges und einem anderen Bekenntniß angehörig, fand, verletzte das Selbstgefühl Frankreichs. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynastieen gehoben wird, werde man dem Principe nicht untreu, sondern bewahre seinen eigenthümlichen Character und nehme, gegenüber von Europa, offen die Stelle des Emporkömmlings ein, welches ein ruhmvoller Titel ist, wenn man ihn durch die freie Abstimmung eines großen Volkes erlangt. Ich wähle eine Braut, die ich liebe, von hoher Geburt, Französin durch ihr Herz und ihre Erziehung und durch das Blut, das ihr Vater für die Sache des Kaiserreichs vergossen. Als Spanierin hat sie den Vortheil, daß sie in Frankreich keine Familie besitzt, der man Ehren und Güter verleihen müßte. Geschmückt mit allen Eigenschaften des Geistes und Gemüths wird sie eine Zierde des Thrones sein."

Das ist die Geschichte von den sauren Trauben. —

Napoleon ließ bauen, um den Arbeitern Brod zu geben; er zerstörte dabei gelegentlich die engen Straßen, in denen leicht Barrikaden zu errichten sind, und gab den Franzosen an Stelle des Interesses für die Politik das Interesse für den Actienschwindel. Er regierte mit Umsicht und schickte seine Gegner nach Cayenne.

Cayenne ist die trockene Guillotine Frankreichs; sie mordet rasch, ohne Blut zu vergießen. Cayenne**) mit seinen ersäuften Landstrichen, seinen fieberdampfenden Morästen, seinen Ungeheuern des heißen Schlammes, Schlangen, Crocodilen, Scorpionen, riesigen Fledermäusen, giftigen Insecten, Sandflöhen, die sich unter

---

*) Menzel.

**) Unsere Zeit, Brockhaus.

die Fuß- und Fingernägel einnisten und dort Eier legen, Mosquito's, seinen brennend heißen Tagen und kalten Nächten — Cayenne ist die große Folterkammer des kaiserlichen Frankreichs, Gottlob blos für Franzosen!

Der bleiche Mann mit dem stummen Kaiserantlitz — nicht marmorglatt und kalt, sondern starr wie im Feuerguß erkaltete Lava — mit den halbgeschlossenen Augen, die nur selten sich öffnen, um dann vernichtende Blicke zu schießen, ist die Sphinx des neunzehnten Jahrhunderts. Mit dämonischem Hohn corrigirt er die öffentliche Meinung von Europa, erklärt er den Mächten, die seine Familie verbannten, Zufriedenheit oder Mißfallen, und plötzlich läßt er die Kriegsdrommete erklingen, mit dem kalten, spöttischen Wort des Despoten: car tel est notre plaisir! (Denn ich wünsche es so!)

In Spanien war Revolution, in Rom predigte man die unbefleckte Empfängniß und steckte ein Judenkind in's Kloster, um die verlorene Seele gewaltsam zu retten; in Italien wühlte Mazzini; ein Ungar, Libenyi, stach den Kaiser von Oesterreich mit einem Fleischermesser in den Nacken; ein anderer Mörder erdolchte den Herzog von Parma. Gährungsstoff war überall, bis ein großer Krieg das allgemeine Interesse für sich in Beschlag nahm.

Der Kaiser Nicolaus von Rußland hatte das Testament Catharina's nicht vergessen, das ihren Erben die Eroberung des Bosporus zur Pflicht machte. Kaiser Nicolaus sah in der Türkei nur einen kranken Mann, auf dessen Erbe man bei Zeiten Ansprüche erheben müsse. Er war so unvorsichtig, in vertraulichem Gespräch gegen den englischen Gesandten, Lord Seymour, zu äußern:

„Wenn wir einig sind, bin ich ohne Sorge, was den Westen Europa's anbelangt. Was Andere denken oder thun, ist im Grunde von wenig Wichtigkeit. Der Türkei droht der Einsturz; glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen sehr schwer kranken Mann. Es wäre ein Unglück, wenn er eines Tages hinfallen sollte, ehe alle nöthigen Vorkehrungen getroffen wären. Wenn die Katastrophe in der Türkei eintritt, sollen Rußland und England keiner Macht gestatten, von irgend einer türkischen Provinz Besitz zu ergreifen; sie beide allein sollen das Eigenthum unter ihr Siegel nehmen. Was Frankreich thun werde, kümmere ihn wenig."

„Und Oesterreich?" fragte der Lord.

„O," lächelte der Kaiser, „wenn ich von Rußland spreche, spreche ich auch von Oesterreich. Was dem Einen ansteht, steht auch dem Andern an!"

Lord Seymour berichtete über das Gespräch an sein Cabinet,

dies wies den Vorschlag zurück und der Kaiser unterhandelte jetzt mit Frankreich.

Die Times schrieb über diese Verhandlungen: „Worin der Köder bestand, womit der Kaiser Frankreich zu angeln dachte, möchten wir gern mit Gewißheit sagen können. Wenn wir uns nicht irren, war es nicht blos die Zerstückelung des türkischen Reiches, auf welche Rußland bei der Gelegenheit hinwies, wir argwöhnen, es war auch von einer Vergrößerung Frankreichs auf Kosten jenes selben Staates die Rede, den der Czaar vorher mit so tiefem Schweigen übergangen hatte. Preußen mag es noch erleben, einzusehen, daß es sich für seine Sicherheit bei der Großmuth Frankreichs zu bedanken hat."

Napoleon war klug genug, die englische Allianz der russischen vorzuziehen.

Kaiser Nicolaus, trotzend auf seine Macht, sandte den Fürsten Menzikoff nach Constantinopel, um für sich das Protectorat über alle griechischen Christen zu fordern. Der Fürst erschien in dem festlich gekleideten Divan im Paletot und mit schmutzigen Stiefeln. Fuad Effendi sagte darüber:*) „Der russische Coloß meint, wenn er Schmutz auf den Füßen habe, werde Europa weniger sehen, daß sie thönern sind."

Der Kaiser von Rußland betrat, mit dem griechischen Kreuze prangend, die Isaakskirche, nannte sich den „sehr Gottesfürchtigen', und befahl, den Glaubenskrieg zu beginnen. Gortschakoff rückte über den Pruth.

Kaiser Nicolaus kam nach Berlin, aber es gelang ihm — trotz des Schreiens der Kreuzzeitungs-Partei — nur, die Neutralität Preußens und Oesterreichs zu erreichen. Das russische Kriegsmanifest war von Hymnen begleitet, welche andeuteten, ganz Europa sei zur Ernte reif und bestimmt, Rußland unterworfen zu werden.

„Nicht um des Friedens und der Ruhe Europa's willen," lautete eine solche Hymne, „geifert Eure Bosheit gegen uns, Ihr abscheulichen Knechte des Lasters. Die unbefleckte Jungfräulichkeit Rußlands ist Euch unerträglich; seine Macht ist es, die Eure Schmähungen erzeugt; Rußlands Liebe zum Czaaren, der Russen Hingebung an den Thron und Gehorsam gegen des Czaaren Wort und die Liebe zum heiligen Altar, das ist es: wovor Ihr Widersacher zittert, was Euren Neid rege macht. Ihr scheint unsere Soldaten, unser treffliches scharfschneidiges Bayonnet vergessen zu haben. Aber Gott hat Euch geblendet, Gott wird seine Söhne kräftigen und wären Eures Gleichen zwanzig Völker gegen Einen,

*) Vergl. Menzel.

so werden wir doch siegen! Mit Stumpf und Stiel werden wir die Sippschaft der vermessenen Feinde vertilgen, ohne Zeit und Worte gegen sie zu verlieren. Wer das rechte Schwert erhebt, findet kein Hinderniß. Der Zeitungen freches, lügenhaftes Winseln wird verstummen im Donner der Siege. Wir Söhne Rußlands wollen den lasterhaften Söhnen des Westens beweisen, wie denkwürdig uns der heilige Name Byzanz und wie er uns testamentarisch verbrieft ist. Die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen, und, von Nicolaus aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande und durch seinen Heiligenschein die wankenden Throne der Fürsten befestigen!"

Daß ein Auftreten der Mächte in der Türkei gerechtfertigt war und der Schutz der Religion in Jerusalem eine Pflicht der Großmächte wurde, muß bestätigt werden; den meisten Anlaß zum Aerger gaben jedoch nicht die Türken, sondern die Griechen. So z. B. erzählt Rustegger von Jerusalem: „Die Griechen treiben dort argen Unfug, suchen allen Pilgern anderer Bekenntnisse den Besuch des heiligen Grabes zu verleiden und entweihen die heilige Stätte durch Betrügerei und Rohheit. So verkaufen sie heiliges Feuer. Wer seine Kerze daran anzündet, zahlt einen Piaster. Während im Gedränge die Männer sich prügeln, die Weiber sich entblößen, sind griechische Buben angestellt, die schon angezündeten Kerzen wieder auszublasen, damit sie noch einmal bezahlt werden. Griechische Priester verkaufen Band nach der Elle, wodurch der Raum bezeichnet wird, den die Käufer künftig im Paradiese bekommen sollen. Während die armenischen, katholischen und protestantischen Pilger Würde und Andacht bewahren, werden sie auf alle erdenkliche Art von den schamlosen Griechen mißhandelt, gestört, betrogen, so daß die türkischen Behörden sich gewöhnlich mit Prügeln helfen müssen, die sie im Angesicht des heiligen Grabes auf die Griechen regnen lassen."*)

Napoleon hatte 1852 durch Lavalette den Katholiken freien Zutritt zum heiligen Grabe erwirkt und dies hatte Nicolaus veranlaßt, sich zum Protector der griechischen Christen aufzuwerfen.

Der erste Kanonenschuß des Krieges erdröhnte bei Isaktscha und Omer Pascha schlug die Russen bei Oltenitza, während der Admiral Nachimoff die türkische Flotte bei Sinope überfiel und vernichtete.

Lord Palmerston, oder wie man ihn charakteristisch nannte, Lord Feuerbrand, hatte unterdessen die Allianz mit Frankreich befestigt, als die Russen eine abermalige Niederlage bei Kalafat erlitten, und, trotz der Zusage gegen die deutschen

*) Vergl. Mentzel.

Mächte, über die Donau gegangen waren. 50,000 Franzosen unter St. Arnaud schifften sich nach dem Orient ein, England rüstete.

Die Großmacht Preußen war noch immer unschlüssig. Es hatte mit Oesterreich ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, Rußland zu bekriegen, wenn es den Balkan überschreite; aber schon am 5. Mai wurde der Kriegsminister v. Bonin entlassen, weil er die Möglichkeit einer Allianz Preußens mit Rußland einen Vatermord genannt hatte. Der Prinz v. Preußen entfernte sich zu dieser Zeit vom Hofe.*) Rußland räumte auf den energischen Protest der deutschen Mächte die Donaufürstenthümer, seine Heere erlagen den Strapazen. Der Admiral der Engländer, Charles Napier, ließ die Messer wetzen, um Großthaten in der Ostsee gegen wehrlose Hafenstädte und Werften zu verrichten und um vor Kronstadt Ruhetag zu machen; St. Arnaud landete, nachdem Odessa angegriffen worden, in der Krimm, während der Tscherkessen-Häuptling Schamyl im Kaukasus vordrang. St. Arnaud und Lord Raglan griffen die Russen, welche Menzikoff commandirte, bei der Alma an. Menzikoff hatte die Damen aus Sebastopol eingeladen, die Niederlage der Feinde anzusehen, aber er wurde geschlagen. Die Verbündeten setzten sich in Balaclava fest und begannen die Belagerung von Sebastopol. Eine zweite Niederlage der Russen bei Inkerman brachte die Alliirten nicht weiter, theils wegen der Ausdauer der Russen in der Vertheidigung, theils wegen der Stärke des Ortes, der nicht zu cerniren war, theils aber auch, weil die Beschaffenheit des Bodens und das Wetter unsägliche Schwierigkeiten erzeugte. Graf Cavour, der Minister Sardiniens, hatte das große Ziel vor Augen, durch Mithülfe in einer europäischen Frage seinem Vaterlande Sympathieen zu erwerben, und die Hülfs-Armee, die er den Westmächten sandte, erwarb sich dort das Anrecht auf die Allianz Frankreichs in dem späteren Streite mit Oesterreich.

Der Kaiser Nicolaus starb einen plötzlichen Tod. Der Kummer über die Niederlage seiner Truppen, der Verlust an Menschen auf den Märschen und die Ueberanstrengung hatten seine kräftige Natur gebrochen; es fehlte aber auch nicht an Gerüchten, die dem Tode des Czaaren eine andere Ursache unterschoben. Sein Nachfolger, Kaiser Alexander, gab den Oberbefehl der Armee dem Fürsten Gortschakoff. Napoleon setzte an die Stelle Canrobert's den Marschall Pelissier, denselben General, welcher einen Stamm Araber in einer Höhle „ausgeräuchert", d. h. durch Flammen erstickt hatte, und ließ die fortifikatorischen Arbeiten durch Niel leiten.

*) Mentzel.

Der Mamelon fiel endlich, auch der Malakoff, mit ihm die Südseite von Sebastopol, und die Ehre der Franzosen war gerettet, aber die Russen eroberten Kars in der Levante. Beide Theile waren jetzt zum Frieden geneigt.

Im Februar 1856 begannen die Friedensconferenzen in Paris. Preußen, das der Politik Friedrich des Großen untreu geworden, Preußen, welches 1813 Europa gegen Napoleon voranging, dankte es dem Neffen des Kaisers, ganz gegen Ende des Kongresses eine Einladung zur Theilnahme zu erhalten, während Sardiniens Botschafter dort mit berieth. Der englische Botschafter wollte Preußen nicht zulassen, bis die Fragen über das Wichtigste erledigt seien; andere Congreßmitglieder wollten sich entfernen. Der Graf Walewski, der französische Botschafter, beschwichtigte den Sturm durch die Bemerkung, daß der Congreß sich ja nur noch mit Fragen von untergeordneter Bedeutung beschäftige.

„Dank der Fürsprache Frankreichs," schreibt Förster, „war es nun Preußen gestattet, am Jahrestage des Einzugs der Verbündeten in Paris, des Vorläufers der Siege von 1815, einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, der den ersten Triumph Louis Napoleon's über die heilige Allianz vollendete. Preußen ist Frankreich zum Danke verpflichtet! rief die französische Presse mit Recht. Die Politik des Herrn von Manteuffel hatte es dahin gebracht, daß Preußen die Brosamen hinnehmen mußte. Der preußische Stolz war tiefer gedemüthigt, als es auf dem Floß zu Tilsit geschehen."

„Herr von Manteuffel brachte" — wie Varnhagen schrieb — „den Streusand aus der Mark zum Congreß."

Allah ist groß!

XXV. Der Tod des Herrn von Hinckeldey.

Du freilich wünschtest Ehre
Wohlfeilen Kaufs für dich,
Doch Honig ist zu kaufen
Nicht ohne Bienenstich.

„Ich habe etwas ganz Neues," sagte der königliche Hoflakai Bandt zu dem Herrn S., einem berüchtigten Neuigkeitszuträger der Kreuzzeitung, „der Polizei-Präsident war heute beim Könige und die Conferenz dauerte mehrere Stunden!"

„Das ist nichts Neues!" lächelte S., „oder wissen Sie, wovon die Rede war?"

„Es betraf den Prinzen von M. Er soll achtzigtausend Thaler im Spiel verloren haben.“

„Das kann Hinckeldey nicht hindern. Soll etwa die Polizei sich in die Privat-Angelegenheiten vornehmer Herren mischen, oder gar sie überwachen? Bandt — ich glaube, Sie sind auch einer von den Demokraten?“

„Das Hazardspiel ist aber verboten!“ entgegnete der Lakai schüchtern.

„Für das Volk, weil sonst der Betrug überhand nähme und die Spieler von Profession nicht bestraft werden könnten. Für den Adel sind diese Gesetze nicht, und wer sich am wenigsten darum zu bekümmern hat, das ist die Polizei. Aber Herr von Hinckeldey glaubt allein den Staat gerettet zu haben,“ fuhr der Kreuzzeitungsmann immer heftiger fort, „er möchte auch den Adel bevormunden; er erlaubt sich Uebergriffe. Diese Audienzen müssen aufhören — Herr von Hinckeldey ist nicht Minister!“

„Aber, lieber Herr G.,“ wagte der Lakai einzuwenden, „ich spreche ja nicht von dem, was ich wünsche, ich erzähle Ihnen nur, was ich gehört habe, weil ich weiß, daß Sie einer mächtigen Partei angehören, die es mit dem Könige und dem Lande gut meint —“

„Das ist wahr,“ strich Herr G. sich über's Haar, als wolle er sich abkühlen, „erzählen Sie also, was vorgefallen ist — ich höre!“

„Sie wissen,“ begann der Lakai, „daß der Prinz arm ist im Vergleich zu unserem hohen Adel und daß ihm schon zwei Mal von J. M. d. K. v......... die Schulden bezahlt sind. Jetzt hat der ...sche Hof an Se. Majestät geschrieben und Vorstellungen gemacht. Der König war außer sich und hat den Truppen-Commandeur rufen lassen; aber der General hat entgegnet, daß er nichts machen könne. Ueber zwei Herren ist der König besonders erzürnt, weil er glaubt, daß sie die Andern zum hohen Spiel verleiten. Diese Herren sind Offiziere; der König hatte sie versetzen lassen und da haben sie ihre Entlassung genommen, sind zur Landwehr übergetreten und können nach dem Gesetze leben, wo sie wollen. Der König möchte sie gern aus Berlin haben, und da der Truppen-Commandeur nichts zu thun vermag, hat er den Polizei-Präsidenten befragt.“

„Der kann ebensowenig!“ lächelte G.

Der Lakai schüttelte den Kopf.

„Hinckeldey,“ sagte er, „hat dem Könige versprochen, seine Wünsche zu erfüllen und Alles auf sich genommen.“

„Das glaube ich nicht, dazu ist er zu klug!“ rief G. „Er kann nicht versprechen, was er nicht halten kann!“

„Er wird den Clubb polizeilich überwachen lassen, und wenn gespielt wird, ihn auflösen und die Spieler dem Gericht überliefern.“

„Ha, ha,“ lächelte G., „dann müßte er auch königliche Hoheiten verhaften! Wir haben ein Dutzend fremde Prinzen unter der Garnison, die dem Clubb angehören. Er darf ihn nicht einmal überwachen. In eine geschlossene Privatgesellschaft kommt kein Polizist; der niedrigste Handwerker würde wegen einer solchen Beleidigung Klage führen, wie vielmehr der hohe Adel — das wagt der Polizei-Präsident nicht! Aber ich glaube zu errathen, wie er's anfangen wird. Wir haben einen alten Kniff,“ — G. lächelte bei diesen Worten geheimnißvoll — „der immer angewandt wird, wenn man etwas durchsetzen und doch Scandal vermeiden will. Man ertappt den Betreffenden bei einer verbotenen Sache und stellt ihm dann die Wahl, entweder angeklagt zu werden, oder zu thun, was die Polizei fordert. Hier genügt das Versprechen der Herren, Berlin zu verlassen. So rechnet Hinckeldey — aber er wird sich täuschen; die Herren werden Einer für den Andern einstehen. Er hat es nicht mit Demokraten zu thun sondern mit Ehrenmännern!“

Drei Tage nach diesem Gespräch saß eine kleine Gesellschaft von Mitgliedern des Jockey-Clubbs in einem Cabinet der adligen Ressource. Die Herren rauchten, plauderten und tranken.

„H.,“ wandte sich Graf B. zu seinem Nachbar, „Sie haben gestern wieder vom Prinzen M. unverschämt gewonnen — der Prinz hat es nicht dazu. Ich höre, der König hat es erfahren und ist sehr ungehalten; er glaubt, wir nehmen hier einem unerfahrenen jungen Manne das Geld ab.“

H. zuckte die Achseln.

„Ich muß offen gestehen,“ sagte er, „daß es mir lieber wäre, die königliche Hoheit käme nicht hierher. Was soll ich thun? Heute verliert er eine Bagatelle, fordert Revange und doublirt im Unglück. Ich kann ihm nicht sagen: Königliche Hoheit, das geht über Ihre Verhältnisse! — und falsch spielen, um zu verlieren, das geht auch nicht, das würde er merken. Ich kann nicht mehr thun, als ihn doubliren lassen, so lange, bis er gewinnt.“

„Spielen Sie gar nicht mehr mit ihm!“

„Das habe ich mir schon oft vorgenommen, aber er fordert Revange, er kann das verlorene Geld nicht missen.“

„So spielen Sie nur gegen baar!“

„Das geht nicht mehr, da ich es das erste Mal gestattet, unbaar zu spielen. Es würde so aussehen, als wolle ich das Geld, ohne Revange zu geben, einstecken.“

„Wie viel hat er denn verloren?“

„Das weiß ich nicht. An mich im Ganzen erbärmliche achtzigtausend Thaler, an Herrn von P. aber drei oder vier Mal mehr."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt anderer Gäste unterbrochen.

„P. hat dreihundert Friedrichsd'or auf seine „Miß Ella" gewonnen! Ich parire tausend Friedrichsd'or gegen „Mulay Hassan" auf „Ellinor". Wissen Sie — Graf Hochberg's Vater ist gestorben; er nennt sich jetzt Fürst Pleß mit 600,000 Thaler Revenuen."

„Pah, 600,000 Thaler jährlich — das ist wenig bei dem Titel Fürst; er wird Schulden machen müssen!"

In dieser Weise ward das Gespräch allgemein. Es traten Prinzen in's Zimmer, Prinzen aus kleinen deutschen Ländern, die hier nichts auszeichnete, als der Rang, denn die Tischgenossen datirten ihren Adel aus früherer Zeit, als manches Fürstenhaus, und die Meisten unter ihnen besaßen ein Vermögen, um das sie von königlichen Prinzen beneidet werden konnten; vor Allem aber waren sie unabhängig, was — mit Ausnahme des regierenden Herrn — kein Glied einer Herrscherfamilie von sich sagen konnte. Hier saß eine „Erlaucht", dort eine „Durchlaucht", hier „fürstliche Gnaden" und dort — viel stolzer — der schlesische Edelmann mit dem einfachen „Baron", oder der Märker mit dem „von", der Westphale mit dem Doppelnamen aus uralter Zeit — alles Namen, vor dessen Klang mancher Grafen-, ja mancher Fürstentitel erlosch, Namen, mit der Geschichte des Landes verwachsen.

Man wollte eben die Spielpartieen arrangiren, als der Kellner in's Zimmer stürzte und zitternd — als wage er nicht, vor solchen Herren das Ungeheure auszusprechen — die Worte herausstieß: der Polizei-Lieutenant D. verlange Einlaß.

Der Kellner erwartete, daß die Herren empört auffahren, die Prinzen von ihrer Stellung Gebrauch machen würden und die Offiziere an's Schwert greifen müßten — aber er täuschte sich; man sah einander lächelnd und fragend an.

„Ein blauer Bote des Herrn von Hinckeldey?" lächelte Fürst P.; „ich denke, meine Herren, wir lassen den wackeren Mann nicht draußen stehen — bitten Sie ihn doch, einzutreten, Kellner!"

Der Polizei-Lieutenant erschien, den Helm auf dem Kopf, auf der Schwelle. Nicht die Gesellschaft zitterte, sondern er — es graute ihm vor diesen hohen Herren und im Innern mochte er für seinen Chef zittern.

„Was wünschen Sie?" fragte eine fürstliche Hoheit.

„Ich komme auf Befehl des Herrn Polizei-Präsidenten!“ sagte der Polizei-Lieutenant, sich in dienstliche Positur stellend.

„Schön — und was wünschen Sie?“

„Ich soll die Versammlung beaufsichtigen!“

Einzelne der Herren lachten, anderen färbte das Blut die Wange.

„Aha — nach dem Gesetz, das die Ueberwachung von Vereinen anbefiehlt!“ nahm Graf B. das Wort. „Meine Herren, wir befinden uns in einem öffentlichen Local, folglich hat Herr von Hinckeldey das Recht, uns auf diese Weise zu berücksichtigen. Kellner, reichen Sie dem Herrn Polizei-Lieutenant einen Stuhl, Cigarren und Wein! Wir aber, schlage ich vor, berathen eine Adresse an Herrn von Hinckeldey, worin wir ihn um eine Erklärung dieser Rücksicht ohne Rücksicht ersuchen.“

Der Vorschlag des Grafen fand Beifall.

Während der Polizei-Lieutenant als „Beamter im Dienst“ den Helm, wie in jeder Tabagie, auf dem Kopfe behielt und keine Erfrischung annahm, wurde die Botschaft an den Polizei-Präsidenten berathen. Einzelne Mitglieder wollten sofort zum Könige fahren, aber der besonnenere Theil hielt sie davon ab.

„Wir haben hier gespielt,“ hieß es, „wir müssen uns rechtfertigen, müssen darthun, daß wir nur unserem Vergnügen nachgehen; keine Bevorzugung — wir fordern nur die Genugthuung, die jeder Bürger fordern würde, wenn man in sein Haus dringt. Herr von Hinckeldey weiß vielleicht nicht, daß dieses Lokal uns gehört.“

So debattirte man und der ruhige, kaltblütige Theil der Gesellschaft siegte.

Der Jockey-Clubb zählte nicht bloß jugendliche Männer unter seinen Mitgliedern, sondern auch ältere, die sich freilich nicht mehr an allen Vergnügungen desselben betheiligten, sondern vorzugsweise nur an den Wettrennen. Zu diesen Mitgliedern gehörte auch ein Herr Hans von Rochow, Mitglied des Herrenhauses.

Durch das Einschreiten der Polizei war nicht bloß die engere Gesellschaft, sondern der ganze Clubb beleidigt; als daher am andern Tage Herr von Rochow von mehreren Mitgliedern angegangen wurde, Herrn von Hinckeldey um eine Erklärung zu bitten, war er dazu bereit und begab sich im Auftrage des Clubbs zum Polizei-Präsidenten.

Herr von Hinckeldey, als er diesen Boten sah, von dem er wußte, daß er Familienvater, ein gesetzter Mann und keiner von denen war, die gespielt hatten, sprach sein Bedauern aus, daß er gezwungen gewesen sei, also zu verfahren, und bat, Herrn von Rochow eine vertrauliche Mittheilung machen zu dürfen.

„Ich komme im Namen des Clubbs," soll Herr von Rochow entgegnet haben, „ich kann daher keine vertrauliche Mittheilung annehmen, nicht ich, sondern der Clubb fordert eine Erklärung und Genugthuung."

„So mögen Sie es denn wissen und weiter sagen," rief Hinckeldey heftig, „es wird gespielt und das soll nicht sein."

„Es werden keine verbotene Spiele gespielt — nur Whist, L'Hombre, Ecartée 2c."

„Aber es wird hoch gespielt."

„Die Sätze richten sich nach den Wünschen und dem Vermögen der Spieler, wie in jeder anderen Gesellschaft."

Hinckeldey fühlte, daß er an der Ruhe des, auf sein Recht fußenden Botschafters scheiterte, daß er seine Handlungsweise nicht vertreten konnte; er ward heftig und anstatt als Polizei-Präsident überhaupt jede Erklärung, kraft seiner Stellung, zu verweigern, sprach er aus, was er dachte — er wollte sich in den Augen seiner Standesgenossen rechtfertigen, wollte den Edelmann als Polizei-Präsidenten entschuldigen.

Der Polizei-Präsident ließ Aeußerungen fallen, welche für zwei Mitglieder des Jockey-Clubbs, dieselben, deren Entfernung von Berlin der König wünschte — beleidigend waren.

Herr von Rochow erstattete dem Clubb Bericht, die beiden Offiziere der Landwehr forderten ehrengerichtliche Untersuchung gegen sich selbst, um sich von dem Verdacht, den Herr von Hinckeldey auf sie geworfen, zu reinigen. Ihre Ehre erforderte, daß die Untersuchung begann und jetzt — wo Herr von Hinckeldey seine Auslassung hätte vertreten müssen, soll er dieselbe abgestritten oder doch darüber geschwiegen haben.

Herr von Rochow hatte demnach entweder Unwahres berichtet, oder der Polizei-Präsident sprach die Unwahrheit.

Man mag die Sache, von welcher Seite man will, betrachten, Herr von Hinckeldey hatte sich allein die Folgen zuzuschreiben. Entweder mußte er nicht einen Auftrag übernehmen, dem seine Macht nicht gewachsen war, oder er mußte dann nur Polizei-Beamter sein und dem Clubb jede Erklärung verweigern. Aber Herr von Hinckeldey trug den Johanniter-Ritterorden, er war Cavalier und wollte nicht allein als Polizei-Präsident, sondern auch als Edelmann gelten. Er gehörte mit dem Herzen der Partei an, gegen die er focht, und das Amt zwang ihn dazu.

Von dem Tage ab, wo er seine Auslassung bestritten, war er vogelfrei. Die Offiziere, welche früher sein Haus besucht hatten, blieben fort, überall hörte er Anzüglichkeiten, man stieg aus, wenn er sich in das Coupee der Eisenbahn setzte.

Herr von Hinckeldey wollte sich schießen, wollte seine Ent-

lassung nehmen, der König duldete es nicht. Der König glaubte, der Jockey-Clubb werde auf seine Wünsche Rücksicht nehmen und Hinckeldey schonen, wenn er ihn seinen Freund nenne. Die Partei, welche stets die Stütze des Thrones gewesen, Männer, die der Krone am nächsten standen, seine treue Armee, konnte nicht hassen, wo er liebte, konnte nicht verachten, wo er achtete.

Der König täuschte sich. Der Jockey-Clubb hatte den König zu einem Carousselreiten eingeladen. Hinckeldey, der den König stets begleitete, wollte auch hier nicht fortbleiben — da weigerten sich die Offiziere, zu reiten, und als der König erklärte, er werde nur in der Begleitung Hinckeldey's kommen, geschah dem Präsidenten die ärgste Beleidigung.

Die Spaltung zwischen der Aristokratie und dem mächtigen Selbstherrscher der Polizei ging tiefer — die Soldaten sahen, daß ihre Offiziere Nichtachtung gegen die Polizei bewiesen, die Polizei-Beamten sahen, daß ihr Präsident Hohn erlitt, und es kam zu Reibungen zwischen Soldaten und Schutzleuten, welche das Ansehen der Polizei vor dem Volke immer mehr schwächten. In Preußen existirt das eigenthümliche Verhältniß, daß der Soldat im Dienst über der Polizei, außer Dienst meist unter ihr steht. Der Beamte darf keinen Soldat zur Haft bringen, er kann ihn nur der Militairwache übergeben, daraus schließt der Soldat, daß der Schutzmann ihm eigentlich nichts zu sagen hat — wenn auch die Instruction lautet, daß er den Anweisungen der Polizei in Beziehung auf Polizei-Ordnung in der Stadt Folge leisten soll.

Offiziere in Uniform dürfen nicht verhaftet werden, in Civil genügt es, wenn sie sich als Offiziere legitimiren. Die geschlossene Truppe kann gegen Polizei-Vorschriften handeln, ohne daß es der Polizei gestattet ist, dagegen einzuschreiten. Die Polizei ist, wo jene erscheint, ihr nicht selten untergeordnet.

Die Soldaten tragen außer Dienst Säbel, ein Kamerad hilft dem andern und der Schutzmann steht ihnen fast immer einzeln gegenüber. Aus diesen Verhältnissen geht hervor, daß ernstliche Reibungen zwischen Militair und Polizei in einer Stadt überhaupt möglich waren, in der es ihren vereinten Bemühungen gelungen war, die Ruhe herzustellen.

Herr von Hinckeldey sah, daß nicht seine Person allein, sondern auch das Ansehen des Amtes litt und bei seiner strengen Gewissenhaftigkeit konnte er diesen Zustand nicht ertragen, so oder so mußte demselben ein Ende gemacht werden.

Es waren drei Auswege möglich, er konnte die Erklärung veröffentlichen, daß er im Eifer, einen Wunsch Seiner Majestät zu erfüllen, zu weit gegangen sei, er konnte seine Entlassung neh-

men, er konnte aber auch gegen Jeden, der ihm Spott oder Hohn zeigte, einen Prozeß anstrengen. Er that das Erste nicht, weil er den Namen Seiner Majestät nicht zum Deckmantel für sich gebrauchen wollte und konnte; das Zweite that er nicht, weil der König ihm das Abschiedsgesuch abgeschlagen hatte und er noch in Ausführung großer Pläne begriffen war — der dritte Weg widerstrebte seinem persönlichen Stolz als Edelmann, er war zu sehr Junker, um ganz Beamter zu sein.

Eine große Erbitterung mag dem heftigen, despotischen Charakter, der sich plötzlich ohnmächtig sah, die nöthige Ruhe geraubt haben. Herr von Hinckeldey war gewohnt, nirgends Rücksichten zu nehmen, wo es galt, seinen Willen durchzusetzen und alle seine Handlungen, so großen Nutzen sie auch gebracht haben und so treffliche Absichten ihnen unterlagen — trugen einen despotischen Charakter. Er octroyrte eine Feuerwehr und Wasserleitung, sperrte Passagen, schuf das berühmte und berüchtigte Etablissement von Rummelsburg, legte für seine Subalternen Spar- und Sterbekassen an — Alles, ohne zu fragen, ohne sich daran zu kehren, ob er in fremde Säckel griff — er zwang den Leuten, wie der Stadt, Wohlthaten aus ihren eigenen Taschen auf. Niemand glaubte an die Reinheit seines Charakters, es gingen Gerüchte um, daß er bestochen sei, bis man nach seinem Tode erfuhr, daß er keinen Pfennig hinterlassen. Mit derselben Rücksichtslosigkeit, mit der er Leute auswies, sistiren ließ und unschädlich machte, verfuhr er gegen die Presse, für ihn gab es kein Gesetz, wo sein Verstand besser Recht sprach, und im Gerichtssaale schlug er mit der Faust auf den Tisch, als das Gericht wagte, ihn zur Verantwortung wegen einer Aeußerung zu ziehen. Dieser Charakter, der Alles zu einem großen Manne besaß, sah sich plötzlich ohnmächtig einer Clique gegenüber, die ihn nicht verstehen wollte, der er mit dem Herzen angehörte und von der er glaubte, daß sie ihm Dank schulde; er sah ein, daß er Unrecht gethan und es wurmte ihn, daß die Clique sich nicht beruhigte, daß man ihm nicht zwei Genossen opferte. Der empfindlichste Mann wurde durch Nadelstiche gereizt und diese schmerzten doppelt, weil er ganz ebenso dachte, wie die Herren des Clubbs — er war früher ihr Standesgenosse — jetzt war er ihnen nur der Polizist!

Eines Tages, nachdem er, wie man erzählt, in Rummelsburg mit dem Schutzmanns-Obristen Patzke — Hinckeldey hatte die Polizei militairisch organisirt — er hatte keine Beamte, sondern Soldaten, was Disciplin und Aeußeres anbetraf — Schieß-Uebungen mit der Pistole abgehalten, sandte er Herrn von Rochow

und Herrn von P.....z Jedem eine Forderung. Gleichzeitig begab er sich zum Könige und reichte nochmals seine Entlassung ein, indem er Seiner Majestät sein Vorhaben mittheilte.

Der König verbot ihm das Duell, aber Hinckeldey gehorchte diesem Befehle nicht; an dem Morgen, wo er sich auf den Kampfplatz begab, sandte er einen Brief an den König, in welchem er nochmals sein Entlassungs-Gesuch einreichte.

Der Polizei-Oberst Patzke hätte die Pflicht gehabt, als Polizei-Beamter seinen Chef zu verhaften, sobald derselbe einen Gang unternahm, den das Gesetz streng verbietet, statt dessen folgte er ihm als Secundant. Die Polizei war keine Behörde, sie war ein Regiment, das Herr von Hinckeldey commandirte, er hatte seine Obersten, seine Hauptleute, Lieutenants und Wachtmeister, die Schutzleute hatten Gewehre, Helme, sie exercirten, hatten ein Musik-Corps — von einer so construirten Polizei konnte man nicht erwarten, daß sie in ihrem Chef auch einen Mann sah, der unterm Gesetze stand.

Als der Wagen langsam durch den Sand der Jungfernhaide fuhr, bemerkte ein Schutzmann zum Kutscher: „das geht ja wie eine Leichenfuhre.“

Herr von Hinckeldey war in fieberhafter Aufregung. Er hatte nur mit dem Herzen Abschied von seiner heißgeliebten Familie genommen, er wußte, daß er in den Tod ging, wenn nicht heute, so morgen — daß, wenn er im glücklichsten Falle beide Duelle überlebte, er doch politisch todt war, denn er konnte unmöglich ein Amt bekleiden, da er selbst das that, was er, kraft seines Amtes, verfolgen sollte! Unbemittelt und Vater von sieben Kindern, von denen das eine, welches außerhalb erzogen wurde, seinen Besuch zur Confirmation erwartete, ging er mit doppelt beschwertem Herzen zum Duell. Für jedes seiner Kinder hatte er einen Brief hinterlassen, man sagt, auch ein Schreiben für den König.

Ueber den Verlauf des Duells ist viel gesprochen, nichts amtlich bekannt gemacht worden. Wir schildern den Hergang aus dem Resumé verschiedener, glaubwürdiger Berichte.

Das Duell fand am 10. November, Vormittags 10 Uhr, in der Jungfernhaide, nahe bei Charlottenburg, also im Bann der augenblicklichen Königs-Residenz, statt. Der Geh. Ober-Regierungsrath von Münchhausen secundirte Herrn von Hinckeldey, dem Herrn von Rochow, dessen Bruder, Lieutenant in der Garde du Corps des Königs; Schiedsrichter war ein Herr von der Marwitz, ebenfalls Offizier.

Der heftige, erbitterte, stürmische Charakter trat dem ruhigen, ernsten, kalt vornehmen Manne gegenüber. Herr von Hinckeldey

trug eine Brille, er hatte, wie gesagt, vorher Schießübungen angestellt, da er die Waffe früher nie geführt hatte. — Herr von Rochow war als ausgezeichneter Schütze bekannt.

Die Parteien traten einander gegenüber, auf kurze Distance. Es sollte auf Commando geschossen werden.

Herr von Hinckeldey hatte den ersten Schuß. War es Aufregung oder vergaß er die verabredete Bedingung — er schoß vor dem Commando und seine Kugel fehlte. Nach anderen Mittheilungen entlud sich die Pistole des Herrn von Hinckeldey dadurch, daß er durch Ungeschick oder Unkenntniß der Waffe den Abzug berührte.

Da der Schuß gefallen war, hatte Herr von Rochow das Recht, Genugthuung jetzt zu verweigern oder sofort zu feuern.

Er bewilligte statt dessen dem Herrn von Hinckeldey einen zweiten Schuß, der erste sollte nicht gelten.

Herr von Hinckeldey nahm die zweite Pistole. Man sagt, er habe dabei zu Patzke geäußert: „Jetzt halte ich Scheibe!"

Die Kugel fehlte und nun schoß Rochow.

Ob Herr von Rochow es wollte — er war ein vortrefflicher Schütze — oder ob die mangelhafte Construction einer Duellpistole, die den besten Schützen dadurch zur Verzweiflung bringt, daß sie unsicher schießt — ob der Umstand, daß er nicht zielen durfte, der Kugel eine andere, als die vielleicht erwünschte Richtung gab — oder endlich, ob man annehmen will, daß hier eine höhere Hand waltete, sein Schuß war auf der Stelle tödtlich. Hinckeldey sank um und verschied.

Herr von Rochow hatte keine Ursache, Hinckeldey zu hassen. Er war der unschuldige, unparteiische und uninteressirte Vermittler gewesen; selbst Familienvater, mußte er das anerkennen, was die Ehre seinem Gegner gebot und die Gefühle desselben zu würdigen wissen, es ist daher wohl anzunehmen, daß er vielleicht gar nicht auf den Mann, vielleicht nur auf ein Glied desselben gezielt hatte und daß seine Betroffenheit über den Ausgang des Duells nicht erheuchelt war.

Während man die Leiche fortschaffte, gab der König in Charlottenburg Befehl, das Duell auf jede Weise zu verhindern.

Herr von Rochow meldete, was geschehen, dem General von Wrangel, als Landwehr-Offizier hatte er nur der Militair-Behörde Rechenschaft zu geben. Er begab sich auf Befehl des Generals in seine Wohnung, mit dem Versprechen, die Stadt nicht zu verlassen. Als Mitglied des Herrenhauses war er unantastbar, als Offizier stand er unter der Militair-Gerichtsbarkeit.

Nichts destoweniger erschien der Polizeirath Stieber in seiner Wohnung und verhaftete ihn wie einen Verbrecher.

Wir fragen: „wäre dasselbe dem Polizei-Präsidenten begegnet, wenn seine Kugel Rochow getödtet hätte? wäre Herr von Hinckeldey ebenfalls ohne Richterspruch zur Haft abgeführt worden?"

Ganz Berlin nahm Partei gegen Rochow, weil man ihn für ein Mitglied der Junkerpartei hielt, man bedauerte die Familie Hinckeldey's und bedachte nicht, daß Rochow auch seine Frau und Kinder demselben Loose ausgesetzt hatte. Man fragte nicht: Wer gefordert, man bedachte nicht, daß bei einem Duelle beide Theile eine Tödtung vorhaben, daß der Fordernde das Duell hervorruft, man wollte auf die Junker schelten und doch hatte Herr von Hinckeldey die Pflicht des Beamten über den Cavalier am ersten vergessen. Der blinde Haß gegen die Junker machte sich Luft und ließ es bei der Leichenfeier zu Demonstrationen kommen. Der König erschien zur Beerdigung — ihm war der Freund getödtet, er kam als Freund — aber man sah darin eine Billigung der Demonstration von Seiten des Monarchen. Niemals hat die öffentliche Meinung so blind geurtheilt, wie hier. Man vergaß die Despotie Hinckeldey's, vergaß, daß er die Reaction heraufbeschworen, daß er ihr den Ausdruck der Härte gegeben, daß er parteiisch gegen die Stände gewesen, man posaunte ihn als Märtyrer aus, der Todte war ein Mann des Volkes.

So sehr wirkt die Angst vor dem Duell, welches eingreift in das öffentliche, wie in das private Leben. Ein Gefühl der Unsicherheit überkam den Bürger und Niemand sagte dem Volke in's Antlitz: Hinckeldey hat gefordert, obwohl es seine Pflicht gewesen wäre und er die Macht hatte, wie Keiner, das Gesetz für sich zum Schutze zu nehmen.

Doch auch wir wollen den großen Mann nicht schmähen, der — es sei hiermit offen ausgesprochen — fallen mußte. Es ist nicht in einen Begriff zu vereinigen: Cavalier und Polizist, eins widerstrebt dem andern. Der echte Cavalier ist ein schlechter Polizist, der gute Polizist kann nicht dem Cavalier Rechnung tragen, und so lange Männer des ältesten Adels, mit den chevaleresken Ideen desselben, an der Spitze der Polizei stehen, wird es an Collisionen nicht fehlen, man wird über eine schlechte und parteiische, vornehme Polizei klagen, oder — man wird die Person angreifen und dem Edelmann den Polizisten vorwerfen.

Das Manteuffel-Twesten'sche Duell in der neuesten Zeit hat der Presse wiederum Gelegenheit gegeben, gegen die Junker zu raisonniren; es fällt Niemand bei, zu fragen, warum verweigerte Herr Twesten nicht das Duell? Von dem Augenblicke, wo zwei Männer auf den Kampfplatz treten, sind Beide gleich schuldig als Duellanten, gleich schuldig des Vorwurfs, das Duell als eine Rechtssache anzusehen, da sind Beide Junker — ob der Eine

nun von Adel ist oder nicht — was beiläufig gesagt, gar nichts zur Sache thut, denn Niemand schlägt sich häufiger, Niemand hält mehr auf's Duell, als der Student, und von diesen ist die Mehrzahl bürgerlicher Herkunft.

Der Präsident des Herrenhauses, Fürst von Hohenlohe, theilte dem Hause das Geschehene in folgenden Worten mit: „Meine Herren, ich habe Ihnen ein betrübendes Ereigniß mitzutheilen. Eines der edelsten Mitglieder des Hauses ist in die traurige Lage gekommen, zu wählen zwischen den Geboten seines Ehrgefühls, oder gegen die Gesetze des Landes zu handeln. Derselbe hat, um das Bewußtsein seiner Ehre sich zu erhalten, gegen die Gesetze des Landes gefehlt. Er hat sich selbst angezeigt und der Behörde überliefert. §. 84. der Verfassungs-Urkunde gestattet der Behörde, ihn zu verhaften. Die Untersuchung geht vor sich. Wir können nur bedauern, den edlen Hans von Rochow, ihn, der durch Verhältnisse gezwungen wurde, so zu handeln, nicht in unserer Mitte zu sehen." — Die Augsburger Zeitung schrieb dagegen:*) „Mit Recht hat das beklagenswerthe Ende des General-Polizei-Directors von Hinckeldey vor einigen Wochen die Aufmerksamkeit in höherem Maß erregt, als es sonst wohl bei ähnlichen traurigen Vorkommnissen der Fall zu sein pflegte. Beruf und Rang der Betheiligten und die, sei es thatsächlich begründete, sei es nur von der öffentlichen Meinung hineingelegte Verknüpfung der Motive zum Duell, mit bestehenden Partei-Gegensätzen, mußten dem Fall eine über das Gebiet des bloßen Privathandels weit hinausreichende Bedeutung geben. Es war natürlich, daß unter diesen Umständen die öffentliche Aufmerksamkeit besonders auf das Verhalten einer zwar kleinen, doch mächtigen Partei Angesichts des Falles sich gerichtet hat."

„Fassen wir Alles zusammen," sagte die Kirchenzeitung, „die Lebensstellung der beiden Betheiligten, die Aeußerungen in der ersten Kammer, die Auslassungen in den öffentlichen Blättern, besonders in demjenigen, welches das Kreuz an der Stirn trägt, die Feierlichkeiten des Begräbnisses, zu dem die Bekanntmachungen sogar von hoher Stelle ausgingen und selbst an die hohen kirchlichen Behörden gerichtet wurden — so müssen wir sagen: dergleichen ist auf diesem Gebiet in der Christenheit noch nie vorgekommen."

Herr von Rochow erhielt Festungsstrafe, wurde jedoch — wie es in dem Schreiben des Königs an die Wittwe des Herrn von Hinkeldey hieß, auf ihre Fürsprache, bald darauf begnadigt, d. h. es wurde ihm eine Zeit des Festungsarrestes erlassen — der

*) Vgl. Vehse, Kleine Höfe.

Besuch der Residenzen aber war dem Mörder (!!) auf die Dauer der anfänglichen Haftzeit verboten.

Wenn man dies Duell, seine Folgen und was darüber gesagt wurde, näher betrachtet, so zeigt sich, daß die absolute Monarchie den letzten Stoß durch den Tod Hinckeldey's erlitt. Nicht die Demokratie stürzte ihren unerbittlichen Verfolger, sondern die Partei der Reaction that dies in dem Augenblick, wo Hinckeldey einmal die Aristokratie ebenso behandelte, wie die Demokratie. Wenn kurze Zeit vorher der Lieutenant Graf Schlieffen den Herrn von Patow (Minister 1860) wegen einer Aeußerung in der Kammer forderte und im Duelle verwundete, so war dies Duell dem Hinckeldey'schen ähnlich — nur im Ausgange verschieden. Der Ausgang thut jedoch nichts zur Sache, er betrifft nur die Personen. Wir sehen die Person im Amt und in der Pflicht zur Rechenschaft vor die Klinge gezogen und sehen, daß sie dem Ruf Folge leistet, also seine Berechtigung anerkennt, weil Preußen noch kein Staat ist, in dem die Achtung vor dem Gesetze höher steht, als die vor der Person, weil die öffentliche Meinung noch keine entscheidende Gewalt hat, weil die Nation ein Soldatenvolk ist, in dem das constitutionelle Wesen mit seinen Wahlumtrieben — Kammerdebatten und Witzeln in der Kammer — nicht Anklang findet und nicht Wurzel schlagen kann. Erst vor Kurzem erwartete man, daß wieder ein Polizei-Präsident sich schlagen werde, da man ihn in der Kammer beleidigend angegriffen. Er hat es nicht gethan und gerade diejenigen, die Herrn von Rochow einen „Mörder" nannten, machen diesem Polizei-Präsidenten Vorwürfe, daß er nicht zur Waffe greift. Hätte er dasselbe gethan und wäre er — wie Herr von Hinckeldey — früher gefallen, als das Gericht Kenntniß von der Streitigkeit nahm — er wäre ebenso wie Jener ein „Märtyrer" geworden!

Es ist bemerkenswerth und für die preußischen Verfassungs-Zustände höchst characteristisch, daß nicht nur politische Duelle stattfinden, sondern daß man sie erwartet und häufig fordert. Kurz nach dem Duell des Herrn von Vincke ward Herr von Patow (der jetzige Minister) von einem Grafen Schlieffen, wegen einer Aeußerung in der Kammer, gefordert, darauf erfolgte das Hinckeldey-Rochow'sche Duell und in der neuesten Zeit, wo abermals eine Krisis eingetreten, das Manteuffel-Twesten'sche Duell. Das Duell ist durch die Landesgesetze verboten, die höchsten Beamten, ja sogar die Mitglieder der Landes-Vertretung handeln dagegen und noch mehr — man sprach nach dem letzterwähnten Duell viel davon, Herrn Twesten, den vorher kein Mensch kannte, zum Abgeordneten zu wählen. Herr Twesten wurde in verschiede-

nen Kreisen auf die Candidatenliste zum Abgeordnetenhause gesetzt, weil er das Duellverbot übertreten, und zwar von der Partei, welche das Duell tadelt. Er war verwundet worden — und von dem Augenblick an vergaß man, daß er nur unglücklich im Duell gewesen — er war ein Märtyrer.

So curios ist die Zeit, so correct ist die öffentliche Meinung!

XXVI. Schluß.

Wir kehren zu unserer Erzählung zurück.

In der Nacht, welche der Polizeirath D. dazu ersehen, die Falschmünzer zu fangen, geschahen in Berlin zwei gewaltsame Einbrüche.

Der Leser wird sich erinnern, daß Augustin den Beschluß gefaßt hatte, den Grafen Derville von seinen Feinden zu befreien.

Moritz Meyer hat sich früh zur Ruhe begeben. Die zwanzigtausend Thaler, welche er von Derville erhalten, kamen ihm sehr gelegen, er konnte damit Actien der neuen Gasgesellschaft kaufen und mindestens zwanzig Procent gewinnen. Rebecca's Unterhalt kostete ihm wenig, denn sie führte ihm die Wirthschaft und er sparte den Lohn; für ihre Kinder zu sorgen, fühlte er keine Verpflichtung — mit einem Wort, er cassirte das Geld, welches er als Abstandssumme für Rebecca erhalten, ein. Der heutige Tag hatte ihm sonach zwanzigtausend Thaler gebracht, und so war er in der besten Laune eingeschlummert, süße Träume umgaukelten seine Seele, dort winkte der Titel Commerzienrath, hier ein Orden, als er plötzlich, durch einen gellen Schrei erweckt, aus dem Schlummer auffuhr.

„Mörder! Diebe!" rief es, und der Schrei verlor sich in einen gurgelnden, ersterbenden Ton.

Moritz Meyer kroch unter's Bett; der Angstschweiß lief ihm von der Stirn — er betete.

Der Schrei hatte das ganze Haus allarmirt; die Diener stürzten nach der Thür ihres Herrn und fanden auf dem Corridor einen blutenden Körper; man holte Licht — und Grauen schüttelte Jeden — da lag ein todtes Weib mit klaffender Wunde in der Brust; der Mörder war entflohen.

Man rief Moritz Meyer; vor Angst bebend kroch er aus sei-

nem Versteck hervor und erbleichend sah er den Leichnam seiner Schwester.

Rebecca hatte nicht einschlafen können; ein Geräusch an der Flurthür hatte ihre Aufmerksamkeit rege gemacht und ohne Furcht — denn ihre Seele hatte ja nur mit der Vergangenheit zu thun — eilte sie hinaus; der Mörder stieß sie nieder, als er sich entdeckt sah und entfloh. Rebecca's Tod hatte Meyer das Leben gerettet.

Meyer dachte anders; er konnte nicht ahnen, daß man ihm einen Mörder gesandt, da der Graf das Geld schon gezahlt hatte, denn dies wäre ja nicht geschehen, wenn Deroille seinen Tod beabsichtigt hätte. Er zweifelte also nicht daran, daß der Graf der Mörder gewesen, daß er nur Rache an Rebecca genommen, und wie auch der Anblick der Leiche ihn erschütterte, sein erster Gedanke war dennoch das wonnige Gefühl: du bist sie los, die zwanzigtausend Thaler sind dein — der Graf ist der Mörder, jetzt bringst du ihn auf's Schaffot!" —

Im Hause Anton Haper's sollte in dieser Nacht ebenfalls Blut fließen.

Der von Augustin gedungene Mörder stieg vom Garten aus durch ein Fenster; Alles schlummerte, nur oben, im letzten Zimmer zur Rechten, brannte noch Licht.

Dies Zimmer war dem Mörder als das Schlafgemach des Bankiers bezeichnet worden.

Wir schauen hinein.

Auf dem Bette sitzt Anton Haper; er ist halb entkleidet, das Haar wild, das Auge stier.

Er hatte nur den Rock abgeworfen, um zu schlummern, aber sein Blut wallte, als wolle es das Herz sprengen.

Er richtete sich auf und schlug sich wüthend mit der Faust vor den Kopf.

„Bin ich ein Weib geworden, daß ich verzweifle — bin ich krank — bin ich rasend?

„Rache! Ja, ich dürste nach Rache — aber mein Kopf brennt, ich kann nicht denken; wie ein Stier möchte ich mit dem Schädel gegen die Mauer stürmen. Dies Weib verhöhnt mich und ich liebe es dennoch — Schmach über mich, Fluch über sie, Verdammniß über die ganze Welt!

„Rächt sich das Schicksal an dir?" flüsterte es in ihm, „sollst du, dessen Pläne Reiche erschüttert haben, von einem Weibe zermalmt werden — soll Anton Haper, der Soharit, im Narrenhaus enden?"

Umsonst rief er sich Vernunft zu, umsonst kämpfte er gegen die Gedanken an Purissa — das Bild der Tänzerin gaukelte mit

einem immer spöttischeren Lächeln vor seinen Augen; das Hirn brannte — der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Er riß das Fenster auf und legte sich mit offener Brust hinaus — da packte es ihn im Genick; er wollte schreien, aber es schnürte ihm die Kehle zu. — —

Man fand ihn am andern Morgen erdrosselt, sein Geld und alle Papiere waren geraubt.

So endete Anton Haper, und als man die Leiche bestattete, folgte Niemand.

Das Schicksal hatte sich gerächt. Der Mann, dessen ganzes Leben Intriguen gewidmet war, fiel durch die Hand eines gedungenen Mörders; sein Tod brachte Keinem Vortheil — es war nicht einmal der Arm der Rache, der ihn traf; er fiel nicht als Märtyrer seiner Pläne, nicht im Kampfe für eine Idee — er wurde erdrosselt, nachdem ein Weib ihn mit Verachtung zu Tode gemartert.

Doch ehe wir das Schicksal der übrigen Personen unserer Erzählung mittheilen, werfen wir noch einen Blick auf die Entwickelung des großen Weltdrama's.

Der Tod Hinckeldey's bildete für Preußen den Abschnitt der Revolutions-Periode. Wie er es prophezeiht, war er als Märtyrer der Reaction gefallen; ein moderner Curtius stürzte er sich, mit allen Sünden der Reaction beladen, in das Verderben; jeder Fluch über tyrannische Willkür folgte ihm — und über seinem Grabe blühte der Friede, den er gesäet.

Das Ministerium Manteuffel trat nicht ab, trotzdem daß es ebenfalls seine Aufgabe vollendet hatte; es machte den Versuch, belastet mit den Erinnerungen von 1849, sich in der neuen Aera zu halten, und wurde abgenutzt, bis es fiel. Der Freiherr von Manteuffel, die Seele der Reaction von 1848, erklärte, daß er der Diener seines Königs sei und daß keine Veränderung im Regierungssystem ihn daran hindern könne, der treue Diener des Königs zu bleiben. Dieser Grundsatz paßte wenig für den constitutionellen Minister, und so edel vielleicht auch die Absicht des Freiherrn war — er erreichte das Gegentheil von dem, was er wollte; sein Verbleiben im Rathe des Monarchen erweckte immer neues Mißtrauen. Niemand glaubte an den Willen des Königs, jetzt der Verfassung ihr Recht zu geben, so lange der Novembermann an der Spitze der Regierung stand und so lange die Männer der Reaction alle Aemter besetzt hielten. Eine Versöhnung war unmöglich; das Ministerium, welches den Schrecken zu Hülfe genommen, um die Ordnung herzustellen, konnte nicht mehr beliebt werden, wenn es auch rief: der Schrecken hat ein Ende! Das Volk glaubte nicht an den Willen der Regierung, die Be-

amten noch weniger, und so fehlte dem Monarchen die Anerkennung; man hatte das Geschenk der Verfassung und Niemand dankte dafür, Niemand glaubte daran, Niemand vertraute auf das dem Volke verliehene Recht.

Und der König handelte seinem Versprechen treu, ob auch das Volk nicht dankte, wie es seinem Herzen wohlgethan hätte. So trübe auch die Erfahrungen in der deutschen Frage gewesen, schlug sein Herz für die Ehre Deutschlands noch so warm, wie in den Tagen der Jugend, und er legte den ersten Grund zu einer Flotte, Deutschlands Küsten zu schützen. Der Jahdebusen ward käuflich erworben und an den Ostseeküsten wurden Marine-Etablissements errichtet; Preußens Kraft sollte in nahender Gefahr der Hort Deutschlands werden.

Aber wiederum ward das stille Walten des Königs durch eine drohende Kriegsgefahr unterbrochen. Zu allen bitteren Erfahrungen, welche der König in seinem Leben gemacht, sollte sich die schmerzlichste gesellen — der Undank einer Macht, für welche er schwere Opfer gebracht hatte — die Freundschaft mit Rußland, welche der Monarch festgehalten seit dem Tage, wo sein Vater zu Breslau Alexander die Hand gereicht; diese Freundschaft, die Rußland in der Krisis des orientalischen Krieges gerettet, sollte jetzt ihre Früchte zeigen.

Seit dem Revolutionsjahre hatte der von Preußen besetzte Canton Neuenburg eine republikanische Regierung gehabt und sich der Schweiz angeschlossen. Der König von Preußen, als Fürst von Neuenburg, hatte seine Hoheitsrechte nicht aufgegeben. Eine Schaar preußisch gesinnter Royalisten, unter Anführung des Grafen Pourtales, stürmte am 3. September 1856 das Schloß und hißte dort die königliche Fahne auf; aber die Bevölkerung vertrieb sie und Truppen der Eidgenossen nahmen die Anführer gefangen.

Preußen forderte die Freilassung dieser Royalisten, denen die Schweiz den Prozeß als Landesverräther machte, und Napoleon III. war der einzige Monarch, welcher Preußen in dieser Rechtsfrage beistand, während die früheren Alliirten des Königs drohende Noten an ihn richteten, um ihn zu bewegen, von seinen Rüstungen abzustehen. Der König sollte sich abermals demüthigen, Preußens Recht durfte ungestraft angetastet werden — die Großmacht Preußen erhielt nicht die Erlaubniß, das Schwert für ihr Recht zu ziehen!

Da trat Napoleon in's Mittel; seine Drohungen bewogen die Schweiz, die Gefangenen freizulassen, und der König, um eine bittere Erfahrung reicher, verzichtete auf seine Hoheitsrechte über Neuenburg.

Für den Verlust dieser Provinz entschädigte der Fürst von Hohenzollern Preußen durch die Abtretung seiner Lande.

„Nicht weil mir die Erfüllung der Forderungen der Neuzeit zu schwer fällt," sagte der edle Fürst Karl Anton zu seinen Ständen, „oder weil die anarchischen Bestrebungen mir die Last des Regiments unerträglich machen, entsage ich der Regierung, sondern weil ich zur Beförderung der Einheit Deutschlands einen Schritt vorwärts thun will. Soll der heißeste Wunsch meines Herzens erfüllt, der Traum der Einheit Deutschlands eine Wirklichkeit werden, so darf kein Opfer zu groß sein. Ich lege hiermit das größte, welches ich bringen kann, auf den Altar des Vaterlandes nieder."

Auch der Erwerbung der Burg Zollern müssen wir besonders gedenken.

Ein Graf im Sülichgau — erzählt F. Baur über den Ursprung des Namens Zollern — hatte einen schönen Bergkegel im Hakenhunta zu seinem Sitze erwählt und auf dessen Spitze seine Burg erbaut. Diese wurde der Zoller genannt, sei es, weil der Erbauer das Recht hatte, Zoll einzunehmen, sei es von dem alten deutschen Wort Söller, Soller, womit der höchste Punkt einer Burg, von dem man die ganze Gegend umher übersehen konnte, bezeichnet wurde und das sich nachmals in Zoller verwandelte.

Die Stammburg Hohenzollern*) liegt südlich von Hechingen auf einem ungeheuren, von allen Seiten frei stehenden Felskegel, welcher sich neben schwarztannigen Waldgebirgen und den Bergzweigen der rauhen Alp, 1200 Fuß hoch über die Stadt Hechingen erhebt. Ein einziger schmaler Weg führt in Windungen zu der Burg hinauf, welche befestigt ist. Hier auf der Spitze des Kegels stand einst die alte Zollernburg, die Wiege unseres Königsgeschlechtes der Hohenzollern — jetzt ist sie, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. neu aufgebaut und restaurirt, ein festes Bergschloß, eine imposante herrliche Burg.

„Willkommen im Lande Deiner Ahnen!" rief das Volk dem Preußenkönige entgegen, als dieser Besitz von seinen Erblanden nahm und die Huldigung der Stände empfing. Dies Land hatte er nicht mit dem Schwerte, sondern allein durch seine Größe als Fürst erobert.

„Gut Zollern allerweg, vom Fels zum Meer!" jauchzte es ihm entgegen.

Der König aber richtete folgende Worte an die Standesherren:

„Ehe der allgemeine Act der Huldigung beginnt, will Ich die

*) Vergl. Soldatenfreund von Schneider.

Huldigung von Ihnen, Meine Herren Fürsten, annehmen. Ich habe das bei ähnlichen Veranlassungen bei Mir gleichgebornen Fürsten dadurch geschehen lassen, daß Ich Ihnen den Handschlag, als das Symbol der Tugend, abgenommen habe, die von dem deutschen Volke sprüchwörtlich geworden ist. Was sollte auch aus diesem Volke werden, wenn die Häupter zu wanken beginnen?! Reichen Sie Mir daher Ihre Hand!"

Da gelobten die Fürsten Treue, und bewegt rief der ehrwürdige, ritterliche Fürst von Fürstenberg:

„Mein König und Herr, möge Gottes Sonne von jetzt ab allen Ihren Tagen glänzen und leuchten, wie sie es heute gethan hat!"

Und der König wandte sich zu den Ständen und sprach mit tiefbewegter, alle Herzen ergreifender Stimme Folgendes:

„Ehe Sie zum Huldigungsacte schreiten, ein Wort an Sie, Meine Herren! Ich stehe tief ergriffen und erschüttert an dieser Stelle. Es ist nicht allein der Gedanke, zu so feierlicher Stunde auf der Geburtsstätte Meines Geschlechtes zu stehen, es ist vielmehr der Blick auf diese Zeit, der Meine Gefühle schmerzhaft erregt. Erwägen Sie, Meine Herren, Ich beschwöre Sie, die Frage in Ihrem Herzen, welch eine Zeit mußte Deutschland trüben und betrüben, um Ihre edlen, guten, väterlich gesinnten Fürsten — Ihre besten Freunde — zu vermögen, trotz Meines Bittens und ernstesten Widerstrebens, die Regierung dieser Lande aufzugeben und dieselbe einem Zweige des alten Stammes anzuvertrauen, der seit einem halben Jahrtausend dem Lande entfremdet war? Erst wenn Sie diese Frage erwogen und sich beantwortet haben, Meine Herren, schreiten Sie zu dem Acte der neuen Huldigung. Aber noch eine andere Betrachtung trübt Mir diese heiligen Augenblicke. Der Umstand, daß Meine Adler hinfort in diesem Lande wehen müssen und daß Ich in der Stunde der Noth die mit Recht geforderte Hülfe vielen Meiner deutschen Mitfürsten nach bestem Wissen und Gewissen und so, wie sie gefordert wurde, gab, hat Mir und Meiner Regierung den öffentlich ausgesprochenen Vorwurf schnödesten Ehrgeizes zugezogen. Ich wähle absichtlich diese Stätte und diesen Moment, um Meine Hand zum Himmel emporzuheben und Gott zum Zeugen anzurufen, daß Ich nie nach fremdem Besitz, nie nach Ländern, die nicht Mein sind, nie nach einer Macht gestrebt habe, die Meiner Krone nicht gebührt, und daß Ich und Meine Regierung nimmer danach streben werden. Doch wenden wir jetzt den Blick auf Trostreicheres um uns her! Dieser Fels, dieses Land und Volk und das hier entsprossene Herrschergeschlecht haben, so lange die Geschichte von ihnen weiß, nur einen und denselben Namen geführt. Nun, Meine Herren,

so bleibt's, Gott Lob, in Zukunft auch. Jetzt bitte Ich Den, der der einzige Brunnen alles Segens ist, Er wolle den Namen Hohenzollern zu einer Zierde, zu einem Exempel und zu einem Segen machen. Gebe Er Sein Gedeihen, daß diese Burg zum Schutz und als eine Zierde des Landes erstehe, daß dieser Volksstamm in alter deutscher Treue den andern Stämmen als lichtes Beispiel der Ehre vorleuchte, wie es Meine Preußen thun, und daß das hier einst entsprossene Geschlecht in treuer, ernster Pflichterfüllung und im Verständniß der Zeit von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Segen werde und bleibe den eigenen Landen, wie dem ganzen deutschen Land und Volk. Das sei die Frucht der ernsten Zeit, des lautern Willens und dieser schönen Stunde!"

In Bezug auf den Verlust von Neufchatel gab der König in folgenden Worten seinen Gefühlen Ausdruck.

„Schmerzlich," sagte er zu den Kammern, „bin Ich durch die jüngsten Ereignisse in Meinem Fürstenthum Neuenburg berührt worden, wo der seit dem Jahre 1848 ungelöste Widerspruch zwischen Meinem unzweifelhaften Recht und der thatsächlichen Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse treue Männer in die Gewalt ihrer Gegner gebracht hat. Die Mäßigung, mit welcher Ich die Zustände dieses Fürstenthums im Interesse des allgemeinen Friedens jahrelang behandelt habe, ist von den europäischen Mächten anerkennend gewürdigt worden. Es ist Mein Wunsch, auch nach den neuesten bedauerlichen Conflicten und auch, nachdem Mein unanfechtbares Recht noch kürzlich durch einen einstimmigen Beschluß des deutschen Bundes bekräftigt worden ist, auf dem Wege der Verhandlung mit den europäischen Mächten eine der Würde Meiner Krone entsprechende Lösung herbeizuführen. Allein Ich darf und Ich werde nicht zugeben, daß Meine Langmuth in eine Waffe gegen Mein Recht selbst umgewandelt werde.

„Wie Mein Volk überzeugt sein kann, daß Ich die ernste allseitige Erwägung Meiner Pflichten und der europäischen Verhältnisse als Richtschnur Meiner ferneren Schritte festhalten werde, ebenso lebe Ich der festen Zuversicht, daß, wenn die Umstände es erheischen sollten, Mein Volk in bewährter Kraft, Treue und Hingebung für die Ehre Meiner Krone einstehen wird!"

Nachdem die Angelegenheit, wie oben geschildert, friedlich beendet wurde, erließ der König folgendes Patent:

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, Fürst von Neuenburg und Graf von Valengin &c., thun durch Gegenwärtiges kund und zu wissen:

„Nachdem Wir uns überzeugen mußten, daß die Verlängerung des anormalen Zustandes, in dem sich das Fürstenthum Neuenburg seit neun Jahren befindet, unverträglich sei mit der

Wohlfahrt dieses Landes, dem Wir nicht aufgehört haben, Unsere Fürsorge zu widmen, indem Wir andererseits den dringenden Vorstellungen nachgeben, die von den Großmächten an Uns gerichtet wurden, dem Frieden und der Ruhe Europa's Unsere Wünsche zum Opfer zu bringen, haben Wir geglaubt, Uns entschließen zu müssen, im Interesse des Fürstenthums selbst, durch einen am letztverflossenen 26. Mai zu Paris zwischen Unserem Bevollmächtigten und denen Oesterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Rußlands und der Schweiz unterzeichneten Vertrag die Bedingungen festzustellen, von deren strengster Erfüllung Wir Unsere Verzichtleistung für Uns und alle Unsere Nachfolger auf unsere Souverainetäts-Rechte über das Land Neuenburg abhängig gemacht haben und abhängig machen.

„In den Verhandlungen, die der Unterzeichnung dieses Vertrages vorhergingen, hat es Uns vorzugsweise am Herzen gelegen, das Wohl des Landes durch spezielle Garantieen für die Erhaltung seiner Kirche und der Stiftungen, die es der Pietät und dem Patriotismus edelmüthiger Bürger verdankt, zu sichern.

„Wenn in dieser Beziehung durch die Stipulationen des Vertrags nicht alle Unsere Wünsche erfüllt werden konnten, so hoffen Wir darum nicht weniger, daß seine Ausführung der Fürsorge entsprechen werde, die Unsere Bemühungen geleitet hat.

„In diesem Vertrauen haben Wir besagten Vertrag ratificirt, und indem Wir seine Bekanntmachung befehlen, entbinden Wir ausdrücklich Unsere Neuenburger Unterthanen von dem Eide der Treue, den sie Uns geleistet haben.

„Wir entbinden insbesondere von ihren Lehenspflichten die Lehnsträger der Herrschaften Georgien, Vaumarcus und Travers. Die tiefe Betrübniß, mit der Wir Uns von denjenigen Unserer Unterthanen trennen, die Uns in jeder Zeit eine erbliche Anhänglichkeit bewahrt haben, wird nur durch die Erwägung gelindert, daß Uns die Umstände gestattet haben, nur die Stände Unserer Krone zu Rathe zu ziehen und nur Unserer Fürsorge für die treuen Neuenburger Gehör zu geben. Wir haben daher die durch den Vertrag stipulirte Summe zurückgewiesen, nachdem ihr bloß die Form einer Entschädigung gegeben war, anstatt daß sie das Aequivalent des fürstlichen Einkommens hätte bilden sollen, das Wir für Uns und Unsere Nachfolger zu beanspruchen die heilige Pflicht hatten.

„Indem Wir allen Denjenigen, die nicht aufgehört haben, Uns ihre Liebe, Hingebung und Treue zu bezeugen, Unsere Dankbarkeit ausdrücken, empfehlen Wir sie wie das ganze Land dem Segen des Allmächtigen, in der festen Ueberzeugung, daß die unparteiische Nachwelt die Wohlthaten würdigen wird, die das

Fürstenthum Neuenburg seinen Souverainen aus dem königlichen Hause Preußen verdankt.

Gegeben zu Marienbad, 19. Juni 1857.

Friedrich Wilhelm."

„Und der heldenmüthige Graf" — moquirt sich Alexander von Humboldt über die Neuenburger Affaire — „der den Staatsstreich à la Napoléon ausgeführt, kommt angeregt? und von Berlin, während wir einen Minister beim Bunde haben, den wir heute sagen nie anerkannt zu haben? Wie ist da herauszukommen? So wird es mit den drei überseeischen Besitzungen, der Jahde, dem von Columbus Stillfried entdeckten Zollern und mit Neufchatel gehen. Ich beklage den constantineopolitanischen Pourtales, der in bösen Widerspruch zwischen seiner Dynastie (das preußische Grafenthum) und seinem offiziellen Liberalismus tritt."

So höhnte der „Freund" des Königs über die Erwerbung der Jahde, über den Erwerb von Zollern und den Royalismus treuer Anhänger des Monarchen. Den Kreuzzug des Prinzen Adalbert gegen die Riffpiraten am Cap Tres-Forcas, wo die Mannschaft der Brigg „Danzig" die Beschimpfung der Flagge rächte, nannte Humboldt „die afrikanische Dummheit".

Trotz dieser Bitterkeit, mit welcher sich Humboldt über die Politik des Königs äußerte, war er einer der häufigsten Gäste seines königlichen Freundes, der gewiß nicht ahnte, wie frei Humboldt über ihn sprach, und doch finden wir in seinen Briefen kaum etwas mehr über die Beziehung zum Könige in dieser Zeit, als Glossen. Die Einsetzung der Regentschaft notirt er mit den Worten:

„Für die Regenschaft ist allerdings, so nothwendig sie auch ist, für die ganz vergeudete Ehre des Landes ist, leider! noch nichts abgemacht. Möge der Prinz von Preußen halten, was er bis jetzt verspricht!"

Im Jahre 1847 finden wir in den Briefen folgende Notiz:

„Traum. Ich sah den König furchtbar weinen, indem er ausrief: Dahin also ist es gekommen?! Nun, ich weiche! Laßt meinen Bruder Alles übernehmen und möge es ihm besser als mir gelingen!"

Dieser Traum Humboldt's sollte jetzt in Erfüllung gehen.

Wer den König in den ersten Jahren seiner Regierung gesehen, erkannte ihn jetzt kaum wieder. Das trübe Jahr 1848 hatte die Harmonieen so vieler glänzenden Eigenschaften in der Person dieses Monarchen gestört, und blitzte auch hier und da wieder das alte, heitere Naturell, der phantasievolle Geist wieder auf, es mischte sich stets etwas Trübes hinein, das schmerzlich an

die Tage erinnerte, wo man ihm das überströmende Gefühl mit Hohn vergolten und ihm das Herz gebrochen. Von rastloser Arbeit erschöpft, von brennender Begierde, seine Pflicht vor Gott und seinem Gewissen zu erfüllen, getrieben, war der König reizbarer als je geworden; sein Gedächtniß ließ ihn häufig im Stich und er kränkelte auch körperlich. Die Aerzte verordneten ihm zuerst eine Brunnencur, dann Bäder in der Havel.

Hatte er sich hierbei eine Erkältung zugezogen oder war es die Folge von Ueberanstrengung — die Trauer- und Schreckensbotschaft: „den König hat der Schlag gerührt!" hallte plötzlich durch das ganze Land. Und jetzt fühlte es erst ein Jeder, was dieser König dem Lande gewesen.

Wenige Tage vorher hatte er die Versammlung der Geistlichen aus allen Theilen der Monarchie empfangen und jeden Einzelnen von diesen Hunderten herzlich begrüßt.

„Auch ich empfinde Sehnsucht nach der Heimath!" soll er trübe geäußert haben.

Und dies Wort ging jetzt wie eine unheilvolle Prophezeihung von Mund zu Munde.

Der Besuch des Königs von Sachsen in Sanssouci nahm ihn zuletzt in Anspruch. Er soll den König aus dem warmen Zimmer unbedeckten Hauptes zum Wagen geleitet haben, und diese Höflichkeit beschleunigte vielleicht das Herannahen der ihm von Gott gesandten Prüfung.

Schon am 23. October 1857 übertrug er dem Prinzen von Preußen die Stellvertretung in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte; diese wurde verlängert, da das Uebel zunahm. Endlich, da die Aerzte eine Reise des Königs nach Italien verordneten, wurde die Regentschaft beschlossen.

Aber auch der kranke König fand keine Ruhe; der Ausbruch des italienischen Krieges trieb ihn im Frühjahr 1859 aus dem milden Klima in die Heimath zurück.

„Friedrich Wilhelm IV.," schreibt Eugen Hermann,*) „mag in seinem Volke und in der Welt politische Gegner haben, aber es giebt kaum einen Fürsten, der überall so als Mensch die Herzen sich erworben und dem es selbst seine Feinde zugestehen, daß die Fehler, die sie ihm vorwerfen zu können glauben, nur aus der Schwäche eines allzuguten und vertrauensvollem Herzen hervorgegangen sind. In der Politik, wie als König seiner Unterthanen, ließ er immer nur das Herz sprechen, und wenn daher eine allgemeine Theilnahme diesem Kranken folgt, so ist sie um so tiefer, als das Leiden nicht bloß den Körper, sondern auch den

*) Lloyd, Familienbuch Bd. X.

seltenen Geist ergriffen. Der König fühlte in wachen Momenten die Schwere seines Leidens — und dies Bewußtsein mußte einen Mann tief niederdrücken, der mit dem strengsten Pflichtgefühl die Verantwortung einer Krone dem Höchsten gegenüber tragen will und der bloß deshalb die Last der Krone auch noch heute nicht ablegt, weil sein christliches Denken glaubt, auf dem Posten, den ihm Gott gegeben, ausharren zu müssen, bis ihn Gott entweder von seinem Leiden oder von seiner Pflicht erlöst.

„Der König fand in Italien keine Genesung; bei seiner Rückkehr war jeder Empfang verbeten, aber dennoch harrte seiner die königliche Familie und die Würdenträger der Krone am Bahnhof; das Volk bildete in unabsehbaren Massen Spalier und die Menge verrieth durch ihr stilles Verhalten das Gefühl, welches sie bei dieser ernsten Feier der Wiederkunft bewegte.

„Der König umarmte die Seinen; man führte ihn zu dem offenen Wagen, und an der Seite der Königin fuhr er im Schritt durch die Reihen.

„Es war kein stürmisches Hurrah, das ihn empfing, sondern ein thränenweicher Gruß von tausend Herzen, welche der Anblick ihres Königs tief erschütterte. Da saß er im unscheinbaren bürgerlichen Kleid, die Wange abgemagert, das Antlitz bleich, das Auge halb erloschen; er war müde und matt von der Reise, aber unaufhörlich lüftete er den Hut, so sauer es ihm wurde, als wolle er Jedem danken, Jedem seinen Gruß erwidern.

„Im Knopfloch trug er ein Bouquet frischer Veilchen, welche ihm die Prinzessin Victoria, die Gemahlin seines Brudersohnes, gegeben. Blumensträuße flogen in den Wagen und er hob sie auf. Als wir uns umschauten, war kein einziges Auge thränenleer.

„Und die Königin, die ihn gepflegt, wie das ärmste Weib den kranken Gatten, die ausgeharret und geduldet, alle Launen des Kranken ertragen und oft ganz allein ihn beherrschen konnte, denn die Gewalt der Liebe gab ihr eine Macht, größer als die des Leidens — sie war gealtert und grau geworden; man sah es ihr an, was sie gelitten, aber man fühlte auch, wie ihr die Liebe des Volkes wohlthat, das sie in der Heimath empfing.

„Der König erholte sich. Durch die Kunst der Aerzte schwankte er zwischen Genesen und Nichtgenesen; ein zweiter Anfall warf ihn wieder nieder. Aber der Höchste wollte ihm noch keine Erlösung geben — noch heute kämpfen Körper und Geist um jede Stunde.

„Wir sahen ihn auf der Terrasse von Sanssouci — der Name dieses Lustschlosses dürfte, seit das Königspaar dort wohnt, umgetauft werden.

„Es war ein schöner Tag. Der König ging allein, aber

der Arzt dicht hinter ihm, um ihn halten zu können; der Kammerdiener folgte mit einem Stuhl.

„Der König war abgemagert, das Auge starr — theilnahmlos stierte es vorwärts; die Bewegung war ohne Kraft, maschinenartig getrieben, fast ohne Bewußtsein.

„Ich sah den Arzt unruhig werden — immer heftiger schritt der Kranke; er murmelte unverständliche Worte — ich zitterte schon. Da erschien die Königin auf der Terrasse und sein Antlitz belebte sich bei dem Klang ihrer Stimme, die ganze Gestalt erhielt natürliches Leben. Die Königin führte ihn die Terrasse entlang. Eine hohe Dame, ebenfalls durch schweres Leiden gebeugt, trat aus dem Schlosse und der kranke König schlang seine Arme um die geliebte kaiserliche Schwester — sein Auge strahlte von Wehmuth und Freude. „O Gott!" rief ich, tief erschüttert, und wandte das thränende Auge gen Himmel und meine Seele betete für ihn.

„Ich kann den Eindruck nicht schildern, den der Schlag des unerbittlichen Schicksals auf diesen Monarchen in mir hervorgerufen, wenn ich des heutigen Anblicks und jener Zeit gedachte, wo sein Geist leuchtete und die anmuthige Liebenswürdigkeit seines Wesens Alles bezauberte und hinriß, wo man den Menschen um sein stilles Glück auf dem Throne beneidete. Aber jeder Preuße weiß es auch, daß er einen kranken Vater hat, und in jede Freude tönt mit stiller Wehmuth die Mahnung an den kranken König in Sanssouci."

Noch beinahe zwei lange Jahre hatte er zu leiden.

„O Gott, was bin ich für ein armer, elender Mann!" hörte man ihn in wachen Momenten klagen, und tief erschütternd war es für jeden Zeugen, daß er stets, wenn sein Geist licht wurde, an sein Volk dachte.

„Sein so klarer Geist," schreibt Schmettau, „wurde immer dunkler, sein so starkes Gedächtniß wurde immer schwächer, seine Theilnahme an den Dingen um ihn her immer geringer. Aber Eins ist ihm geblieben bis zuletzt — sein Glaube. Als die Sprache, die er einst so meisterhaft zu führen verstand, ihm schon den gewohnten Gehorsam mehr und mehr versagte, da hat er immer noch gebetet. Seine Hände waren gefaltet, seine Lippen bewegten sich und seine Blicke suchten den Himmel, seine Heimath, wenn ihn auch sonst nichts mehr kümmerte.

„Noch in der allerjüngsten Zeit — so ist mir erzählt worden — als er schon sehr schwach geworden war, unterhielt sich die Königin, die ihn nie verließ, mit einem Geistlichen, der gekommen war, ihm — wenn möglich — geistlichen Trost zu bringen. Er sprach zu der hohen Frau von Jerusalem. Da erwachte

der König plötzlich aus seiner Theilnahmlosigkeit, wendete sich zu ihm und sagte: Sie sprechen von dem Jerusalem da oben, das ist schön — da wird Freude sein, ja, große Freude! — dann versank er wieder in sein Schweigen."

Am 2. Januar 1861, 40 Minuten nach Mitternacht, erlöste Gott endlich den Dulder, starb König Friedrich Wilhelm der Gute, inmitten seiner Familie, die sich, theils erst durch den Telegraphen gerufen, um ihn versammelte.

Schon im Jahre 1845 hatte der König den Bau einer Kirche begonnen, in welcher dereinst sein Leib ruhen sollte.

„Es scheint mir passend," schrieb er damals an den Dr. Eylert, „eine Kirche, welche zu einem Palast-Bezirk gehört, der den Namen Sans-souci (ohne Sorgen) trägt, dem ewigen Friedensfürsten zu weihen und so das weltlich negative „ohne Sorgen" dem geistlich positiven Frieden entgegen oder vielmehr gegenüber zu stellen."

„Nachdem der Bau im Sinne des Königs vollendet worden," schreibt Schmettau,*) „erfolgte am 24. September 1848 die Einweihung der Friedenskirche durch den Dr. Neander. Am westlichen Giebel der Kirche leuchtet die Inschrift: „Jesu, dem Friedensfürsten"; inmitten des mit Säulengängen umgebenen Vorhofs, des Atriums (vor dem Haupteingange von der Gartenseite), erhebt sich ein zwölf Fuß hohes Abbild der berühmten Christus-Statue Thorwaldsen's, und über der kleineren Eingangspforte, von Sanssouci her, thront ein herrlicher Christuskopf, auf Goldgrund einer Lavatafel gemalt und eingebrannt. Durch diese Pforte pflegten der König und die Königin vom Schlosse Sanssouci herab zur Kirche zu gehen. Auch aus dem alten Heimathlande der Hohenzollern findet sich im Kreuzgange rechts, an dem mittelalterlichen Mauerbrunnen, ein heiliges Denkzeichen. Es ist ein Abbild von dem Relief über der Eingangspforte einer alten Kirche zu Alpirsbach, der urkundlich ältesten Kirche von Deutschland. Das Bild stellt ein Basrelief dar: in der Mitte, in einem von zwei Engeln getragenen Medaillon sitzend, den Heiland, an den Seiten knieend Maria und Martha. Die lateinische Umschrift lautet deutsch: Ich bin die Thür, spricht der Herr, wer durch mich eingehet, der wird selig werden."

Am 6. August 1854, also fast sechs Jahre vor seinem Tode, schrieb der König folgende Verordnung nieder:

Wie Ich bestattet sein will.

† † †

„Wenn Gott der HErr es giebt, daß Ich Meine irdische Laufbahn ruhig in der Heimath endige und wenn, was Ich ihn

---

*) Friedrich Wilhelm IV

auf den Knieen und mit Inbrunst anflehe, die Königin, Meine heiß und ewig geliebte Elise, Mich überlebt, so soll ihr dies Blatt gleich nach Meinem Ableben übergeben werden. Was sie irgend daran ändert, soll befolgt werden, als stände es hier geschrieben. Ihr Befehl soll Mein Befehl sein. Doch will Ich einst an ihrer Seite ruhen, im selben Grabe, so nahe als möglich.

„Sobald Mein Tod durch die Aerzte bescheinigt ist, will Ich, daß man Meinen Leib wasche und öffne. Mein Herz soll in ein verhältnißmäßig großes Herz aus märkischem Granit gelegt und am Eingang der Gruft im Mausoleum zu Charlottenburg (folglich zu den Füßen Meiner königlichen Eltern) in den Fußboden eingemauert und von ihm bedeckt werden. Meine Ruhestätte soll die Friedenskirche sein und zwar vor den Stufen, die zum heiligen Tisch führen, zwischen dem Marmorpult und dem Anfang der Sitzplätze, zur Linken (vom Altar zur Rechten) der Mittellinie des Kirchschiffes, so daß einst die Königin zu Meiner Rechten ruht. Der bezeichnete Raum in ganzer Breite von Unserm Kirchstuhl bis zum gegenübergelegenen, sowie der Streifen von da an, zwischen den Sitzplätzen der Gemeinde, bis an die Säulen des Orgel-Chors soll (aus Meinen hinterlassenen Mitteln) einfach aber harmonirend mit dem Boden um den heiligen Tisch — in Marmor — neu gepflastert werden. Gerade über Meiner Ruhestätte, flach, ohne Erhöhung über das Pflaster der Kirche, soll ein Oblongum in weißem Marmor (ähnlich den beiden Platten im Mausoleum zu Charlottenburg) angebracht werden, auf welchem in Metall, oben das Monogramm Christi, $A\frac{P}{X}\Omega$, dann die Inschrift stehen soll: Hier ruht in Gott seinem Heilande, in Hoffnung einer seligen Auferstehung und eines gnädigen Gerichts, allein begründet auf das Verdienst Jesu Christi, unseres allerheiligsten Erlösers und Einigen Lebens, weyland König Friedrich Wilhelm IV.

„Bei Meiner Bestattung soll es gerade gehalten werden, wie bei der des hochseligen Königs, Meines unvergeßlichen Vaters — und zwar im Dom zu Berlin, wenn Ich in der Berliner Gegend sterbe; aber wenn Ich in der Potsdamer Gegend sterbe, in der Friedenskirche unter Sanssouci.

„Sobald Mein Lebensende ärztlich constatirt sein wird, sollen 150 Thaler Gold an die Armen des Doms gesendet werden, wie Ich solches nach Meiner jedesmaligen Theilnahme am hochheiligen Sacramente des Nachtmahles pflege. Eine gleiche Summe wird sodann an die andern Kirchen (für ihre Armen) übermacht, wo Ich communicirt habe, nämlich an die Friedenskirche, an die

Erdmannsdorfer Dorfkirche, an die Stadtkirche zu Spandau, an die evangelische Dorfkirche zu Fischbach und an die Armen der Kirche de l'oration zu Paris." —

Wir eilen zum Schlusse unserer Erzählung.

„In tiefer, schmerzlicher Bewegung, aber mit fester Zuversicht trete ich in Ihre Mitte!" sagte der Prinz von Preußen bei Uebernahme der Regentschaft zu den Abgeordneten des Reiches. „Das schwere Leid, welches seit Jahresfrist unsern allergnädigsten König und Herrn getroffen hat, ist, ungeachtet der Gebete seines treuen Volkes, nach dem unerforschlichen Willen des allmächtigen Lenkers unserer Geschicke, noch nicht von ihm gewichen. Mein königlicher Bruder hat sich demzufolge und da von den Aerzten ein längerer Aufenthalt im Auslande für nothwendig erachtet worden ist, bewogen gefunden, mich zur Uebernahme der Regentschaft aufzufordern, bis ihm durch Gottes Gnade gestattet sein wird, das königliche Amt Allerhöchstselbst wieder auszuüben, was meine Wünsche und Gebete — deß ist Gott mein Zeuge — unablässig erflehen. Daß des Königs Majestät Allerhöchstselbst in Ihrer Weisheit und Fürsorge für das Landeswohl mich zur Uebernahme der Regentschaft berufen haben, das gereicht mir zur besonderen Beruhigung.

„In Befolgung dieser Allerhöchsten Willensäußerung habe ich mit Rücksicht auf die thatsächlich bestehenden Umstände und die landesgesetzlichen Vorschriften die schwere Last und Verantwortlichkeit der Regentschaft auf mich genommen, des ernsten Willens, fernerweit Dasjenige zu thun, was die Landesverfassung und die Gesetze von mir erheischen. Ich erwarte von Ihnen, meine Herren, daß Sie Ihrerseits das Gleiche thun werden.

„Meine Herren! Je trüber, im Hinblick auf den fortdauernden Krankheitszustand unsers Königs und Herrn, die Gegenwart ist, um so höher lassen Sie uns die Fahne Preußens in gewissenhafter Pflichterfüllung, in gegenseitigem Vertrauen und in Einigkeit tragen. Mit dem Ruf, der sonst in diesem Saale so freudig erschallte, schließe ich diese feierliche Handlung — mit dem Rufe: Es lebe der König!"

„Unser Sohn Wilhelm" — schrieb die Königin Louise an ihren Vater in der Unglückszeit Preußens — „wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig."

Und nie hat sich eine Characteristik bewährter gefunden, wie diese.

„Ich will nie vergessen," sagte der Prinz vor dem Altare Gottes bei seiner Confirmation, „daß der Fürst doch auch Mensch, vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Be-

dürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für Andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die Andern, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden."

Als der Prinz, vom Volke verkannt, kurze Zeit das Land gemieden und wieder den preußischen Boden betrat, sagte er zu den Behörden von Wesel:

„Es hat sich Vieles in unserem Vaterlande geändert; der König hat es gewollt, des Königs Wille ist mir heilig; ich bin sein erster Unterthan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an; aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben — das ist mein Beruf."

Und der Prinz erfüllte, was er verheißen. Diejenigen, welche von ihm reactionaire Gelüste erwartet hatten, täuschten sich — er entfaltete das Banner „Gesetz und Recht". Das Ministerium Manteuffel ward entlassen und jetzt trat ein Umschwung der Dinge ein, welcher die Ultra-Reactionaire eben so erbeben ließ, wie die Demagogen. Die Einen sahen ihre Hoffnung auf Wiederherstellung des Absolutismus und des Junkerregiments getäuscht — die Andern, welche dasselbe gewünscht, damit eine Revolution ausbräche, wurden ebenso ihrer Hoffnungen benommen.

Und Alles ward anders — überall der Gegensatz zu früherer Zeit. Das Ministerium war liberaler als die Landräthe; von oben kämpfte man gegen den Eifer von unten und die Polizei war in ein unselig Dilemma gerathen.

Die Gräuel, welche am Schillerfest in der Hauptstadt Berlin stattfinden konnten, bewiesen, daß das ganze Institut der Polizei sich überlebt hatte und daß die Schutzmannschaft Berlins mit dem Tode ihres Schöpfers einer Reorganisation bedurfte.

Eine für die Reaction organisirte Polizeigewalt mußte überall anstoßen, als das System gewechselt wurde, und von der Unsicherheit ihrer Stellung konnte nur der Pöbel profitiren.

Doch wir sehen uns nach den Personen unseres Drama's um, die wir in der Krisis verlassen haben.

Augustin und Derville waren glücklich nach Frankreich entkommen.

Die geheime Gesellschaft der Marianne, der wir schon früher Erwähnung gethan, bereitete einen neuen Aufstand zur Errichtung der demokratisch-socialen Republik in Frankreich vor.

Ein Herr Badillé gab ein Diner, zu welchem er zwanzig Personen geladen.

Während die Gäste noch bei Tafel saßen, kommt ein Polizist zum Maire des Ortes. Seine Meldung ist originell und characteristisch.

„Badillé," sagt er, „hat eine Gesellschaft von zwanzig Personen, es sind schon neunzig Flaschen Wein getrunken worden, aber man hat noch kein Lied gesungen."

Der Maire nickt ihm zu. Auch er schöpft Verdacht — eine Gesellschaft, die beim Weine nicht singt, muß conspiriren. Er läßt Gensd'armen rufen, um die Verschwörer zu verhaften.

„Republik und dann die blutige Fahne durch ganz Europa geschwungen — alle Throne gestürzt — Polen befreit!" ruft mit lallender Stimme ein riesiger Mann, dessen Haar silberweiß, der, abgemagert und welk vom Alter, kaum noch den zitternden Arm zu heben vermag.

Er klingt gräßlich dieser Mordruf von den Lippen eines Mannes, der schon halb dem Grabe anzugehören scheint; es ist, als richte er sich nur auf, um mit dem Worte „Rache" den letzten Athem in die Welt zu fluchen.

Da wird die verschlossene Thür erbrochen.

„Verrath!" ruft es von allen Seiten.

Erschrocken fahren die Gäste auf — bleich und bebend stehen die Männer, welche soeben davon gesprochen, die Welt in Flammen zu setzen.

Nur zwei Männer sind entschlossen — sie trotzen der drohenden Gefahr.

Der Eine steht noch in der Kraft des Lebens — die Sonne Italiens hat sein Antlitz gebräunt; das schwarze Auge sucht die Stelle, wo die Schergen des Gesetzes am schwächsten stehen. Er zückt einen Dolch und bricht sich Bahn.

Wie ein Blitz schießt er hindurch — über Leichen geht sein Weg — er ist verschwunden.

„Bravo, Orsini!" murmelt der Greis.

Und wie er sieht, daß Einzelne dem Italiener nachsetzen wollen, zieht er zwei Revolver aus der Tasche und schießt sechs Gensd'armes nieder.

Als er den siebenten Schuß abfeuern will, streckt ihn ein Kolbenschlag von hinten zu Boden und ein Bajonettstich giebt ihm den Rest.

So endete Poninski.

Man schleppt die übrigen Gäste in den Kerker.

„Nehmt mich auch mit!" schreit ein Bettelweib den Schergen nach, als sie die Gefangenen fortführen. „Republik! Republik! Tod dem Tyrannen, dem Meineidigen — Schmach über Frankreich, daß es sich knechten läßt —"

„Schweig', Natter!" wüthet ein Gensd'arm und stößt sie mit dem Fuße vor den Leib.

„Stoßt mich nieder," fleht sie, die Hände ringend, „ich sterbe vor Hunger!"

Und Anna Gordon, einst die gefeierte Sängerin, die schöne blühende Geliebte Napoleon's — sie, welche ihm den Weg nach Straßburg gebahnt, sie bettelt um den Tod — der Hunger thut so weh!"

Derville ist der rächenden Hand der Gerechtigkeit nicht entgangen — der Falschmünzer büßt die Schuld auf den Galeeren; das T. F. (travaux forcées) ist ihm vom Henker auf die Schultern gebrannt.

Und die übrigen Personen unserer Erzählung?

Georg von Rochov und Bertha von Teskow leben in der glücklichsten Ehe; der alte Teskow und Dembowski mit seiner Frau sind ihre täglichen Gäste.

Moritz Meyer ist ein gemachter Mann. Er hat die Opernhausbälle besucht und erzählt mit Stolz, daß der König einmal mit ihm gesprochen.

„Se. Majestät," erzählt er, „hatten die Gnade, zu sagen: Ich will, daß die Stände sich vermischen."

Moritz Meyer zahlt Beiträge zum Nationaldank, zum Treubund; er speist alte Krieger, hat der Kirche in ** eine Orgel geschenkt — er illuminirt an des Königs Geburtstag mit bengalischen Flammen, und es heißt, er soll nächstens in den Adelstand erhoben werden. Durch den Tod seines Bruders ist er ein Millionair geworden; was kümmert es ihn, daß die Esther noch immer lebt und ihr Fluch des Nachts durch das öde Haus ertönt — er hat die alte Wohnung seit dem Tode Rebecca's nicht wieder betreten, sondern eine prächtige Villa im nobelsten Theile der nobelsten Vorstadt erstanden.

Bernhard von Rochov ist Rittmeister geworden und trägt zwei sehr hübsche Orden auf der noch hübscheren Uniform.

Adda Meyer ist alt und sehr häßlich geworden; ihr Gatte klagt über Eifersucht und macht einer vornehmen Dame den Hof.

Es ist ein bitterkalter Tag.

Mit umflorten Fahnen, alle Metallstücke schwarz bezogen, ohne Sang und Klang rücken die Gardetruppen vom Bahnhof zu Potsdam nach dem Schlosse von Sanssouci.

Es wird ein Spalier vom Schlosse bis zur Friedenskirche gezogen; eine ungeheure Menschenmenge erwartet in feierlicher Stille den Trauerzug, welcher Dem die letzte Ehre erweisen soll, der so lange die höchsten Ehren getragen.

Wie anders war der Tod Friedrich Wilhelm's IV. und der seines Vaters! Damals standen Abertausende vor dem Schlosse,

als wollten sie dem letzten Seufzer des Sterbenden lauschen — Friedrich Wilhelm IV. starb schon halb vergessen und erst sein Tod rief wieder das Volk hin zu Dem, der es geliebt, wie nie ein König sein Volk geliebt — zu Ihm, dem es jede Wohlthat mit Undank vergolten, den es bitter verkannt und der doch bis zum letzten Athemzuge für das Vaterland gebetet!

Und was hatte dieser König in seinem reichen Leben vollbracht?

Künste und Wissenschaften blühten, herrliche Bauten verewigen sein Andenken; überall erwachte neues Leben unter dem Blicke dieses schöpferischen Monarchen. Eisenbahnen und Telegraphen befördern den Verkehr, Gesetze und Verträge haben den Handel zur höchsten Blüthe gebracht. Er legte den ersten Grund zur Marine und ihm dankt das Volk einen glücklichen Frieden in Zeiten, wo die Brandfackel des Kriegs Europa in Flammen setzte. Die Revolution ist besiegt und keine Brigittenau, kein blutiges Schaffot erinnern an die Rache des Königs, den man so bitter geschmäht — darum entblößt die Menge dort das Haupt und mit stillem Gebet empfängt ein Jeder den Trauerwagen von Sanssouci.

Da zieht er hin mit dem helmgeschmückten Königssarg und, im grauen Soldatenmantel — einsam, wie er jetzt einsam auf der Höhe steht — folgt der königliche Bruder, der König dem Könige.

Es folgen die Prinzen. Das Banner des Reichs bauscht sich über die leidtragende Familie der ritterlichen Hohenzollern und der dumpfe Ton der Trommel, das feierliche Geläut der Glocken, der Trauerchoral und der stumme Abschiedsgruß der Menge geleiten den Landesvater zu Grabe.

[illegible]

(Ende des letzten Theils.)

[illegible]

findet volle Anwendung:

„Unmöglicher scheint es, uns nächst den
Lauf der Zeit,
zurück die Gegenwart zu zwingen
zur Vergangenheit.“ —

Nachwort.

Die große Schwierigkeit, einen Roman in der neuesten Zeit spielen zu lassen, der alte berühmte und berüchtigte Personen handelnd erscheinen läßt, wird dadurch bedeutend erhöht, daß der Autor es ebenso für seine Pflicht hielt, Nichts zu verschweigen, was zur Characteristik der Zeit dient, als einer Familie ungerecht zu nahe zu treten, oder durch die Intrigue des Romanes den Eindruck der Wahrheit durch die Erfindung zu stören.

Der Verfasser bemerkt daher ausdrücklich, daß, mit Ausnahme der allgemein bekannten historischen Persönlichkeiten, alle übrigen Personen, von denen nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt ist, Figuren der Dichtung sind, die in keiner Beziehung mit noch lebenden Personen stehen, welche einen ähnlichen Namen führen.

So ist der im Roman handelnde Graf **Poninski** eine erdichtete Figur, welche mit dem sehr achtbaren polnischen Grafengeschlecht desselben Namens in keiner Beziehung steht, der Name **Rochov** nicht gleichbedeutend mit **Rochow**, endlich aber die **Familie** des Commandanten von Cüstrin (im Roman v. J. — Adele v. J. bezeichnet) durchaus **nur der Dichtung** angehörig. Der Autor schildert die Wahrheit nirgends mit Uebertreibung; die Dichtung hält sich an wirklichen Begebenheiten, aber die **Namen der Persönlichkeiten, welche nicht ganz allein** der Geschichte angehören, sind **überall** fingirt; wo daher eine **zufällige** Uebereinstimmung mit wirklich existirenden Namen sich dennoch ohne Absicht des Autors herausstellt, wie z. B. bei **„Poninski“** und **„v. J.“**, bemerkt derselbe, daß die noch lebenden Familien, welche diesen Namen führen, nicht gemeint sind und daß überall, wo eine historische Person handelnd auftritt oder eine wahre Anecdote erzählt wird, in den Anmerkungen entweder die Quelle genannt ist, oder das Wort „historisch“ den Text bekräftigt.

E. Pitawall.

Schnellpressendruck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstraße 34.